Sicilianische Märchen.

Aus dem Volksmund gesammelt

von

Laura Gonzenbach.

Mit Anmerkungen Reinhold Köhler's und einer Einleitung herausgegeben

von

Otto Hartwig.

I — II

Erster Theil.

Mit dem Portrait einer Märchenerzählerin.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1870.



C. Certo

aus S. Pietro di Monforte bei Messina.

Sicilianische Märchen.

Aus dem Volksmund gesammelt

von

Laura Gonzenbach.

Mit Anmerkungen Reinhold Köhler's und einer Einleitung herausgegeben

von

Otto Hartwig.

Erster Theil.

Mit dem Portrait einer Märchenerzählerin.



Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1870.

Der

Frau Johanna Jaeger

aus Messina

gewidmet

von

der Sammlerin, dem Herausgeber und dem Verleger.

Vorwort.

Wenn irgend ein Buch eines Vorwortes bedarf, so ist es diese Sammlung sicilianischer Märchen. Denn der Herausgeber derselben muß doch nicht nur darüber Rechenschaft geben, wie er in den Besitz dieser Märchen gekommen ist, sondern auch die Grundsätze darlegen, welche die Sammlerin derselben bei ihrer mühsamen Arbeit geleitet haben, und die Quellen verzeichnen, aus denen dieselbe geschöpft hat.

Als ich an meinem Buche: Aus Sicilien. Cultur- und Geschichtsbilder, Bd. 1 und 2, Cassel, 1867 und 1869 arbeitete, mußten sich mir wiederholt die Fragen aufdrängen, nach der Entstehung der gegenwärtigen, auf der Insel herrschenden Nationalität, nach der Fortexistenz von Ueberresten des geistigen Lebens einst hier gebietender Völker, nach den Wandlungen, die das gesammte religiöse und sittliche Empfinden der Bewohner dieser Insel dem äußeren Scheine nach viel stärker, als es in der That der Fall sein möchte, erfahren hat. Da aber alle diese Fragen nur zum geringen Theile aus dem literarischen Niederschlage des Geisteslebens eines Volkes beantwortet werden können, so beschloß ich mich genauer mit der Volkspoesie des heutigen Siciliens bekannt zu machen und auch die Volkserzählungen,

Märchen, Sagen und Legenden in den Kreis meiner Studien zu ziehen. Während meines fünfjährigen Aufenthaltes in Sicilien hatte ich aber die Zeit, die mir mein Amt als Geistlicher und Lehrer zu Privatstudien übrig ließ, wesentlich benutzt, mich in anderen Richtungen mit Sicilien bekannt zu machen. Auf mehrfachen Reisen hatte ich mir eine umfassendere Kenntniß der Topographie der Insel, der äußeren, socialen und politischen Lebensbedingungen ihrer Bewohner verschafft, und dann mir eine genauere Einsicht in die umfangreiche, namentlich die Geschichte der Insel betreffende sicilische Literatur erworben. Diese Arbeiten kamen mir bei dem Studium der sicilischen Volkspoesie aber nur höchst mittelbar zu Statten, da ja außer einigen höchst unbedeutenden Aufzeichnungen von den in Sicilien im Volksmunde fortlebenden Märchen und Sagen noch gar Nichts gedruckt ist*). Da ich aber wohl wußte, daß in Sicilien noch eine Menge von Märchen im Volksmunde leben — hatte mir mein Freund Dr. Saverio Cavallari doch gelegentlich das eine oder andere erzählt**) —, so wendete ich mich an meine verehrte Freundin Fräulein Laura Gonzenbach in Messina — seitdem mit dem italienischen Oberst Herrn La Racine vermählt — und bat dieselbe, mir einige Märchen aufzuschreiben, ich

*) Das Märchen vom Schlauraffenlande behandelte in einem Gedichte: La cucagna conquistata unter dem Namen Giamb. Basile der Palermitaner Giuseppe della Montagna im palermitanischen Dialekte. Palermo 1640 und 1674. Offenbar schrieb der Verfasser des mir nur dem Namen nach bekannten Gedichtes dasselbe nur in Nachahmung des wirklichen Giamb. Basile, des Verfassers des Pentamerone († 1637).

**) Ueber Cavallari als Märchenerzähler vergl. Springer, die mittelalterliche Kunst in Palermo. Bonn, 1869, 4. Anm. 23. Durch die Freundlichkeit des Herrn Hofraths H. Lotze zu Göttingen stand mir auch ein Manuscript zur Verfügung, in dem Cavallari die Uebersetzung einiger sicilianischer Märchen gegeben hat. Da dieselben aber überarbeitet und hier und da novellistisch ausgeschmückt waren, so habe ich für diese Sammlung keinen Gebrauch von ihnen gemacht.

beabsichtige dieselben als Anhang zum zweiten Bande meines Buches drucken zu lassen, wenn sie mir als von specifisch sicilianischer Färbung erschienen. Fräulein Laura Gonzenbach, in Sicilien geboren und des Dialektes von Messina vollkommen mächtig, kannte ich als eine treffliche Märchenerzählerin. Mit der größten Liebenswürdigkeit und Bereitwilligkeit wurde meine Bitte erhört, und ich erhielt nach nicht allzu langer Zeit das Manuscript von zehn Märchen zugesendet. Gleichzeitig schrieb die Sammlerin derselben, sie sei jetzt, nachdem die ersten Schwierigkeiten des Auffindens von guten sicilianischen Märchenerzählerinnen überwunden seien, mit einer solchen Menge von Märchen bekannt geworden, daß sie mir eine ganze Anzahl derselben zur Verfügung stellen könne. Da dieselbe den größten Theil des Vorsommers 1868 in einer Campagnawohnung am Aetna verbrachte und auch hier unter den einfachen, braven Landleuten, die die Südostabhänge des Vulkans über Catania und Aci Reale bewohnen, zahlreiche Märchen und Legenden verbreitet fand, so benutzte sie diesen Landaufenthalt, um die schon gesammelten Märchen endgültig niederzuschreiben und andere neue sich hier erzählen zu lassen. Nicht wenige Märchen flossen dann in Catania selbst dem schon gesammelten Schatze zu.

Als ihre besten Erzählerinnen glaubte Fräulein L. Gonzenbach eine Gua*) Bastiana aus Viagrande bei Aci Reale, Gua Nunzia Giuffridi, Gua Lucia, Gua Cicca Crialesi vom Borgo bei Catania, eine Donna Antonia Centorrino, Elisabetta und Concetta Martinotti, Francesca Rusullo aus Messina, Peppina Guglielmo aus der Nähe von Messina, Caterina Certo aus San Pietro di Monforte u. s. w. bezeichnen zu sollen. Auch ein Bauer Alessandro Grasso von Blandano (al Plan-

*) Gua bezeichnet den Stand als Bäuerin.

tano?) am Aetna erzählte einige Märchen, die er von seiner Mutter gelernt hatte. Einzelne dieser Frauen führten ihre Geschichten wieder auf bestimmte andere Erzählerinnen zurück, unter denen namentlich eine Bäurin aus Randazzo*) hinter dem Aetna genannt wurde.

Nachdem die Sammlung auf diese Weise bis auf 92 Märchen und Legenden angewachsen war, beschloß Fräulein L. Gonzenbach dieselbe vorläufig zu schließen. Doch meinte sie leicht noch ein anderes Hundert zusammenstellen zu können; so verbreitet seien diese Märchen noch jetzt im Volke und es komme nur darauf an, für dieses überall ausgestreute Gold ächter alter Volkspoesie nur einiges Verständniß und die rechte Liebe zu zeigen, um es von dem Volke in das Haus getragen zu erhalten.

Wie Jedermann, der diese Märchen durchblättert, rasch erkennen wird, sind dieselben getreu so niedergeschrieben, wie sie die Erzählerinnen vorgetragen haben. Die originellen Wendungen, die theilweise etwas schwerfälligen Uebergänge („Lassen wir nun Diesen, und sehen was aus dem Andern geworden ist"), das sittliche Urtheil über die erzählten Vorgänge, der neidische Rückblick auf das Glück des Helden derselben im Gegensatz zu den ärmlichen Verhältnissen der Erzählerin und der Hörer u. s. w., alles das ist vollkommen den Wendungen der Sicilianerinnen nachgebildet. Daß keine willkührlichen Zusätze zu den Erzählungen gemacht, keine verschönernden oder abschwächenden Einschiebsel hinzugethan sind, ist kaum nöthig hervorzuheben. Auch die Aufeinanderfolge der einzelnen Thaten und Leiden des Helden einer Geschichte, die theilweise recht kaleidoskopisch aus allen möglichen Erzählungen zusammengerüttelt sind, sind hier genau in der

*) Ueber Randazzo siehe: Aus Sicilien I. 48 u. f.

Aufeinanderfolge mitgetheilt worden, wie sie in Sicilien erzählt werden. Die Sammlerin schrieb mir im Betreff aller dieser Dinge einmal unter Anderm folgendes: „Nun möchte ich Ihnen auch noch sagen, daß ich mein Möglichstes gethan habe, um die Märchen recht getreu so wieder zu geben, wie sie mir erzählt wurden. Den ganz eigenthümlichen Reiz aber, der in der Art und Weise des Erzählens der Sicilianerinnen selbst liegt, habe ich nicht wiedergeben können. Die Meisten erzählen mit unendlicher Lebhaftigkeit, indem sie dabei die ganze Handlung mitagiren, mit den Händen sehr ausdrucksvolle Geberden machen, mitunter sogar aufstehen, und wenn es gerade paßt, in der Stube herumgehen. Auch wenden sie niemals ein: „Er sagt“ an, da sie den Wechsel der Personen stets durch die Intonation angeben. Das schließt aber nicht aus, daß sie dafür das Wort: dici (sagt) bis zum Uebermaß brauchen z. B. „O figghiu, dici, come va, dici, pi stiparti, dici, sulu, sulu dici, u. s. w.“

Ueber den Ton der deutschen Uebersetzung dieser Märchen darf ich selbst, glaube ich, mich auch hier lobend aussprechen, da nur ganz leise Aenderungen von mir im Ausdruck vorgenommen worden sind und ich nur einige Verschen neu gereimt habe. Wenn man erwägt, daß unsere Erzählerin nur ganz vorübergehend in Deutschland gelebt und nie früher Etwas zum Druck geschrieben hat, so wird man es um so mehr anerkennen müssen, daß sie unsere Sprache in der Weise beherrscht, wie diese Nachbildungen italienischer Volksdichtungen es beweisen.

Aus allen diesen Gründen glaube ich auf den Dank aller Märchenfreunde rechnen zu dürfen, daß ich Fräulein L. Gonzenbach bewogen habe, mir ihr Manuscript zur Veröffentlichung zu überlassen. Ich glaube um so mehr hierauf rechnen zu dürfen, als in mein Urtheil über den Werth unserer Sammlung, — das als ein von keinem

Fachmann ausgehendes von geringerem Gewicht sein möchte, und Manchem auch durch meine Vorliebe für Sicilien und Alles was von dort kommt, oder durch meine freundschaftlichen Beziehungen zur Sammlerin der Märchen bestimmt erscheinen könnte —, einer der ersten jetzt lebenden Märchenkenner, Herr Bibliothekar Reinhold Köhler in Weimar, einstimmt. Derselbe nannte mir unsere Sammlung eine „wahrhafte Bereicherung unserer Märchenliteratur", als ich ihm das Manuscript vor seiner Drucklegung zur Einsicht zugeschickt hatte, und zeigte sich auf meine Bitten bereit, gelehrte Anmerkungen zu den einzelnen Märchen zu schreiben. Denn wenn auch mir eine ganze Anzahl paralleler Märchen zu vielen Nummern unserer Sammlung bekannt waren, so wäre es mir doch ohne ein längeres eindringendes Studium gar nicht möglich gewesen, auch nur ganz annähernd das für unsere Märchen zu leisten, was dieser gelehrte Märchenkenner in seinen literarischen Nachweisungen für sie gethan hat. Auch die für eine derartige Arbeit nothwendigen Bücher würde ich mir nicht so vollständig haben verschaffen können, als sie die in diesem Fache vortrefflich ausgestattete Bibliothek von Weimar darbot. Alle Leser dieses Buches wie alle Märchenkenner werden daher mit mir Herrn R. Köhler für seine freundlichen und uneigennützigen Bemühungen um unsere Sammlung sich zu Dank verpflichtet fühlen.

Von Herrn R. Köhler rührt auch im Wesentlichen die Anordnung der Märchen her, wie sie hier vorliegt. Wenn auch dadurch, daß die verwandten Erzählungen zusammengestellt sind, eine gewisse Monotonie in manche Partieen unseres Buchs gekommen sein sollte, ein Uebelstand, den der Theil der Leser desselben freilich am Unangenehmsten empfinden wird, welchen wir ihm am Zahlreichsten wünschen möchten, die jugendlichen Freunde und Freundinnen der Märchen nämlich, so überwog doch hierbei die Erwägung, daß für das wissenschaftliche

Studium der Märchen eine solche Zusammenstellung des mit einander Verwandten fast unbedingt erforderlich ist, während die Nachtheile, die dieselbe für eine mehr cursorische Lektüre hervorbringt, leicht umgangen werden kann. Nur Ein Märchen eines zusammenhängenden Kreises aber in die Sammlung aufzunehmen und die übrigen als Varianten in die Anmerkungen zu verweisen, schien schon darum unräthlich, weil vielfach dann auch in die Varianten die ältesten Bestandtheile des betreffenden Märchens hätten verwiesen werden müssen und dadurch ihrer rechten Stelle wären entzogen worden. Die Legenden, welche den Schluß unserer Erzählung bilden, wird man gern, so hoffe ich wenigstens, als Erzeugnisse sowohl wie auch als Zeugnisse des katholischen Volksgeistes in Sicilien mit in den Kauf nehmen. Wie biblische Erzählungen gleich allen übrigen ohne Bewußtsein von ihrem Ursprung frei behandelt und localisirt worden sind, zeigen am besten die beiden Erzählungen, die dem A. T. entlehnt sind. Mir war es auch interessant zu beobachten, wie gerade die Erzählung, die dem apokryphen Buche Tobit entnommen ist, und die nachweislich in ihrer ältesten Fassung schon indischen Novellenstoff in sich aufgenommen hat und wohl das früheste Zeugniß für die Verschleppung desselben nach dem Westen enthält *), gerade von dem Volke wieder in ein Märchen aufgelöst ist.

---

*) Orient und Occident I. 745. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß noch ein Märchen in Sicilien verbreitet ist, das dieselbe That, die im Buch Tobit der Râxasa Asmodaios vollbringt, einem weiblichen Dämon, der Donna Villa, zuschreibt. Die „Grotte der Donna Villa," welche sich in einem aus dem Meere senkrecht aufsteigenden Felsen findet, dessen Gipfel die Ueberreste der namentlich in der Römerzeit blühenden Stadt Tyndaris trägt, ist auch in anderer Beziehung höchst interessant. Da ich das Märchen leider nicht in seiner originalen Fassung erhalten konnte, so fehlt es in dieser Sammlung. Nach den Erzählungen, die ich übrigens von ihm gehört habe, ist die Donna Villa nichts anders als eine serbische

Im Betreff der Orthographie, der im sicilianischen Dialekte mitgetheilten Verschen und eigenthümlichen Redewendungen muß ich bekennen, daß dieselbe nicht überall gleichmäßig ist. Es ist mir in diesem Punkte eben so gegangen als dem Sicilianer L. Vigo, der erst während des Druckes seiner Canti popolari zur Aufstellung einer consequenten Schreibweise kam. (S. l. l. pag. 220 u. f.) Sollten sich auch einige wenige Unrichtigkeiten hier eingeschlichen haben, so liegt die Schuld hiervon an dem mir vorliegenden Manuscripte, über dessen Lesung ich in allerdings nur wenigen Fällen zweifelhaft sein mußte. Um den Kennern der italienischen Sprache, die keine Proben des sicilianischen Dialekts besitzen, eine Vorstellung von den Eigenthümlichkeiten desselben zu geben, habe ich zwei kurze Märchen im Messineser Dialekte abdrucken lassen, die Herr Salvatore Morganti in Messina niederzuschreiben die Güte hatte.

Als eine Zugabe zu dem Ganzen habe ich eine Abhandlung von mir hinzufügen zu dürfen geglaubt, in der ich mich eingehender über die Entstehung der italienischen Nationalität und Sprache in Sicilien verbreitet habe. Die von mir vertretene Ansicht wird gewiß hier und da auf lebhaften Widerstand stoßen. Hoffentlich dient sie aber wenigstens dazu, die Sicilianer selbst auf die Nothwendigkeit aufmerksam zu machen, die Urkunden der Normannenzeit und ihre ältesten Sprachdenkmale sorgfältiger zu verzeichnen und herauszugeben als bisher geschehen ist. Namentlich möchten wir Herrn Vincenzo di Giovanni, den Herausgeber der ältesten im sicilischen Dialekt geschriebenen Chroniken, auf diese Aufgabe hinweisen und dabei noch bemerklich

---

Wile, „die die höchsten Gebirge und Felsen bewohnt, die Nähe von Gewässern liebt und als ewig jung, schön von Antlitz, in weißes luftiges Gewand gekleidet und mit langem um Brust und Schultern flatterndem Haare geschildert wird." Wuk Stephanowitsch Karadschitsch, Volksmärchen der Serben. S. 128.

machen, wie die Untersuchung der einzelnen sicilischen Dialektnüancen und der Nachweis des Zusammenhangs und der Verwandtschaft des sicilischen Dialekts mit den calabrisch-apulischen Dialekten auch geschichtlich sehr interessante Resultate liefern könnte. Möchte doch auch Herr Giuseppe Morosi bald mit seinen Studi sui dialetti sulla Terra d' Otranto hervortreten, nachdem er den Anfang dazu, die Canti, Legende e proverbi (Lecce, 1868. 4.) schon veröffentlicht hat. Die Verwandtschaft der Liebes-Lieder dieser Gegend mit den sicilischen Volksliedern ist so groß, daß ein trefflicher Kenner dieser letztern G. Pitrè sagt: „Svolgendo i canti erotici di Terra d'Otranto tu credi di leggere qualche canto di Sicilia, tanta è la rassomiglianza che vi trovi" Nuove Effemeridi Siciliane, 1869, S. 177*).

Und dürfte ich hier noch eine allgemeine Bitte an die Freunde der Volkspoesie in Italien richten, so wäre es die, daß sie sich mehr als bisher in der neueren Zeit hier geschehen ist, ihrer Volksmärchen annehmen möchten. Seitdem Straparola da Caravaggio seine piacevoli notti geschrieben und Basile im Pentamerone neapolitanische Volksmärchen verarbeitet hat, ist von Italienern selbst fast Nichts in diesem Zweige der Literatur geleistet worden, wenn man von einigen trefflichen gelehrten Bearbeitungen alter Volksbücher absieht. Möchten die Worte eines großen deutschen Forschers, der wie kein Anderer um die Geschichte Italiens verdient ist, hierbei meine schwache Stimme unterstützen. Niebuhr schreibt einmal: „Wie viel noch jetzt im Gebiete der Märchenwelt aus der alten Mythologie fortleben mag, könnte nur ein Einheimischer bei Landleuten in den Thälern der Apenninen

*) Ich bedaure, daß mir die Schrift von Di Giovanni: Della prosa volgare scritta in Sicilia ne' secoli XIII, XIV e XV, Firenze 1861 nicht erreichbar war, um sie zu meiner Abhandlung benutzen zu können.

erforschen; und von Einheimischen ist es grade nicht zu hoffen. Zum Glück hat der geistreiche Basile vor zweihundert Jahren absichtslos einiges aufbewahrt. . . . Jetzt verschwindet alles Ueberlieferte in Italien gänzlich''.*) Sollte in dieser Richtung unsere Sammlung einen neuen Anstoß geben, so würde ich unsere Mühe um dieselbe mehr als hinlänglich belohnt glauben.

Marburg, am 16. November 1869.

O. Hartwig.

*) Rheinisches Museum für Philologie IV. S. 6. (Jahrgang 1829).

Inhalt

des ersten Bandes.

		Seite.
	Vorwort	V
	Einleitung	XVII
1.	Die kluge Bauerntochter	1
2.	Maria, die böse Stiefmutter und die sieben Räuber	4
3.	Von Maruzzedda	7
4.	Von der schönen Anna	15
5.	Die verstoßene Königin und ihre beiden ausgesetzten Kinder	19
6.	Vom Joseph, der auszog sein Glück zu suchen	28
7.	Die beiden Fürstenkinder von Monteleone	38
8.	Bauer Wahrhaft	43
9.	Zafarana	47
10.	Die jüngste, kluge Kaufmannstochter	54
11.	Der böse Schulmeister und die wandernde Königstochter	59
12.	Von der Königstochter und dem König Chicchereddu	64
13.	Die Schöne mit den sieben Schleiern	73
14.	Von der schönen Nzentola	85
15.	Der König Stieglitz	93
16.	Die Geschichte von dem Kaufmannssohne Peppino	103
17.	Von dem klugen Mädchen	114
18.	Die gedemüthigte Königstochter	118
19.	Gevatter Tod	123
20.	Von dem Pathenkinde des heiligen Franz von Paula	124
21.	Die Geschichte von Caterina und ihrem Schicksal	130
22.	Vom Räuber, der einen Hexenkopf hatte	135
23.	Die Geschichte vom Chimè	139
24.	Von der schönen Wirthstochter	148

Seite.
25. Von dem Kinde der Mutter Gottes 153
26. Vom tapfern Königssohn 158
27. Vom grünen Vogel 167
28. Von der Tochter der Sonne 177
29. Von der schönen Cardia 185
30. Die Geschichte von Ciccu 191
31. Von dem Schäfer, der die Königstochter zum Lachen brachte 206
32. Von Giovannino und Caterina 211
33. Von der Schwester des Muntisiuri 220
34. Von Quaddaruni und seiner Schwester 227
35. Von der Tochter des Fürsten Cirimimminu oder Unniciminu 236
36. Die Geschichte von Sorfarina 243
37. Giufà 249
38. Von der Betta Pilusa 261
39. Von den Zwillingsbrüdern 269
40. Von den zwei Brüdern 272
41. Vom tapfern Schuster 280
42. Vom Re Porco 285
43. Die Geschichte vom Principe Scursuni 293
44. Von dem, der den Lindwurm mit sieben Köpfen tödtete 299
45. Von den sieben Brüdern, die Zaubergaben hatten 305
46. Von der Schlange, die für ein Mädchen zeugte 307
47. Von dem frommen Jüngling, der nach Rom ging 310
48. Von Sabedda und ihrem Brüderchen 315
49. Von Maria und ihrem Brüderchen 319
50. Vom klugen Bauer 327
51. Vom singenden Dudelsack 329
52. Zaubergerte, Goldesel und Knüppelchen schlag zu 335
53. Von der schönen Angiola 339
54. Von Autumunti und Paccaredda 344
55. Die Geschichte von Feledico und Epomata 350
56. Vom Grafen und seiner Schwester 366

Einleitung.

Mag man im Betreff der Entstehung der Volksmärchen der Ansicht J. Grimms huldigen, nach der in denselben die Ueberreste eines in die älteste Zeit hinaufreichenden Glaubens aufbewahrt sind, die Märchen in letzter Instanz also mythologischen Ursprungs sind, oder die Theorie Th. Benfeys theilen, welche unsere gesammten europäischen Märchen als Ausflüsse indischer, durch zahlreiche Uebersetzungen nach dem Westen gedrungener Erzählungen darstellt, beide einander so widersprechende Aufstellungen werden auf den Gang einer Untersuchung über Entstehung, Verbreitung und nationalen Gehalt der in Sicilien verbreiteteten Märchen deßhalb nicht verschieden einwirken können, weil sie in diesem speciellen Falle doch ganz gleiche Fragen anregen müssen. Denn der Anhänger der Grimm'schen Theorie muß sich hier nicht minder Rechenschaft darüber geben, welchen Volksglauben, die mythologischen Vorstellungen welcher Nation er in den gegenwärtig noch in Sicilien fortlebenden Märchen aufsuchen und wieder erkennen will, als ein Schüler Benfeys sich fragen muß, welches von den in Sicilien nacheinander herrschenden Völkern als der Vermittler oder erste Empfänger jener ursprünglich indischen Poesieen anzusehen ist. Denn die Behauptung, die Benfey zuerst ausgesprochen hat und die einer derartigen Untersuchung von vorneherein eine bestimmte zeitliche Begrenzung geben würde, die nämlich, daß von den Märchen, welche aus Indien nach Europa gekommen seien, „vor dem 10. Jahrhundert nach Christus wohl nur wenige nach dem Westen gewandert und

zwar — außer den durch die Uebersetzung des Grundwerks des Pantschatantra oder Kalilah und Dimnah bekannt gewordenen — wol nur durch mündliche Ueberlieferung, die im Zusammentreffen von Reisenden, Kaufleuten und ähnlichen ihre Veranlassung finden mochte"*), diese Behauptung hat Benfey später selbst wieder zurückgenommen und eine in frühere Jahrhunderte hinaufgehende literarische Verbindung Indiens mit dem Westen zugegeben.**)

In beiden Fällen ist demnach zu untersuchen, welche der Nationen, die in Sicilien geherrscht haben und aus denen mehr oder weniger sich die gegenwärtige Bevölkerung Siciliens entwickelt hat, ganz besonders als die Trägerin und Inhaberin der jetzt noch dort im Volksmund fortlebenden Märchen anzusehen ist. Mithin ist eine Darstellung der Entstehung und Zusammensetzung der jetzt in Sicilien herrschenden Nationalität in keiner Weise zu umgehen. Denn wenn auch nicht zu verkennen ist, daß Sicilien in Folge seiner insularen Lage in Mitten des Mittelmeerbeckens der Einwirkung sämmtlicher seefahrender Nationen ausgesetzt, sich zu allen Zeiten die Märchen und Schiffersagen aller namentlich in den Mittelmeerländern ansäßigen Nationen wird angeeignet haben, so unterliegt es doch auch keinem Zweifel, daß umgekehrt ihre insulare Lage die Sicilianer vor allzu raschem Wechsel in ihren Gebräuchen, Ueberlieferungen, Sagen und Märchen geschützt hat. Kaum irgend wo anders tritt auch der Gegensatz der Küstenlandschaft mit dem bis auf dieses Jahrhundert fast unwegsamen Inneren der Insel, der Contrast des Lebens einer Handel und Schifffahrt treibenden Küstenbevölkerung mit dem sich, man möchte sagen, seit Jahrtausenden fast gleich gebliebenen Dasein eines ausschließlich Ackerbau treibenden Binnenlandvolkes so schroff hervor wie hier. Und dazu kommt noch, daß seit Jahrhunderten der große internationale Handelsverkehr der Insel doch nur von wenigen Hafen aus besorgt wird, während allerdings die Verbindung mit den

*) Pantschatantra I. S. XXII.

**) Göttinger Gelehrte Anzeigen 1860, S. 874.

vielen Küstenpunkten benachbarter Inseln und Länder von weit zahlreicheren Häfen aus unterhalten wird. Daher ist der durch diese verschiedenen Lebensbedingungen herbeigeführte Unterschied selbst zwischen fast gleich volkreichen Städten sehr bedeutend. So werden z. B. in Catania alte Gebräuche und Sitten viel zäher festgehalten und ist vielmehr alter Volksaberglauben im Schwange als in Messina, das von den ältesten Zeiten an eine sehr gemischte Bevölkerung gehabt hat, und nichts als ein großes Handelsemporium war und ist, während Catania, obwohl auch am Meere gelegen, vieleher eine große, reiche Landstadt als ein Seeplatz genannt zu werden verdient.

Aber wir bedürfen dieser Wahrscheinlichkeitsgründe gar nicht, die aus der Bodenconfiguration der Insel und der durch sie bedingten Verschiedenheit des Lebens und der Cultur der Sicilianer abgeleitet sind, und die es an sich glaubhaft erscheinen lassen sollen, daß hier in Sicilien sich Ueberlieferungen, volksthümliche Dichtungen und Gebräuche lange Zeit gleichmäßig und unverändert behauptet haben werden. Ganz bestimmte Thatsachen liegen vor, die keinen Zweifel hierüber aufkommen lassen. Wir sehen hierbei ganz ab von einzelnen Gebräuchen, die noch jetzt hier und da in Sicilien vorkommen und mit Sicherheit auf altgriechische Sitten zurückgeführt werden können.*) Auch darauf wollen wir kein Gewicht legen, daß die Thaten und Werke des Herakles und Daidalos noch jetzt an einzelnen, an geschichtlichen Erinnerungen reichen oder durch lokale Eigenthümlichkeiten ausgezeichneten Orten fortleben, nur daß an die Stelle dieser Heroennamen so lustige und durchsichtige christliche Personificationen wie der St. Calogero und der h. Peregrino u. s. w. getreten sind. Nein, aus ganz historischer, im Verhältnisse zu diesen Mythen allerdings neuer Zeit, sind uns in sicilianischen Volksliedern Erinnerungen geschichtlicher Art aufbewahrt, die uns zeigen, daß hier das Volk im Liede wie kaum irgend sonst wo das Andenken an wichtige Ereignisse und

*) Ich habe Einiges hierüber zusammengestellt in meinem Buche: Aus Sicilien, Cultur und Geschichtsbilder II, 104 u. f.

hervorragende Persönlichkeiten aus seiner Vergangenheit von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat, bis ihm selbst die wahre Bedeutung des gesungenen Gegenstandes verloren gegangen ist, und es nur noch Namen und unverstandene Verse mechanisch weiter giebt. Wie ein einst grünender und blühender Baum noch lange Jahre als allmälig verwitternder lebloser Holzstumpf stehen bleiben kann, ehe er ganz verschwindet und von seiner Struktur nicht mehr das Geringste zu erkennen ist, so leben auch diese Reste inhaltsvoller Lieder, in welche einst ein Volk seine Seele ausgegossen hat, noch jetzt fort. Nicht mehr duftet in ihnen der lebendige Hauch gegenwärtigen Lebens. Kaum daß die zarten Gefäße übrig geblieben sind, in denen es sich einst emporhob.

Hätte sich die sicilianische Märchenpoesie bisher einer gleichen Aufmerksamkeit von Seiten der literarisch gebildeten Sicilianer zu erfreuen gehabt als das Volkslied, so würde diese Sammlung von Märchen nicht von Deutschen veranstaltet sein. Denn von Liedern, wie sie hier auf geräuschvollen Straßen und stillen Fluren, im Kahne des Fischers und vor der Wiege des Säuglings ertönten, haben patriotische Sicilianer umfangreiche Sammlungen drucken lassen.*) Andere haben auf Grundlage derselben das Volkslied ihrer Heimat in seinen verschiedenen Beziehungen ästhetischen und kritischen Erörterungen unterzogen.**) Unter diesen bisher gesammelten Liedern, deren Zahl auf zweitausend fünfhundert gestiegen ist,***) finden sich nun einige aufbewahrt, die an Verhältnisse und Vorgänge aus den Zeiten der Araber, ja der byzantinischen Herrschaft anknüpfen, und Erinnerungen an die für Sicilien besonders glück-

---

*) L. Vigo. Canti popolari siciliani. Catania 1857. S. Salomone-Marino, Canti popolari siciliani in aggiunta a quell del Vigo. Palermo 1867.

**) G. Pitrè, Sui canti popolari siciliani. Studio critico. Palermo 1868.

***) Pitrè l. l. 75. Circa 1300 pubblicati dal Vigo, 749 dal Salomone-Marino: gli altri tutti posseduti da quest' ultimo e da me. Unter diesen Liedern sind viele von nur einer Strophe mitgezählt.

lichen Tage der Regierung des Königs Wilhelms des Guten aufbewahren.*) Daß von der sicilischen Vesper noch Nachklänge im Volkslied

---

*) Die Strophe (Vigo, p. 282):

Alligrizza, fidili cristiani,
Divoti aduraturi di Maria,
Sunassinu fistanti li campani,
Cà chistu è veru jornu d'alligria.
Nui chiù nun semu comu li pagani,
Supra l'artari aduramu a Maria,
Comu aduramu a Diu in vinu e pani
L'Apostoli, li Santi e lu Misia.

kann sich nur auf die Wiederherstellung der Bilderverehrung und das „Fest der Orthodoxie" das auch in Sicilien mit großem Pomp gefeiert wurde, beziehen.

Die folgende:

Cc'è gaitu e gran pena mi duna,
Voli arrinunzia la fidi cristiana:
Nun vi pigghiati dubbiu, patruna,
L'amanti chi v'amau v'assisti e v'ama.

bezieht sich auf die Versuche eines arabischen Kaid einen Sicilianer zum Proselyten zu machen. Wenn in einem Wechselgesang die Frage aufgeworfen wird:

Vurria sapiri unn' àbbiti lu 'nvernu
Pri stari frisculidda 'ntra la stati?

und das Mädchen antwortet:

Sugnu 'ntra li jardina di Palermu,
'Ntra lu palazzu di so' Maistati,
E cu' mi vattiò fu Re Gagghiermu,
Ch'è 'n currunatu di tutti tri stati.

so ist die Erinnerung an den von Wilhelm II. erbauten Palast der Cuba mit seinem großen Park und Orangengarten nicht zu verkennen. Ja in einem Volkslied hat man eine direkte Beziehung auf ein Gesetz Wilhelms II., nach dem es dem Ehegatten gestattet sein soll, seine in flagranti ertappte ehebrecherische Frau mit ihrem Buhlen zu erschlagen, wiedergefunden.

Trasinu li galeri 'ntra Palermu,
E portu portu vannu viliannu:
Ora ch'è 'ncurunatu Re Gugghiermu
Pri li donni 'nfidili ha fattu un bannu;

Volke, seitdem es eine Sprache und eine einheitliche Regierung erhalten hat, kurz seitdem es das Gepräge einer Nation trägt, wie kaum irgendwo an unser Ohr schlagen, kann uns weniger befremden. Daß dann die berühmten »Casi di Sciacca« aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts noch im Volkslied fortleben, wird gar Niemand auffallend finden, der da weiß, daß jetzt noch das Wort: Farò un Casu di Sciacca als hartes Drohwort im Volksmund lebt.

Ist durch diese Daten zweifellos erhärtet, daß sich im sicilischen

---

Voli ca ogni amanti stassi fermu,
Guai a cui 'n 'attenni a stu cumannu;
Donni 'nfidili, di lu Re Gugghiermu
Morti e galera amminazza lu bannu.

Daß über die sicilische Vesper noch Lieder im Munde des Volkes leben, wird uns weniger wundern, als daß die Erinnerung an Namen und Dinge fortlebt, für die sonst alles klare historische Verständniß bei dem Volke ganz verschwunden und nur noch die Namen übrig geblieben sind. Wurde doch schon, wie wir aus Malespini und Villani wissen, die vielleicht schon eine in sicilischem Dialekte geschriebene Chronik vor sich hatten, die Thaten der Frauen bei der Belagerung von Messina durch Karl von Anjou in Liedern gefeiert. — Wann jene Volkslieder nun gedichtet sind, läßt sich natürlich nicht bestimmen. Offenbar aber doch als die Erinnerung an die von ihnen verherrlichten Ereignisse noch lebendig war. Aus Latinismen, die in einzelnen vorkommen, hat man vielleicht mit Recht auf eine sehr hohe Zeit für diese geschlossen. Von einem auf die Vesper bezüglichen Liede bemerkt einer der gründlichsten Kenner des sicilischen Dialekts: Idue ultimi versi di questo canto danno argomento essere proprio de' tempi del Vespro; quantunque io mi creda che passando di bocca in bocca, abbia pigliato sempre qualche poco di più moderno qual noi cel troviamo: se pur non c'è da dire, sull esempio della Cronaca di Frate Atanasio d'Aci, che il volgar siciliano sia ancora qual fu in quel secolo XIII.« V. di Giovanni bei Pitrè l. l. 80. Anm. 1. Ungewiß ist mir, aus welcher Zeit der auf der Ostküste der Insel z. B. in Galati unweit Messina übliche Contretanz stammt, den zwei Paare aufführen, welche dabei allerlei Verse unter Instrumentalbegleitung recitiren. Dem Namen nach sollte man ihn allerdings als aus normannischer Zeit herrührend ansehen, da er la Ruggiera genannt wird. Doch da die Geschichte des Tanzes ja noch ganz im Dunkeln ruht, so wage ich kein Urtheil. Man vergl. Vigo, Canti ꝛc. 65.

Volke feste von Geschlecht zu Geschlecht überkommene Traditionen und Poesieen erhalten haben, so ist doch damit zunächst für die uns hier beschäftigende Untersuchung gar Nichts anderes gewonnen, als daß wir sicher sein dürfen, daß auch unsere Märchen aus den ältesten Zeiten treu und sorgfältig überliefert sein können. In keiner Weise aber ist damit Etwas über die Frage entschieden, welchem der Völker, aus denen schließlich sich in Sicilien im Anschluß an das übrige Italien eine Nationalität zur herrschenden und das ganze Volksleben durchdringenden gemacht hat, unsere Märchen als Erbtheil angehört haben oder zuerst zugekommen sind. Ja bedarf doch, um nur diese Frage einigermaßen sicher lösen zu können, die Entstehungsgeschichte der italienischen Nationalität in Sicilien erst einer neuen weitausholenden Untersuchung, die fast nur an der Hand der Sprachgeschichte der Insel geführt werden kann.

Betrachten wir die gegenwärtige Bevölkerung Siciliens nach ihren verschiedenen Ursprüngen, so treten uns zunächst aus der Hauptmasse derselben sofort zwei, durch ihre Sprache leicht von ihr abzulösende kleinere Bestandtheile entgegen. Denn wenn auch in Palermo, als in der Hauptstadt der Insel, in welcher Jahrhunderte lang die Spanier am zahlreichsten gesessen haben, sich der Einfluß der spanischen Nationalität auf die Bevölkerung am deutlichsten nachweisen lassen sollte, so kann doch im Allgemeinen von einem bestimmenden Einflusse der spanischen Nation auf die Bildung der sicilischen nicht die Rede sein. Als die Spanier sich Siciliens bemächtigten, und die Insel einen Theil ihres Weltreichs bildete, war der Bildungsproceß der Nationalität in Sicilien schon längst abgeschlossen. Der Einfluß der Spanier erstreckte sich vorzugsweise auf Aeußerlichkeiten, auf Trachten und Sitten, Titulaturen u. s. w. der höheren Gesellschaften, und verhältnißmäßig sind nur wenige spanische Worte in Sicilien in den Volksgebrauch übergegangen. Die Spanier, die nach Sicilien kamen, gehörten ja auch vorzugsweise nur dem Adel und höheren Beamtenstande an; der Soldaten, die von dort kamen, waren es zu wenige, als daß die von ihnen dort bleibenden nicht sofort von der Bevölkerung ihrer Nationalität nach wären absorbirt worden. Und wenn

nun doch Erzählungen nachweisbar sind, die in ganz gleicher Fassung bisher nur in Spanien und Sicilien aufgefunden worden sind, so möchte ich eher annehmen, daß sie aus Sicilien nach Spanien zurückgebracht, als von Spanien nach Sicilien eingeschleppt worden sind. *)

Ganz anders könnte es sich möglicher Weise mit dem ersten jener beiden kleinen Bruchtheile der sicilischen Bevölkerung halten, der von der griechischen Halbinsel ausgewandert ist. Denn auch in Sicilien befinden sich wie an mehreren Punkten des gegenüberliegenden italienischen Festlandes albanesische Kolonien.

Die ersten Albanesen kamen als Hilfstruppen der aragonesischen Könige nach Neapel und Sicilien. Namentlich war unter König Alfons ein Capitain Georg Reres seit 1448 an der Westküste der Insel thätig. Derselbe gründete sich 1450 mit seinen Schaaren auf einem Lehngute der Gräfin Caterina di Cadorna unter den Trümmern des Araberschlosses von Kalatamauro (Kalat-Mawrû) eine Niederlassung, die Contessa genannt wurde. Auf die Nachricht von der Bedrängniß ihres Volkes in Albanien zogen aber diese Schaaren wieder über das Meer nach ihrer Heimat, bis nach dem Falle von Georg Castriotis Skenderbeg die Ueberbleibsel derselben wieder nach Sicilien zurückkehrten. Mit ihnen kamen neue Schaaren von Albanesen, unter denen sich nahe Verwandte des nationalen Helden befanden, nach der Insel, auf der ihnen von Königen, Bischöfen und Baronen seit 1467 neue Ländereien zur Begründung dauernder Wohnsitze angewiesen wurden. **) Noch bis auf

*) Unverkennbar besteht ein direkter Zusammenhang zwischen dem sicilianischen Märchen: Von den Zwillingsbrüdern I. 269 u. f. und dem spanischen Volksmärchen: Los caballeros del pez, das Fernan Caballero im Semanario pint. esp. p. 242—44 erzählt und von dem F. Wolf in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, Philos.-historische Klasse 1859, Bd. 31, S. 214 Anm. 1. einen Auszug giebt. Doch vergl. R. Köhler zu d. M.

**) Ueber die Gründung von Contessa ist zu vergleichen: Spiridione Lojacono, Memoria sull'origine di C. Palermo 1851. Ueber Palazzo Adriano: Giuseppe Crispi, Memoria etc. Palermo 1827. Ueber die Geschichte der

diese Stunde haben sich diese Colonien in Piana dei Greci, Palazzo Adriano, Mezzojuso, Contessa und St. Christina im Innern der Insel an Orten erhalten, welche fast sämmtlich seit der Vertreibung der Araber von Sicilien wüst gelegen hatten.*) Andere Niederlassungen haben ihren nationalen Charakter abgestreift und sind sicilianisirt worden, da die katholische Geistlichkeit sie zwang, ihre Religionsgebräuche und damit das sie zusammenhaltende Band aufzugeben. So in St. Angelo, Biancavilla, St. Michele und Bronte. Die älteste der noch heute bestehenden Colonien nach Contessa ist Palazzo Adriano, die Albanesen seit 1482 auf dem Feudum des Admiral Villaraut gegründet haben. Sie zählt jetzt an 6000 Seelen. Die dritte Piana dei Greci, zu der der Erzbischof von Mon Reale, Giovanni Borgia, die Herrschaften Merco und Aindigli mit den dort befindlichen Ruinen den neuen Ansiedlern in Emphyteuse gab. Piana dei Greci zählt jetzt an 8000 Einwohner, die jedoch nicht sämmtlich albanesischer Abstammung sind. Mezzojuso, das Menzil Jussuf der Araber, ist die jüngste Kolonie. Sie wurde 1490 begründet und 1550 durch neue Zuzügler aus den übrigen sicilischen Niederlassungen der Albanesen verstärkt. Gegenwärtig hat sie ungefähr 6000 Einwohner. St. Christina ist eine Zweigniederlassung von Piana dei Greci und erst im 17. Jahrhundert angelegt.

Trotzdem, daß diese nicht allzu zahlreichen Colonisten in der Nähe und in unmittelbarer Berührung mit einer ganz anders gearteten Bevölkerung gelebt haben, haben sie doch lange Zeit einen guten Theil ihrer alten Sitten und Gebräuche sich erhalten, bis dieselben erst in unseren Tagen gänzlich unterzugehen beginnen. In einem mir vorliegenden Büchlein hat der erste, jetzt verstorbene, Geistliche dieser der griechisch-katholischen

Albanesischen Colonien in Sicilien überhaupt handelt die Schrift von Nicolo Spata, Cenno storico etc. Palermo 1845. Man vergleiche auch die Zusammenstellungen die Hahn, Albanesische Studien S. 30 u. f. über die albanesischen Colonien in Italien giebt.

*) Aus einer Albanesischen Colonie stammt u. A. der Deputirte Crispi, der sich durch eine feurige Beredsamkeit auszeichnet.

Kirche angehörigen Albanesen, der Bischof Giuseppe Crispi, die Ueberreste der albanesisch-sicilischen Volkslieder zusammengestellt und übersetzt, welche von seinen Landsleuten bei feierlichen Gelegenheiten gesungen wurden.*) Aus den Erläuterungen, die Crispi zu ihnen giebt, ersieht man aber, wie viele Gebräuche, die nach Hahn in Albanien jetzt noch fortleben, hier schon in Vergessenheit gerathen sind. Die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Einwanderer läßt es leicht begreiflich erscheinen, daß sie der immerhin höheren Cultur der Sicilianer nicht stärkern Widerstand geleistet haben. Eben dieser Umstand aber läßt es auch als ganz unwahrscheinlich erscheinen, daß die Albanesen auf die Bildung sicilianischer Volksdichtungen und Märchen irgend welchen Einfluß ausgeübt haben sollen. Die Albanesen, die bis auf diesen Tag sich in Sicilien wegen ihrer Wildheit und Raubbegierde nicht des besten Rufes erfreuen, kamen lange Zeit nur in äußere Berührungen mit der sicilischen Bevölkerung.

Einem von diesem in Sicilien eingesprengten Volksstamme ganz verschiedenen zweiten kleinen Bruchtheil der Bevölkerung bilden die s. g. Lombardencolonien, die, wie schon ihr Namen verräth, italischen Ursprungs sind und auch eine von dem sicilischen Idiom nur dialektisch verschiedene Sprache reden. Es ist hierbei nicht die Rede von den kleineren Zuzügen von Lombarden, die Kaiser Friedrich II. i. J. 1237 aus der Umgegend von Piacenza hierher verpflanzte und denen er einen Theil des Grund und Bodens anwies, der durch die Uebersiedlung der letzten Reste der Araber nach Luceria menschenleer geworden war.**) Vielmehr meinen wir die zahlreichen Schaaren von Oberitalienern, die der s. g. Aleramischen Mark entstammend im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts nach Unteritalien und Sicilien gekommen waren und besonders durch

*) G. Crispi, Memorie storiche di talune costumanze appartenenti alle colonie Greco-Albanesi di Sicilia. Palermo 1858. 8. Die Gedichte sind auch abgedruckt bei Vigo, Canti ꝛc. S. 342 u. f.

**) Huillard-Bréholles, Historia diplomatica Friderici II., T. VI. p. 695. Winckelmann, Geschichte Friedrichs II. Bd. II, S. 72. Anm. 2. Amari, Storia dei Musulmanni. III. 224.

Adelaide, die Tochter des Markgrafen Manfred von Montferrat und letzte Gemahlin des Grafen Roger von Sicilien, hier festen Boden gefaßt hatten.*) Im Laufe des 12. Jahrhunderts waren diese Oberitaliener dann so zahlreich geworden, daß sie wenige Jahre nach einem unglücklichen Aufstandsversuche gegen Wilhelm I. doch noch ein Heer von 20,000 Kriegern ins Feld zu stellen versprachen.**) Die Bewohner der Stadt Randozzo, Vicari, Capizzi, Nicosia, Maniaci, Aidone, San Fratello, die theilweise noch jetzt ein von dem sicilischen Dialekte ganz abweichendes mit dem montferratinischen Patois übereinstimmendes Italienisch reden, sind die Nachkommen dieser Schaaren. Der Name Lombarden kann nur Dem auffallen, der nicht weiß, in wie weitem Sinne im Mittelalter der Name Lombardia gebraucht wurde und daß z. B. bei der Erobe-

*) Ich habe diesen etwas unbestimmten Ausdruck absichtlich gewählt. Bisher nämlich nahm man in der Regel an, diese lombardischen Schaaren seien erst mit der Adelaide und ihrem Bruder Heinrich in Folge ihrer Vermählung mit Roger, beziehungsweise dessen Tochter, nach Sicilien gekommen. Aber es waren höchstwahrscheinlich schon um das Jahr 1078 lombardische Herren im Dienste Rogers und durch ihren Einfluß wurde vielleicht die mehrfache Verschwägerung der Hautevilles mit der Aleramischen Familie herbeigeführt. Amari III. 225. Non è ch'io pensi con alcuni scrittori, aver Arrigo e i suoi compatriotti seguita in Sicilia (1089) l'Adelaide, ultima moglie di Ruggiero; parendomi più verosimile, al contrario, che i parentadi del conte et de' due suoi figli fossero stati consigliati dalla riputazione della casa Aleramica nell' esercito di Ruggiero.

**) Hugo Falcando bei Caruso, Biblotheca I. p. 448, 462 etc.

***) Durch die Untersuchungen Amaris und die Anregung, die dieser Gelehrte nach verschiedenen Seiten zur Erforschung der Geschichte dieser Colonie gegeben hat, ist jetzt das Dunkel, das bisher auf der Herkunft derselben ruhte völlig gelichtet. Man vergl. auch Gfrörer, Gregor VII. Bd. V, 390 u. f. Lionardo Vigo hat in seinen Canti popolari Proben des lombardischen Dialekts, der jetzt noch in Piazza, Nicosia, San Fratello und Aidone gesprochen wird, gegeben. Auf Grund dieser Sprachproben hat dann der bekannte Philolog Angelo de Gubernatis die Identität dieses Dialekts mit dem montferratinischen festgestellt. Man vergl. Il Politecnico. 1867. p. 609 u. f.

rung von Constantinopel 1204 der große Markgraf Bonifacio II. von Montferrat mit seinen Kriegern ganz besonders „die Lombarden" genannt werden.*) Aber auch diese oberitalienischen Colonien in Sicilien können nur einen ganz unbedeutenden Einfluß auf die Ausbildung des nationalen Typus der Sicilianer ausgeübt haben. Wenn, wie gar nicht zu leugnen ist, gerade in den Städten, in denen jetzt noch jener Dialekt gesprochen wird, sich mittelalterliches Wesen am ungebrochensten erhalten hat, so rührt das von der Lage dieser Städte im Innern der Insel her. Und doch giebt uns die einfache Thatsache, daß diese lombardischen Colonien sich seit dem Ausgange des 11. Jahrhunderts in Sicilien behauptet haben, einen deutlichen Fingerzeig für das Alter des sicilischen Dialektes und damit für die Herrschaft des vorzugsweise unteritalisch bestimmten, nationalen Typus der Sicilianer. Denn wäre nicht schon in jener Zeit der unteritalische Dialekt, von dem der sicilische ein Zweig ist, auf der Insel herrschend gewesen, so würde er gewiß mit dem lombardischen zusammengeflossen sein, dieser sich wenigstens nicht so scharf abgegrenzt behauptet haben. Die Urkunde, die z. B. 1133 für die lateinischen (latini) d. h. italienischen Bewohner von Patti aus dem Latein in die Vulgärsprache übersetzt werden mußten um ihnen verständlich zu sein — vulgariter exposita — wurden sicher schon in den sicilischen Dialekt übertragen.**)

So wichtig für uns diese Angabe ist, daß schon im Anfang des

---

*) K. Hopf in der Encyklopädie von Ersch und Gruber s. v. Griechenland. Bd. 85. S. 220.

**) Bei den sicilischen Historikern bedeutet latini im Gegensatz zu den Franzosen soviel als Italiener. Hugo Falcando l. l. p. 477. Bartholmaeus de Neocastro bei di Gregorio, Bibliotheca I. cap. 42. Jetzt unterscheiden die Lombarden in Sicilien »a dumbart« von »a datin« sprechen, d. h. lombardisch und sicilianisch reden. In der Patti betreffenden Urkunde, welche di Gregorio, Considerazioni etc. I. 5. Palermitaner Ausgabe von 1845, S. 116 herausgegeben hat, ist eine ältere Urkunde enthalten, die auf das Jahr 1080 zurückgeht. In dieser werden homines latinae linguae erwähnt.

12. Jahrhunderts für die Bewohner einer sicilischen Stadt ein so bedeutender Unterschied zwischen dem Latein einer Urkunde und ihrem Dialekte bestand, daß ihnen diese Urkunde übersetzt werden mußte, ehe sie dieselbe verstanden, so wenig können wir doch aus dieser Thatsache Schlüsse auf den Ursprung und die Herkunft jener Bewohner Pattis machen. Für eine in Sicilien sehr verbreitete Theorie über die Bildung des sicilischen Dialekts sind freilich diese Schlüsse ganz selbstverständlich. Nach ihr ist der sicilianische Dialekt nichts Anderes als der letzte Ausläufer der Sprache der Sikeler, der Urbewohner Siciliens, und alle Gegenfragen, woher man das wisse, vom Uebel. Dieser Theorie huldigen u. A. Innocenzio Fulci,*) weiland Professor der italienischen Sprache in Catania, L. Vigo,**) der Sammler der sicilischen Volkslieder, Isidoro la Lumia,***) und F. Perez, noch jetzt lebende Palermitaner Gelehrte. Aber so einfach, als diese Männer annehmen, liegt doch diese Untersuchung nicht und die Frage des bekannten Historikers Emiliani Giudici nach dem sicilischen Dialekte während der Epoche der Normannen†) läßt sich nicht mit den Sprachproben und Etymologien lösen, die z. B. Vigo beibringt und die in einzelnen Fällen gerade das

*) I. Fulci, Lezioni filol. p. 39 u. f. Seine Ansicht wird dahin zusammengefaßt, daß er lehre: che sopraggiunti i Normanni vi trovassero tutor vivente il latino, ereditato per lunga secessione di secoli, non da Romani, ma ben da Sicili, et che per consequenza fu questo la base unica del dialetto siciliano!!

**) Vigo l. l. Prefazione 10 u. f. Vigo bezieht z. B., nachdem er kurz vorher die Stelle Diodors über die Sprache der Sikeler citirt hat, dieselbe urplötzlich auf die Sikaner, um neben der griechisch redenden Bevölkerung eine sikelisch sprechende bis auf Constantinus Porphyrogenitus herab statuiren zu können!!

***) I. La Lumia, Storia della Sicilia sotto Guglielmo il Buono p. 239. Dort wird auch F. Perez erwähnt, dessen Werk: Lezioni etc. Palermo 1860 mir nicht zugänglich ist.

†) E. Giudici (ein Sicilianer). Storia letteraria I. 62. Or chi ha saputo dirci quale fosse il dialetto siciliano nell' epoca normanna, che s' incatena all' epoca sueva?

Gegentheil von dem beweisen, was Vigo aus ihnen folgert. Denn wenn er z. B. S. 17 aus dem Worte girio, das in einer Urkunde aus dem Jahre 1148 vorkommt, schließt, die Sicilianer hätten um diese Zeit schon gerade so gesprochen wie jetzt, da das Wort noch jetzt dieselbe Bedeutung, große Wachskerze, habe wie damals, so wäre die Conclusion viel begründeter, daß die Sicilianer noch jetzt wie damals einen griechischen Dialekt sprechen. Denn offenbar ist girio ein griechisches Wort gleich ὁ κηρίων, das Wachslicht und Wachsfackel bedeutet, dem Namen nach allerdings mit cera u. s. w. verwandt. Nein, ohne Frage müssen wir uns, um zu einer von allem Lokalpatriotismus freien, wissenschaftlichen Betrachtung der Entstehung und Bildung des sicilischen Dialektes und damit der wahren Nationalität der Sicilianer zu gelangen, in ganz anderer Weise mit den Thatsachen der Sprachgeschichte in Sicilien abfinden und darum etwas weiter ausholen.

Wie bekannt waren die Ureinwohner Siciliens, die Sikeler, italischer Abstammung und ihre Sprache war gewiß der lateinischen verwandt. Mögen nun auch die Sikaner, die angeblich noch ältere Bewohner Siciliens sind als die Sikeler, italienischen Ursprungs gewesen sein, wie Mommsen und Andere annehmen, oder durch Einwanderung aus Afrika oder Gallien hierhergekommen sein, bei ihrer geringen Zahl und den Geschicken der in historischer Zeit von ihnen bewohnten wenigen Städte haben sie ohne Zweifel nur sehr geringen Einfluß auf die Cultur Siciliens ausüben können. Auch die Sikeler, die in historischer Zeit das Innere und ein Stück der Nordküste der Insel bewohnten, nachdem sie durch die griechischen Colonisten von der hafenreichen Ostküste abgedrängt waren, haben für die gesammte Entwicklung der Insel nur geringe Bedeutung. Sicher vor Allem ist, daß sie gerade auf die Sprachverhältnisse der Insel nur einen ganz geringen Einfluß ausgeübt haben, in keinem Falle wenigstens in der Ausdehnung, wie jene oben erwähnten sicilischen Gelehrten uns glauben machen wollen; hat doch ihr Dialekt sich nicht einmal zum Rang einer Schriftsprache erhoben und bezeugt uns Diodor von Sicilien ganz ausdrücklich, daß die Sikeler die Sprache der Griechen

angenommen hätten und nun Sikelioten genannt worden seien.*) Die kurze Bezeichnung der Sicilianer als trilingues, die sich bei L. Apulejus Madaurensis**) findet, ist insofern unklar, als man aus ihr nicht ersehen kann, welches die dritte Sprache sein soll, die in Sicilien gesprochen worden ist. Da das Zeugniß des Diodor über die Sikeler so bestimmt lautet, muß man annehmen, der Afrikaner habe die Reste der karthagischen Colonien mit ihrer phönicischen Sprache bei seinem Ausdrucke: »Siculi trilingues« berücksichtigt. Die griechische Sprache war nach Vertreibung der Punier von der Insel die fast allein herrschende auf ihr; die lateinische kam erst mit den römischen Eroberern hierher. Aber Jahrhunderte lang ist sie dann neben der griechischen in Uebung gewesen, wenngleich diese sich natürlich in den Städten mit griechischer Bevölkerung als die eigentliche Volkssprache behauptet hat. Ganz besonders kam dagegen die lateinische Sprache in den acht Städten zur Herrschaft, welche in der Kaiserzeit römische Colonien erhalten hatten und aus denen, wie z. B. in Tauromenium, die Reste der griechischen Bevölkerung anders wohin verpflanzt wurden. In dem Inneren der Insel blieb aber die griechische Sprache doch wohl die überwiegende. Diodor aus Argyrium sagt uns von sich, er habe durch den Handelsverkehr der Römer auf der Insel sich seine große Bekanntschaft mit der lateinischen Sprache erworben.***) Auch die uns erhaltenen Inschriften beweisen es, daß Griechen und Römer die ersten sechs Jahrhunderte unserer Aera hindurch wohl ziemlich gleichmäßig die Insel bewohnten. Beide Völker sprachen aber ihre Sprachen in Sicilien nicht gut, wie Pseudoasconius mit nackten Worten sagt und auch schon aus älterer Zeit von Plautus mit seinem

*) Diodorus Siculus, Bibliotheca V. 5.

**) Metamorphoseon XI. 5. Auch die Massalioten werden trilingues genannt. Isidor Origg. XV. 1. 63. Man vergl. Hildebrand in seiner Ausgabe des Apulejus I. 999.

***) Diodorus Siculus, Bibliotheca I. 5.

sicilicissat angedeutet wird.*) Wenn Di Giovanni für die ersten vier Jahrhunderte ein Vorherrschen der lateinischen Sprache statuiren möchte, und sich u. A. darauf beruft, daß eine ganze Anzahl lateinischer Schriftsteller in jenen Jahrhunderten von der Insel stammte, Calpurnius, Frontinus, Vopiscus, Firmicus Maternus u. A., so tritt dem wieder die Thatsache entgegen, daß der Neuplatoniker Porphyrius um 300 n. Ch. sich in Sicilien aufgehalten und dort Vorlesungen gegen das sich damals hier stark ausbreitende Christenthum in griechischer Sprache gehalten hat. Das Citat aus Firmicus Maternus, das ferner Di Giovanni anführt, um seine Behauptung zu begründen, beweist gar Nichts. Denn der Gegensatz von Graeci und nostri bezieht sich doch ganz sicher nicht auf Griechen und Sicilianer sondern ganz im Allgemeinen auf Griechen und Lateiner.**) Da aller Wahrscheinlichkeit nach das Christenthum von Rom aus nach Sicilien gekommen ist, so kann man aber dem genannten Historiker leicht zugeben***), daß die älteste christliche Kirchensprache in Sicilien die lateinische gewesen ist. Wie eifersüchtig man später hier über den Gebrauch des rechten römischen Ritus wachte, geht aus einem Briefe Gregors des Großen aus den letzten Jahren des 6. Jahrhunderts hervor, nach dem man sich in Sicilien u. A. darüber beschwert hatte, daß Gregor gewisse gottesdienstliche Handlungen nach den Gebräuchen der constantinopolitanischen Kirche angeordnet habe. Auf eine Gereiztheit im Betreff des Gebrauches der rechten Sprache, einen Sprachenstreit in Sicilien, läßt die Thatsache schließen, daß Gregor sich weigert den Brief einer Sicilianerin zu beantworten, weil sie, obwohl Lateinerin, sich in

*) Pseudo-Asconius ad Ciceron. Divinat. in Caecil. XII. 39, in der Orellischen Ausgabe Ciceros V. P. 2, pag. 115 in ea insula, quae neutra lingua bene utatur. Plautus. Men. Prol. 11.

**) F. M. im Corpus script. ecclesiast. latinorum II, S. 86. . . . . unicam Cereris filiam, quam Graeci Persefonam, nostri immutato sermone Proserpinam dicunt.

***) Di Giovanni (Johannes de Johanne) De divinis Siculorum officiis tractatus p. 23 u. f.

einem griechisch geschriebenen Briefe an ihn gewendet habe, und dieser seinen Entschluß seiner Correspondentin durch den Patricius Narses mittheilen läßt.*) Lassen diese Thatsachen auf ein ziemlich gespanntes Verhältniß der beiden Nationalitäten auf der Insel gegen Ende des 7. Jahrhunderts schließen, so wird leicht zu ermessen sein, daß nachdem die sicilische Kirche im Anfang des 8. Jahrhunderts durch Leo Isauricus von der römischen losgerissen und dem Patriarchen von Constantinopel unterstellt worden war, die lateinische Sprache in Sicilien in Rückgang kam. Seit dem Bischof Stephanus von Syrakus wurde in der Metropolitankirche Siciliens der Gottesdienst nicht mehr in lateinischer, sondern in griechischer Sprache gefeiert. Geistliche Reden, die in Syrakus, Catania und Taormina gehalten worden und auf uns gekommen sind, sind in griechischer Sprache abgefaßt. Ebenso sind die Homilien des Theophanes Kerameus, die Geschichte der Manichäer von Petrus Siculus und die Werke anderer Sicilianer des 9. Jahrhunderts ausschließlich in griechischer Sprache geschrieben. Auch die Araber setzten gelegentlich die griechische Sprache als die den Sicilianern bekannte voraus.

Es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, daß die lateinische Sprache sich während der byzantinischen Herrschaft auf der Insel nicht gehoben hat. Die Beamten, die von Constantinopel hierher geschickt wurden, waren Griechen, die Befehlshaber der Truppen Griechen oder griechisch redende Barbaren. Die Gerichtssprache war die griechische, wie ja Sicilien an der nachjustinianeischen Rechtsentwicklung im byzantinischen Reiche Theil genommen hat. Kurz: die Sprache der Kirche, des Heeres, der Verwaltung und Justiz war Jahrhunderte lang die griechische. Es unterliegt wohl auch keinem Zweifel, daß so weit die Insel noch damals Ausfuhrartikel producirte und Waaren einführte, dieser Handel nicht mehr wie zu den Zeiten Diodors von römischen, sondern von griechischen

*) D. Gregorii epistolae IV, 32. Domnae Dominicae salutes meas dicite, cui minime respondi, quia cum sit latina graece mihi scripsit!

Kaufleuten besorgt wurde. Die lateinische Sprache ist gewiß während dieser Periode als Schriftsprache allmählig auf der Insel ausgestorben.

Es würde gegen alle Analogieen verstoßen, wenn wir annehmen wollten, daß sich die lateinische Sprache während der Araberherrschaft in Sicilien wieder neu belebt habe. Denn gesetzt auch der Gegensatz der lateinischen und griechischen Nationalität und die Abneigung der Lateiner gegen die byzantinische Herrschaft sei so groß gewesen, als Amari anzunehmen geneigt ist, wird nicht dennoch der viel größere gemeinsame Gegensatz beider Kirchen gegen die Ungläubigen, die nicht geringere Tribute auferlegten als die Byzantiner und die ihnen Widerstand Leistenden Alles weg nahmen, nicht doch trotz alles Mönchsgezänkes die viel geringere Differenzen beider Glaubensgemeinschaften bei gar Manchen wenigstens überbrückt und die beiden Nationalitäten nicht doch in den Gluthofen der Verfolgung und Bedrängniß zu Einem Volke zusammengeschmolzen haben? Möglich wäre es ja allerdings, daß der Haß gegen die byzantinische Herrschaft viele Lateiner vermocht hätte, sich an die Muselmanen anzuschließen.*) Aber das Eine wie das Andere hatte ja nur dasselbe Resultat hervorgebracht: das allmälige Absterben der latei-

*) Amari sagt II. 399: Come i due linguaggi, che è a dir le due schiatte, durarono insieme nel medio evo nelle parti della penisola ch' aveano avuto colonie greche nell' antichità, così anche rimasero in Sicilia; se non che la lingua greca prevalea nell'undecimo secolo. E la cagione parmi, che i Cristiani di sangue italico e punico della Sicilia occidentale avean rinnegato la più parte sotto la dominazione musulmana, per essere stati più tosto domi; se pur non si lasciaron domare più tosto per antagonismo contro il sangue greco e il dominio bizantino. La religione loro, fors' anco la lingua si dileguò nella società musulmana. La religione si mantenne insieme con la lingua nella Sicilia orientale, sede primaria delle antiche colonie greche. Amari berechnet die Anzahl der Einwohner vom Val di Mazzara um 938 auf zwei Millionen. Die Zahl der Muselmanen habe weniger als die Hälfte betragen. Für das Jahr 962 rechnet er nach anderen Daten 750,000 Muselmanen aus. Für das 11. Jahrhundert bezeugt ein arabischer Autor „daß der größte Theil der Einwohner Muselmanen geworden sei". Amari II. 216, 256 u. 414.

nischen Sprache und Nationalität auf der Insel. Daß dieselbe vollständig auf ihr erloschen sei, soll freilich nicht damit gesagt werden. Nur das kann als historisch gesicherte Thatsache angenommen werden, daß sich die lateinische Sprache im 10. und 11. Jahrhundert hier nur in den untersten Volksclassen behauptet hat. Besitzen wir doch kein einziges, und sei es ein auch noch so unbedeutendes Denkmal in lateinischer Sprache aus dieser Zeit.*) Und wenn man daraus, daß einzelne Christen von der Insel sich während derselben nach Rom zogen und dort Aufnahme fanden, einen Schluß auf die Fortdauer einer Verbindung Roms und der abendländischen Kirche mit der lateinischen Bevölkerung der Insel hat bilden wollen, so dürfte allein die Thatsache, daß der h. Simeon von Syrakus, ein Vorläufer Peter des Einsiedlers, welcher 1034 in Trier starb, nachweislich griechischer Abstammung war, diesen an sich prekären Schluß in seiner ganzen Unsicherheit darthun. Bekannt genug ist ja auch, wie Papst Urban II. 1093 den Zustand der christlichen Kirche auf der Insel während der Herrschaft der Araber geschildert hat. „Fast drei Jahrhunderte", sagt er, hat der christliche Glaube in Sicilien zu existiren „aufgehört".**)

*) Amari l. l. Non v'ha un sol rigo ne un sol nome latino tra i ricordi della dominazione normanna che possano riferirsi all' epoca precedente.

**) Herr Sentis hat in seiner Schrift die »Monarchia Sicula« gegen Amari den Beweis eines lebhafteren Verkehrs zwischen Sicilien und Rom in diesen Jahrhunderten beizubringen gesucht, dabei aber u. A. das Zeugniß des Papstes Urban II., dem er doch als Papalino unbedingten Glauben schenken muß, ganz verschwiegen. Es ist das ein kleines Zeichen für die gesammte Art der Beweisführung des päpstlichen Kanonisten. Die von Sentis beigebrachten Gründe hat gut widerlegt F. Hirsch in den Göttinger G. A. 1869 S. 1325 u. f. Der Ausspruch Urbans II. findet sich bei Rocco Pirro, Sicilia sacra I. 617. Universis fere per orbem Christianorum populis notum esse credimus Siciliae insulam multis quondam et nobilibus illustratam ecclesiis . . . . .; verum peccatis exigentibus tanta species rerum, tantaque probitas morum ad nihilum subito redacta est; effera enim Saracenorum gens praefatam insulam ingressa quoscumque ibi Christianae fidei cultores reperit, alios gladio peremit, quosdam exilio deputavit, plures miserabili servitute oppressit, sicque Christiana religio per CCC fere annos a Dei sui cultura

Wenn das nun auch eine Uebertreibung ist, wie sich deren die Päpste in ihren Schreiben häufig zu Schulden kommen lassen, so ist doch wenigstens aus dieser Angabe zu schließen, daß fast drei Jahrhunderte lang keine näheren Beziehungen zwischen Rom und Sicilien bestanden haben. Die Thatsache aber, daß das Christenthum niemals auf der Insel ganz erloschen ist, ergiebt sich aus den Zeugnissen anderer Zeitgenossen, die über die sicilischen Dinge mindestens eben so gut unterrichtet waren als Urban II. Nur über die Zahl der Christen, ihre Verbreitung auf der Insel und ihre Nationalität kann gestritten werden. Mit Recht ist schon von anderer Seite darauf hingewiesen worden, wie allein der Umstand, daß den Normannen zwei Jahre genügt hätten, den nordöstlichen Theil der Insel zu erobern, während sie dreißig Jahre gebraucht hätten, die beiden anderen Bezirke (Walàia) sich zu unterwerfen, einen Rückschluß auf die verschiedene Dichtigkeit der muselmanischen und christlichen Bevölkerung in Sicilien gestatte. Die Nordostspitze der Insel, namentlich die nach dem jonischen Meere zugekehrte Küste von Lentini etwa bis Messina, ist in der That auch nie andauernd im Besitze der Araber geblieben und hier hat sich, wenn auch nur sich einer unsicheren Existenz erfreuend, eine freie christliche Bevölkerung in den engen verborgenen Thälern und auf den fast unersteiglichen Bergspitzen behauptet,*) während die übrigen in Sicilien vorhandenen Christen Freigelassene, Vasallen (Dsimmi) oder Knechte der Eroberer waren.

---

cessavit etc. Dagegen sagt König Roger 1134 von seinem Vater, dieser sei fast sein ganzes Leben hindurch bemüht gewesen, ut insulam et ejus habitatores Christianos ab amara impiorum Agarenorum tyrannide liberaret. Rocco Pirro l. l. II. 974. Hugo Falcando kennt in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Sicilien nur Griechen und Saracenen als villani. Caruso l. l. I. 475. Daraus ergiebt sich mit Sicherheit, daß der Vulgärlatein redenden Villani in Sicilien nur sehr wenige waren, da sie sonst doch H. F. gewiß als ihm näher stehend erwähnt haben würde.

*) Nach dem Eroberungszuge Ibrahim ibn-Ahmeds (902) waren aber alle bis dahin freien Städte zu tributpflichtigen gemacht.

Unter den Christen, die die Normannen bei der Eroberung der Insel auf ihr vorfanden, wollen nun di Gregorio und Amari*) auf Grund gewisser verschiedener Ausdrücke, die die normannischen Chronisten von ihnen gebrauchen, genauer zwischen Christen griechischer und lateinischer Nationalität unterscheiden. Namentlich Gaufridus Malaterra, der bald von Christiani bald von Graeci bald von Graeci Christiani spreche, soll damit zwischen Lateinern (Christiani) und Griechen unterscheiden wollen. Ich muß gestehen, daß ich diesen Unterschied nicht in den angeführten Stellen des Chronisten gemacht finde. Die Ausdrücke wechseln bei ihm, so scheint es mir, aus einem anderen Grunde. Wenn die christlichen Bewohner der Insel dem Grafen freundlich entgegen kommen, so nennt er sie Christen; fallen dieselben aber vom Grafen ab, so nennt er sie Graeci, Christiani Graeci, da die Graja perfidia bei allen abendländischen und auch bei den normannischen Chronisten, wie bei Hugo Falcando und Gaufridus Malaterra selbst**), ganz sprichwörtlich ist. Ebenso wenig kann ich in einer Stelle der in lateinischer Uebersetzung erhaltenen Rede des Mönchs Nilus über das Leben des h. Philaretus eine Anspielung auf die lateinische Nationalität finden.***) Auch in einem Sprachgebrauche des Amatus von Montecasino vermag ich kein

---

*) Di Gregorio Considerazioni T. 1, p. 82. Egli è qui da notarsi, che il Malaterra diligentissimo storico distingue più volte a disegno i cristiani naturali dai Greci abitanti in Sicilia. Avendo da principio favellato in generale dei cristiani di Troina, che accolsero volentieri i Normanni, e poi raccontando le insidie ivi machinate contra Ruggiero, i Greci in quel luogo abitanti ne incolpa. Amari II. 398. Auch Sentis erkennt die Unterscheidung als richtig an.

**) Hugo Falcando spricht wiederholt von der Graja perfidia und Gaufridus M. nennt die Graeci genus semper perfidissimum. II. 28.

***) Gaetani, Vitae S. S. I. 113. Nilus lobt Sicilien und rühmt u. A. von den Sicilianern: Cum nonnullos gignit albos, ac subrubicundos honesta ac liberali forma praeditos. Dazu bemerkt Amari l. l.. Un altro barlume ci dà lo scrittor della vita di San Filareto, notando tra i pregi della Sicilia la carnagione bianca e vermiglia e le belle e aperte fatezze di molti

unsere Frage sachlich förderndes Moment zu erkennen, wie gleichfalls Amari meint. An einer Stelle läßt freilich Amatus seinen Helden sagen: »Je voudroie délivrer li chrestien, et li catholici« und ich bezweifele durchaus nicht, daß Amatus Roger hier hat sagen lassen wollen, er habe sowohl römische (Lateiner) als griechisch-katholische Christen befreien wollen.*) Aber liest man nun bei Amatus weiter, so finden sich im ganzen Verlaufe seiner Erzählung der Eroberung der Ostspitze der Insel keine catholici weiter erwähnt, dagegen wiederholt christiani, so daß wenn jene Unterscheidung durchgängig gemacht werden sollte, man auch annehmen müßte, es hätten nur Christen lateinischer Abstammung das Val di Demone bewohnt. Das aber wird gerade Amari am Allerwenigsten zugeben wollen. In der That war nämlich dieser Bezirk vorzugsweise von Griechen bewohnt**) und es läßt sich keine Stelle aus einem

---

abitatori, le quali non somigliano al sembiante del greco San Filareto, e vi si potrebbe per avventura raffigurar il tipo italiano. Aber an dieser Stelle entwirft ja Nilus gar nicht das Bild des h. Philaretus „des kleinen zarten Mannes, mit ovalem dunkelblassem Gesichte, das nur von einem schwachen Barte beschattet war und aus dem blaue Augen hervorleuchteten.“ Es wird diese Beschreibung auch auf den griechischen Typus im Allgemeinen nicht so ganz ausgedehnt werden können.

*) Für den bisher nicht nachgewiesenen Sprachgebrauch des Wortes cattolici für griechisch-katholische Christen im Gegensatz zu römisch-katholischen will ich selbst einen Beleg beibringen. In Messina hieß die griechische Kirche noch zu Buonfiglios Zeit la cattolica. Buonfiglio, Messina Lib. III, p. 41. Daß übrigens in normannischer Zeit der Ausdruck catholicus nicht immer gleich „griechisch“ zu fassen ist, geht aus der Urkunde Urbans II. von 1091 (Rocco, Pirro, Sicilia sacra I. 520) hervor, wo von institutis catholicis d. h. Einrichtungen der römischen Kirche die Rede ist und der englische Benediktiner Ansgerius, der erste Bischof von Catania prior catholicus genannt wird. Basiliani cattolici heißen Basilianermönche, die offenbar die päpstliche Suprematie anerkannten, bei Gallo, Annali di Messina. I. 111.

**) Amari l. l. Confermano le scritture per tal modo la frequenza dei Greci nel Val Demone o meglio diremmo sulla costiera orientale et di tramontana infino Cefalù etc.

Chronisten jener Zeit oder aus einer bisher bekannten Urkunde beibringen, die uns zu der an sich unwahrscheinlichen Annahme nöthigte, es hätten in Sicilien zur Zeit der Eroberung der Insel durch die Araber und während der Herrschaft dieses Volkes größere Gemeinden mit einer Vulgärlatein redenden Bevölkerung bestanden. Aber damit soll, wie schon gesagt, keineswegs behauptet sein, daß die lateinische Sprache völlig auf der Insel ausgestorben sei. Es waren gewiß noch einzelne Nachkommen jener römischen Colonisten und der während der Völkerwanderung auf die Insel geflüchteten Italiener da. Aber der ganzen politischen und socialen Lage Siciliens nach, ist anzunehmen, daß diese lateinische Vulgärsprache nur noch vom untergeordnetsten Theile der Bevölkerung gesprochen wurde.*)

Mit der Eroberung der Insel durch die Normannen veränderte sich das nun wesentlich. Bekanntlich hatte dieses Volk schon längst seine altgermanische Sprache abgelegt und die französische angenommen. Diese auch in Italien zu verbreiten war anfänglich nach dem Zeugnisse des Guillelmus Apulus das eifrigste Bemühen der Eroberer.**) Ueberliefert

*) Ich weiß wohl, daß man vielfach geneigt ist, der lateinischen Sprache auf der Insel eine größere Verbreitung und damit eine größere Einwirkung auf die originale Ausbildung des sicilischen Dialektes zuzuschreiben als ich es auf Grund der historischen Zeugnisse und allgemeinen historischen Erwägungen vermag. Man hat mich von befreundeter Seite auf die Analogie mit der Walachischen Sprache aufmerksam gemacht. Aber ich kann dieselbe nicht anerkennen. Denn es ist doch ein großer Unterschied, ob an eine Sprache zugleich eine höhere Cultur unabtrennlich gebunden ist oder nicht. Für die unteren Donauländer war die lateinische Sprache in ganz anderer Weise Trägerin der Cultur als sie es in Sicilien je gewesen war. Jahrhunderte lang war ja auch Sicilien von Byzantinern regiert und vertheidigt, die eine Sprache redeten, welche mit der auf der Insel seit langer Zeit verbreitetsten identisch war. Man vergl. auch S. XXXV, Anm. 2 Angabe Hugo Falcandos.

**) Von den Normannen heißt es bei G. A.:

Moribus et lingua, quoscunque venire videbant
Informant propria, gens efficiatur ut una.

Die französische Sprache wurde noch im 13. Jahrhundert von Italienern wie

ist auch, daß noch zur Zeit der Minderjährigkeit König Wilhelms in der Königsburg von Palermo vorzugsweise französisch gesprochen wurde.*) Auch spanische Schaaren trieben sich schon damals, wenn auch nur vorübergehend in Sicilien umher, von den Zügen der Kreuzfahrer ganz zu schweigen, die für längere oder kürzere Zeit in Sicilien an Land gingen.

Wie Franzosen und Engländer unter Philipp August und Richard Löwenherz in Messina überwinterten, und welche Gewaltthaten sie sich gegen das Königreich erlaubten, ist bekannt genug. Seit Heinrich VI. in Sicilien Boden gefaßt hatte, haben sich auch zahlreiche Haufen von deutschen Kriegern dort Jahre lang aufgehalten.

Wie erklärt sich nun unter diesen Verhältnissen das rasche Aufblühen der italienischen Sprache auf der Insel? Welche Umstände wirkten hier zusammen, daß innerhalb eines Zeitraumes von weniger als 150 Jahren, in dem Fürsten verschiedener Herkunft und ursprünglich fremder Nationalität hier herrschten, und zahlreiche Revolutionen den kaum gegründeten Staat erschütterten, sich die italienische Sprache, die bisher nur in schwachen Ansätzen hier vorhanden war, so kräftig entwickelte, daß sie nicht nur die Ueberreste des Griechischen vollständig verdrängt, sondern sogar die übrigen italienischen allerdings noch nicht literarisch ausgebildeten Dialekte so überflügelte, daß der Begründer des italienischen Schriftthums, Dante, sagen konnte, daß Alles, „was unsere Vorgänger in der Volkssprache verfaßten, sicilisch genannt wird, was wir gleichfalls noch thuen und auch unsere Nachkommen nicht abzuändern vermögen werden“?

Dieses Problem würde leichter zu lösen sein, wenn wir eine möglichst vollständige Sammlung der sicilischen Urkunden aus der

---

Brunetto Latini, Martin de Canale u. A. gebraucht »parceque lengue franceise cort parmi lo monde, et est la plus delitable à lire et à oïr que nulle autre.« Martin de Canale bei Tiraboschi IV. 308. Vergl. auch die Prolégomènes von Champollion-Figeac zu dessen Ausgabe des Amatus pag. 94.

*) Hugo Falcando bei Caruso l. l. I. p. 466.

Normannenzeit besäßen und nicht ein vielfach beschränkter Localpatriotismus, „der Munizipalismus", sich auch dieser Frage bemächtigt hätte. Denn besäßen wir auch nur einen Katalog der noch vorhandenen Urkunden, Diplome u. s. w. aus der Normannenzeit, so würden wir mit seiner Hülfe schon das allmälige Wachsthum der italienischen Nationalität auf der Insel an der Sprache der Diplome beobachten können. Denn die Urkunden der normannischen Fürsten, die anfänglich in griechischer daneben auch in lateinischer und arabischer Sprache, oder gleichzeitig in zwei oder gar drei dieser Sprachen ausgestellt waren, werden bei dem immer stärker werdenden Umsichgreifen italienischer Nationalität sich allmälig auf lateinische beschränkt haben. Ehe jedoch die Sammlung arabischer und griechischer Urkunden vom Professor Cusa *), deren Erscheinen Amari angekündigt hat, ans Licht getreten sein wird, werden wir hierüber nichts Bestimmtes ermitteln können, so deutlich auch schon aus dem kleinen von Amari zusammengestellten Verzeichnisse **) von Urkunden gesicherte Resultate in die Augen springen.

Dem beschränkten Lokalpatriotismus gegenüber, der in Sicilien auch in rein wissenschaftlichen Fragen so vielen Schaden anrichtet, wenn er auch nach einer anderen Seite hin anregend wirkt, und der es kaum dulden möchte, daß Jemand der Ansicht widerspricht, daß der sicilische Dialekt nicht von den Sikelern abstamme ***), ist es um so erfreulicher mit einem so bewährten Patrioten und unbestechlichen Forscher, wie M. Amari es ist, in allen wesentlichen Punkten zusammen gehen zu können. Denn wenn auch die sorgfältigen Untersuchungen dieses gelehrten Arabisten sich nicht in erster Linie auf die Epoche der Geschichte seines Heimathlandes beziehen, in der sich hier die Bildung und allgemeine Ausbreitung des sicilischen Dialekts, und damit der Abschluß der Bildung eines eigenthümlichen Volkswesens vollzog, so lassen doch seine

*) Amari III. 204.
**) Amari III. 208, Anm.
***) S. oben S. XXIX.

Ausführungen über das Vordringen der italienischen Nationalität gleichzeitig mit der Eroberung der Insel durch die Normannen keinen Zweifel darüber aufkommen, wie er sich die uns hier beschäftigende Frage gelöst denkt. Es freut mich um so mehr mit diesem bewährten Forscher übereinzustimmen, als ich mir bewußt bin, ganz unabhängig von ihm vor dem Erscheinen der ersten Abtheilung des dritten Bandes seines Werkes (1868) dieselbe Ansicht schon gehabt zu haben, ohne freilich wissen zu können, daß derselben keine aus den mir unzugänglichen arabischen Quellen etwa zu entnehmenden Gründe entgegen ständen. Ob diese Ansicht vielleicht durch die Märchen eine Bestätigung erhalten, das war es ja, was mich zunächst antrieb mein Augenmerk auf dieselben zu richten.

Als die Normannen sich Siciliens bemächtigten, um hier die ganze Frage noch einmal kurz zusammen zu drängen, fanden sich hier eine große Anzahl arabisch und berberisch sprechender Muselmanen vor. Daneben war eine große Anzahl griechisch redender alter Einwohner der Insel vorhanden, die größtentheils tributpflichtig waren, nur an der Ostküste behaupteten sich, wenn auch nicht dauernd, Reste freier Einwohner. Viel unbedeutender sowohl der Zahl als dem Einflusse nach, den sie auf die Cultur und Sprache des Landes ausüben konnten, waren die Ueberreste der lateinischen Race, die sich noch hier behaupteten. Zu diesen kommen französisch redende Eroberer in nicht allzu großer Zahl,*) und nicht unbeträchtliche Schaaren von Oberitalienern s. g. Lombarden, die als Bundesgenossen der Normannen diesen die Insel hatten erobern und sichern helfen, aber schon einen von dem unteritalienischen ganz verschiedenen Dialekt sprachen und denselben auch behaupteten. Wie erklärt sich unter diesen Umständen nun die rasche Ausbildung und Ausbreitung der italienischen Sprache in der Form eines unteritalienischen

*) Amari hat, im Gegensatz zu di Gregorio, hervorgehoben, daß der eigentlichen Normannen, die nach Sicilien kamen, verhältnißmäßig nur wenige gewesen seien. III. 213 u. f.

Dialektes*) auf der Insel? Die Normannen redeten gewiß, außer ihrem

*) Diez, Grammatik der romanischen Sprachen. 2. Aufl. I. 81 u. f. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein in genaue grammatische Untersuchungen einzugehen. Es würden dieselben auch mit den uns bis jetzt vorliegenden Hilfsmitteln gar nicht zu sicheren Resultaten geführt werden können. Denn die sprachgeschichtlichen Documente jener Epoche sind noch keineswegs mit der Genauigkeit herausgegeben, die erforderlich ist, wenn sie als Basis grammatischer Untersuchungen benutzt werden sollen. (Die beste Abhandlung über den heutigen sicilischen Dialekt ist die von Wentrup, Archiv für das Studium der neueren Sprachen Bd. XXV. S. 155 u. f. Die allgemeinen Bemerkungen S. 165 u. f. ergeben, wie nahe der sicilische Dialekt dem neapolitanischen steht.) Wie diese Studien überhaupt noch im Argen liegen, beweist die eine Thatsache, daß man eine in neapolitanischem Dialekte des 16. Jahrhunderts geschriebene Chronik bis auf unsere Tage als ein Denkmal des apulischen Dialekts des 13. Säculums allgemein angesehn hat. Die Ausstellungen, die italienische Gelehrte gegen die Sprache der s. g. Diurnali des Matteo di Giovenazzo gemacht haben, sind gerade zu unbedeutend und wenn W. Bernhardi nicht die Fälschung dieses viel gerühmten Tagebuches aus historischen Gründen nachgewiesen hätte, so würde dasselbe noch jetzt als Sprachquelle für das 13. Jahrhundert floriren. Man vergleiche Liebknecht, in seiner Ausgabe des Basile II. 297. — Wie gedankenlos und unkritisch hier auch die Citate eines Schriftstellers von dem anderen ausgeschrieben werden, mag folgendes Beispiel beweisen. Bei Tiraboschi findet sich Bd. 4, S. 383 der Florentiner Ausgabe von 1761 ein Citat, das er einem ungedruckten Werke von G. M. Barbieri entlehnt haben will, und das wiederum ein Citat aus einem bis vor Kurzem ungedruckten Commentar von Francesco da Buti zur göttlichen Comödie über Wilhelm II. von Sicilien und sein Hofleben einschließt. Da heißt es u. A.: In essa corte si trovava d'ogni perfetione gente. Quivi erano li buoni dicitori in rima, e quivi erano li excellentissimi cantatori, et quivi erano persone di ogni sollazzo che si puo pensare vertudioso et honesto. Dieses Zeugniß über die Hofhaltung Wilhelms II. ist nun von allen Historikern, die sich mit dieser Zeit beschäftigen, ruhig abgeschrieben worden. J. la Lumia hat es sich natürlich nicht entgehen lassen, und seine Behauptung, daß schon zu Wilhelms II. Zeiten in sicilischer Sprache gedichtet sei, damit gestützt. (Storia di Sicilia sotto Guglielmo il buono S. 234.) Das glaubt Fauriel (Dante et les origines etc. I, 320) nun zwar nicht und meint Francesco da Buti, der dem 15. Jahrhundert angehöre (er lebte 1324—1406), sei ein schlechter Zeuge für das 12. Jahrhundert; ein schlechter Abschreiber seiner Handschrift habe sich vielleicht verschrieben und für Friedrich II.,

Französisch, nur den Dialekt des Landes, in dem sie sich längere Zeit aufgehalten hatten. Durch sie, durch die nicht geringe Anzahl literarisch gebildeter Männer, welche mit ihnen aus Palermo, Capua, Amalfi &c. nach Sicilien kamen und mit denen einflußreiche Stellen in Kirche und Staat besetzt wurden, und durch bedeutende Einwanderungen von Unteritalienern, welche im Gefolge der Normannen auf die theilweise verwüstete, und durch die Kriege und die Auswanderung der Araber verhältnißmäßig menschenleer gewordene Insel kamen, ist die Insel so rasch italienisirt worden. Daß die Ueberreste der lateinischen Race auf der Insel einen Dialekt gesprochen haben werden, der mit dem unteritalienischen nahe verwandt war, ist an sich wahrscheinlich; daß die gebornen Sicilianer und die eingewanderten Unteritaliener daher rasch zu einem Ganzen zusammenwuchsen ist unzweifelhaft.

Es ist wahr, von Einwanderungen zahlreicher Schaaren von Unteritalienern nach Sicilien berichten uns die normannischen Chronisten Nichts. Aber ihr Schweigen kann nicht gegen unsere Annahme sprechen. Denn dieselben berichten fast ausschließlich nur von den Thaten der gefeierten normannischen Helden, und diese Einwanderungen von dem be-

---

Wilhelm II. gesetzt!! Mir war es nun sofort auffallend, als ich die Stelle bei Tiraboschi nachgelesen hatte, daß Francesco da Buti nach Barbieri in seinen Anmerkungen zum 20. Buch des Purgatorio diese Notiz gegeben haben sollte, da ja Dante Wilhelm II. in das Paradiso setzt. Es ergab sich auch sofort, daß nur das 20. Buch des Paradiso gemeint sein könne, da in ihm die bekannten Verse über Wilhelm II. stehen. Als ich aber nun in dem von Cr. Giannini jetzt (Pisa 1858 u. f.) herausgegebenen Commentar Butis nachschlage, um das Citat zu verificiren findet es sich in demselben gar nicht vor. Das Citat ist vielmehr aus einer Stelle des s. g. L'ottimo commento della Divina Commedia, der nach K. Witte (Dante-Forschungen S. 417) im Jahre 1334 von dem Florentinischen Notar Andrea Lancia verfaßt wurde, entlehnt beziehungsweise erweitert. Es heißt nämlich in ihm: (III. S. 458 der Ausgabe von Torri) In sua corte si trovava d'ogni gente perfezione, buoni dicitori in rima, et eccellentissimi cantatori e persone d'ogni sollazzo virtuoso ed onesto. Die ganze Darstellung des Hofes Wilhelms II. ist hier aber etwas zu sehr ins Schöne gemalt.

nachbarten Calabrien nach Sicilien mochten sich auch gar häufig äußerer Wahrnehmung entziehen. Arabische Schriftsteller wissen aber auch ganz bestimmt, daß neben den Franzosen Italiener in Sicilien sich niederließen und Amari hat eine ganze Anzahl Städtenamen in Sicilien nachgewiesen, die ebenso an italienische erinnern, wie gegenwärtig transatlantische an europäische. Ich muß auch Amari in der Behauptung vollkommen beistimmen, daß schon die Einheit der Sprache Siciliens und Unteritaliens genüge, um die Einwanderung großer italienischer Colonien nach Sicilien zu beweisen.*)

Aber der unteritalienische Dialekt, der mit der Herrschaft der Normannen in Sicilien in allgemeinen Gebrauch kam, würde gewiß nicht so rasch zu allgemeiner Anerkennung gekommen sein und die italienische Poesie würde nicht in Sicilien ihre ersten Blüthen getrieben haben, wenn hier nicht eigenthümliche Umstände auf die rasche Ausbildung eines selbstbewußten Nationalgefühls eingewirkt und dadurch auch den Bildungsproceß eines mehr oder weniger einheitlichen Sprachidioms befördert hatten. Ist von der Mitte des 11. Jahrhunderts etwa an eine Steigerung des nationalen Bewußtseins bei allen romanischen Völkern zu bemerken, so tritt dieselbe in Italien doch am Stärksten zu Tage. Die enge Verbindung, in welche Gregor VII. diese nationalen Regungen der Bevölkerung Italiens gegen die deutsche Kaisermacht mit seinen hierarchischen, die Kirche umgestaltenden Ideen brachte, hat nicht wenig, wie zum Siege des Papstthums über die Kaisermacht, so auch zur Bildung und Stärkung des italienischen Nationalgefühls beigetragen. Aber nicht in Oberitalien war es, wo zuerst die Gedanken der Weltherrschaft der Kirche auflebten und sich an die Erinnerungen altrömischer Größe anlehnten, und der Gegensatz zwischen Barbaren und Italienern lebendig wurde. In Rom und an der Grenze von Mittel- und Unteritalien, auf dem hohen Berg-

*) Amari III. 218. Basterebbe il fatto della lingua che fiorì in Sicilia in su lo scorcio del duodecimo secolo a provare la venuta di grosse colonie dalla Terra ferma.

gipfel der das Stammkloster des Benediktinerordens trägt, und dann in Unteritalien sprachen sich diese Ideen zuerst aus. Das Gedicht des Erzbischofs Alphanus von Salerno, in dem der Archidiakonus Hildebrand mit den Helden Roms zusammengestellt wird, legt zwar den Accent besonders darauf, daß Hildebrand jetzt mit seinem Worte, durch den Bann und die Geltendmachung des Rechtes, ebenso große Erfolge erringe, als die Scipionen, Marius und Cäsar nur mit dem Schwerte erfochten hätten. Aber wer will es darum in Abrede stellen wollen, daß auch die bedeutenden kriegerischen Erfolge, die damals die Unteritaliener unter der Führung der Normannen errangen, auf die Bildung des Nationalgefühls von der größten Bedeutung geworden sind. Mehr als ein halbes Jahrtausend waren die Bewohner des Landes den Angriffen aller möglichen fremden Völker ausgesetzt gewesen. In Unteritalien hatten bis zur Ankunft der Normannen Byzantiner, Araber und Deutsche um das Vorrecht gestritten, die Einwohner des Landes zu bedrücken und auszusaugen. Da tritt ein Heldengeschlecht, freilich aus weiter Ferne hierher verschlagen und anfangs nicht anders als wie Räuber im großen Style agirend, unter dem mißhandelten Volke auf, und reißt die siegvergessenen, hier schon längst ansäßigen Lombarden, die Ueberreste griechischer Colonisten und die Nachkommen altitalischer Stämme vereint zu siegreichen, vergeltungsvollen Kriegen fort. Nicht nur Sicilien, die feste Burg des Islam im Mittelmeere, fällt, Robert und Roger tragen ihr Schwert nach der griechischen Halbinsel hinüber, und die Bewohner der nächsten Länder Afrikas werden den normannischen Königen zinspflichtig. In Palermo der Hauptstadt der Emire Siciliens, der durch Reichthum wie durch Kunstthätigkeit ihrer Bewohner und herrliche Prachtbauten weitberühmten Metropole der Insel, wird der Thron des Reiches aufgeschlagen, und bald zeigen noch großartigere Schlösser und in Marmor und künstlicher Musivarbeit strahlende Dome, daß die Eroberer nicht nur die Künste des Krieges sondern auch die des Friedens zu schätzen verstehen. Aber noch kein halbes Jahrhundert war seit dem Tode des ersten normannischen Königs verstrichen, da stirbt das Heldengeschlecht aus, das die Bewohner

dieser Lande aus zertretenen Knechten fremder Völker zu seinen eigenen Herrn und kühnen Eroberern gemacht hatte, und das Reich soll an den Fürsten des Landes übergehen, gegen das nicht nur die Normannen, sondern soeben noch in viel hitzigerem Kampfe Rom und die oberitalischen Städte, fast ganz Italien also, angekämpft hatten. Welchen Eindruck die drohende Besitzergreifung des unteritalischen Königthums durch Heinrich VI. selbst auf nicht in Italien geborene Normannen und dann die Einheimischen machte, das verrathen uns aufs Deutlichste die zornsprühenden Worte Hugo Falcando's, der sich Sicilien nur durch längeren Aufenthalt auf der schönen Insel verpflichtet fühlte, das zeigen die verzweiflungsvollen Kämpfe, welche die nationale Partei gegen die Uebermacht Kaiser Heinrichs VI. führte, das beweist das Verhalten der Königin Constanze gegen ihren eigenen Gemahl. Hatte Hugo Falcando, der strenge Mönch und Abt von St. Denis, sich so von seinem Haß gegen die Deutschen hinreißen lassen, daß er alle Sicilianer, rechtgläubige Christen, Griechen und Araber ohne Unterschied beschwört, ihren Parteihader abzulegen und sich einträchtig gegen die nordischen Barbaren zu wappnen, wird man dann nicht zu glauben geneigt sein, daß jene Jahre der Trübsale, der bangen Hoffnungen und des furchtbaren Unterliegens für die Bildung einer einheitlichen Nationalität in Unteritalien und Sicilien selbst folgenreicher und wichtiger geworden sind, als die Zeiten des guten Königs Wilhelm II., in denen allerdings in diesen seit alten Tagen räuberreichen Ländern ein jeder Wanderer sicher seine Straße ziehen konnte und Recht und Gesetz hier so gut gedieh, wie kaum damals anderswo in Europa.*) Nach dem allgemeinen Gesetze der Entwicklung nationalen Wesens, welches sich erst aus einem feindlichen Gegensatze, in das ein Volk gegen

*) In den oben erwähnten s. g. Commento ottimo zur göttlichen Comödie heißt es, wenn auch in etwas übertriebener Weise von Wilhelm II.: Fu il re Guglielmo giusto e ragionevole, amava li sudditi, e teneali in tanta pace, che si potea stimare il vivere siciliano d'allora essere un vivere del Paradiso terrestre. III. 458.

ein anderes tritt, herausbildet und sich an diesem seiner Eigenartigkeit bewußt wird, unterliegt das keinem Zweifel. Während Wilhelm II. ein orientalisches Hofleben führt, von arabischen Mädchen und Sängern umgeben sein Leben in der Favarah verträumt oder darüber nachsinnt, wie er seine fromme Stiftung Monreale heben und ihren mosaikfunkelnden Dom schmücken will, und keine Spur von nationalen Gesichtspunkten sich in seiner widerspruchsvollen Politik zeigt, die bald in dem Geleise normannischer Traditionen mit dem Papste gegen den Kaiser, bald wieder mit diesem gegen die wichtigsten Interessen des Papstthums gerichtet war, tritt uns schon in seinem Vetter Kaiser Friedrich II. ein entschiedener Italiener an Bildung und Gesittung entgegen. Soweit als es die Aufgaben seiner weltumspannenden Politik forderten und gestatteten, schloß er sein Erbreich durch wohl durchdachte Gesetze und Einrichtungen gegen alle übrigen Länder ab, an seinem Hofe trat zuerst die von den Anhängseln des vulgären sicilischen Patois gereinigte italienische Sprache und Poesie ihrer vorausgeeilten Schwester, der provençalischen, ebenbürtig an die Seite. Wir wissen freilich nicht die Namen der Männer mit voller Bestimmtheit anzugeben, die auf die jugendliche Entwicklung des früh verwaisten Königskindes, „des Lammes unter den Wölfen", die bedeutendste Einwirkung ausgeübt und die Fundamente seines so reichen, fast nach allen Seiten hin alle seine Zeitgenossen überflügelnden Wissens gelegt haben.*)

*) Soviel steht aber wohl nach den sorgfältigen Untersuchungen Winckelmanns (Forschungen zur deutschen Geschichte VI. S. 391 u. f.) fest, daß auf die gesammte Erziehung Friedrichs II. Niemand so viel Einfluß gehabt hat, als der Kanzler Siciliens und Bischof von Troja und Catania, Walter von Palear. Welcher Nationalität gehörte aber dieser gewaltsame, herrschsüchtige Staatsmann an? Die Sicilianer, wie z. B. Rocco Pirro und nach ihm de Grossis, nennen ihn bald Northmannus, bald consanguineus Henrici VI. imperatoris und es ist nicht abzusehen, auf welche Quellen sie diese sich gegenseitig aufhebenden Angaben stützen. Beide sind gewiß falsch. Walther gehörte einer vornehmen Familie aus den Abruzzen an, die sich nach dem Städtchen Palear oder Palena bei Solmona nannte. Seine Brüder Gentilis und Manerius werden als Grafen erwähnt. Sein Schwager jener Petrus de Venere (a?) oder Graf Petrus de Celano, der

So viel aber steht fest, daß der deutsche Erbe des normannischen Königsthrones eine italienisch nationale Erziehung erhielt, daß er sich stets mehr als Italiener denn als Deutscher gefühlt hat, und unter seiner Herrschaft sich die Blüthe italienischer Poesie im fernsten Süden der Halbinsel zu erschließen begann.*) Kann ein Fürst zur Bildung einer Nation aus verschiedenen Stämmen durch Gesetzgebung, Verwaltung, kirchliche Einrichtungen, durch Begünstigung und Veredlung der Landessprache mitwirken, so hat das Friedrich II. für Sicilien gethan.

Palermo, die dreisprachige Stadt, wie sie noch Petrus von Ebulo gegen den Ausgang des 12. Jahrhunderts nennt, war um die Mitte des folgenden Säculums gewiß eine bis auf wenige Ausnahmen einsprachige geworden. Die sicilische Vesper hat es nicht lange darauf gezeigt, wie fest die Nation in sich gefugt war und nach dieser Zeit kann dann über den einheitlichen nationalen Charakter der Sicilianer kein Zweifel mehr obwalten. Werden aber jetzt auch auf Sicilien wieder verschiedene Nuancen des gemeinsamen Dialekts leicht unterschieden, und scheinen für oberflächliche Beobachter die Bewohner der Insel durch Gesichtsbildung, Haltung und Wuchs so verschieden zu sein, daß man ihre Abstammung von

---

sich von Anfang an gegen König Tancred für Heinrich VI. erklärt hatte und unter diesem Kaiser und während der Minderjährigkeit Friedrichs II. eine große Rolle spielte. Die Familie Walters von Palear stand in Verbindung mit den Geschlechtern von Tricarico, Caserta, Ceccano und Celano. Töche, Kaiser Heinrich VI. S. 146 Anm. 6. Huillard Bréholles, Historia diplomatica Fr. II. T. I. 81 u. 127.

*) Ich kann nicht mit J. La Lumia übereinstimmen, wenn er glaubt Sicilien habe eine Anzahl italienischer Dichter in der Normannenzeit gehabt wie unter Friedrich II. Auch die Annahme, daß das bekannte Gedicht von Ciullo d'Alcamo so früh entstanden ist, als er glaubt, theile ich nicht. Du Cange kennt keine Stelle, in der Agostari früher erwähnt werden als unter Friedrich II. Ueber die Bezugnahme des Gedichtes auf den noch lebenden Saladin siehe Ebert, Jahrbuch für romanische und englische Literatur I. S. 112.

verschiedenen Nationalitäten und die verschiedenen Blutmischungen an ihnen glaubt wieder erkennen zu können, so läßt man hierbei völlig außer Acht, welchen Einfluß die so mannigfaltige Bodengestaltung der Insel auf ihre Bewohner ausübt. Es muß doch ein Unterschied zwischen den frischen Bewohnern des fast in die Schneeregion hinaufragenden Aetna und der bleichen Bevölkerung der Malaria vollen Küstenebenen, zwischen dem kühnen, in wechselvollen Geschicken sein Leben verbringenden Seefahrer und dem in regelmäßiger Aufeinanderfolge das Land bestellenden Ackerbauer des Inneren der Insel geben. Aber bis auf die wenigen Eindringlinge, die wir oben von der Gesammtbevölkerung der Insel ausgeschieden haben, ist die Einwohnerschaft Siciliens jetzt eine wesentlich gleichartige, und sie ist das, so weit wir sehen können, seit der Eroberung der Insel durch die Normannen, mit eigenem Bewußtsein aber erst ungefähr seit dem Aussterben des normannischen Fürstenhauses.

Ist aber dieses die Enstehungsgeschichte der gegenwärtig in Sicilien herrschenden Nationalität, so werden die historischen Anhaltspunkte, welche unsere Märchen darbieten, derselben wenigstens nicht widersprechen dürfen. Und dieses ist auch nicht der Fall, wenngleich einzuräumen ist, daß wir aus ihnen nicht, wie ich ursprünglich gehofft hatte, ganz bestimmte neue Argumente für die Richtigkeit der von mir aufgestellten Hypothese werden ableiten können. Denn unsere Märchen tragen doch keinen specifisch ausgeprägten nationalen Charakter an sich und stehen mit der gesammten südeuropäischen im Großen und Ganzen auf Einer Stufe der Entwicklung. Am Nächsten sind sie freilich mit den neapolitanischen verwandt, wie einzelne von ihnen schon im 17. Jahrhundert dem geistreichen G. B. Basile erzählt und von diesem in seinem Pentamerone allzu geschwätzig und nach Rabelaisschen Pointen haschend wiedergegeben worden sind. Aber fast eben so nahe als diesen Märchen stehen gar manche der unsrigen der Fassung griechischer Volksmärchen, welche uns Hahn in seiner überaus werthvollen Sammlung mitgetheilt hat. Sind doch sogar einzelne Namen beiden gemeinsam. Wie nun in

diesen griechischen Märchen nur vereinzelte*) Nachklänge aus der antiken Mythologie nachgewiesen werden können, so auch hier. So ist z. B. der Volksglaube, daß die Geburt eines Kindes durch eine mißgünstige böse Frau aufgehalten werden kann, wenn dieselbe ihre Hände falte und zwischen ihre Kniee lege u. s. w. uralt. Denn es wird ja schon vom Herakles erzählt, daß seine Geburt deßhalb nur durch eine List ebenso ermöglicht worden sei, als die mancher Helden unserer Märchen. Aber Alles erwogen legen doch auch unsere Märchen nur Zeugniß von der großen Umwälzung ab, die auf dem Boden der klassischen Welt durch die Völkerwanderung und die Einführung des Christenthums sich vollzogen hat. Denn wenn auch in religiöser Beziehung das innere Verhältniß der römisch-katholischen oder griechischen Christen jener Länder zu ihren Heiligen, soweit der gemeine Mann hierbei in Betracht kommt, im Wesentlichen noch gerade so ist, wie zu den Zeiten des Heidenthums, der Glaube an Götter, Untergötter und Dämonen,**) wie ja auch gar manche Heilige eben nur an die Stelle von Localgottheiten getreten sind, so hat sich doch namentlich in Folge der Einwanderung nordischer Völker jene Umbildung des Volksgeistes vollzogen, deren Produkt die romanische Welt ist. Und wenn auf diese dann das Morgenland und die in ihr während des Mittelalters herrschende arabisch-persische Cultur zur Zeit der Kreuzzüge nicht ohne bedeutenden Einfluß geblieben ist, so läßt sich dieser doch nicht im Entferntesten mit der Wirkung vergleichen, welche die germanischen Völker und das Christenthum auf ihre Bildung ausgeübt haben. Fast möchte man glauben, daß sich dieses Verhältniß auch in den Volksmärchen der südeuropäischen Völker abspiegelt. Denn selbst in den Ländern Europas, in denen der Einfluß der Araber am Stärksten gewesen ist, ja wo sie Jahrhunderte lang geherrscht haben, tragen die

*) Gegen C. Wachsmuth, das alte Griechenland im neuen S. 18, der in den griechischen Volksmärchen „mannigfaltige Anklänge“ gefunden zu haben glaubt.

**) Aus Sicilien. II. 104.

Märchen der von ihnen zeitweise zurückgedrängten, dann aber wieder zur Herrschaft gekommenen Völker einen wenn auch von dem der nordischen etwas abweichenden, allein doch denselben immer näher stehenden Charakter an sich, als wir denselben in den arabischen Märchen ausgeprägt finden. So haben die griechischen Volksmärchen nicht, wie man wohl vor dem Erscheinen der Hahnschen Sammlung hier und da vermuthet hat, mehr mit den orientalischen Volksmärchen als mit den deutschen gemein, sondern vielmehr umgekehrt, und auch bei den catalanischen, spanischen und sicilianischen u. s. w. verhält es sich nicht anders. Wer die Anmerkungen R. Köhlers zu unserer Sammlung vergleicht, wird über die Menge paralleler Züge staunen, die aus Märchen nordischer Völker, selbst bis Island hinauf beigebracht sind, während sie in orientalischen noch nicht haben nachgewiesen werden können.

Angesichts dieser Uebereinstimmung kann man kaum bezweifeln, daß doch gar manche Züge nordischer Märchen in die sicilianischen durch die Normannen gekommen sein mögen. Ich will hierbei kein Gewicht darauf legen, daß die meisten Fristbestimmungen in ihnen, z. B. die von Einem Jahr, Einem Monat, Einem Tag u. s. w., nur durch sie hineingekommen sein können. Denn dieselben Verjährungsfristen des sicilianischen Statutarrechts sind gleichfalls deutschrechtlichen, normannischen Ursprungs. Aber die Märchen könnten sich ja in ihrer elastischen, an bestehende Verhältnisse anschmiegenden Weise leicht erst in viel späterer Zeit dieser Fristbestimmungen bemächtigt haben, da ja das sicilische Statutarrecht bis in den Anfang dieses Jahrhunderts in Geltung geblieben ist. Aber eine ganz gelegentliche Notiz ist doch für das Alter der Märchen in Sicilien nicht ohne Bedeutung. Im Märchen 62 (II. 38) wird von einem Schiffe erzählt, auf dessen Flagge die Inschrift gewesen sei: König von drei Staaten. Diese Inschrift hatte aber nur einen Sinn in der Zeit der normannischen Könige, die sich Fürsten der drei Staaten, d. h. Könige von Sicilien, Herzöge von Apulien und Fürsten von Capua nannten. Hier wie in dem oben (S. XXI) erwähnten Volksliede, in dem König Wilhelm II. als incurunatu di tutti tri Stati gefeiert

wurde, hat also der Volksmund Jahrhunderte lang eine historische Benennung aufbewahrt, ohne irgend ein Verständniß für ihre Bedeutung zu haben.

Daß aber die Normannen wirklich schon früh ihre Sagen und Märchen in Sicilien localisirt haben, beweist das Zeugniß des Gervasius von Tilbury, nach dem die Eingeborenen Siciliens versicherten, der große König Artur sei in unserer Zeit, also um das Jahr 1200, in den Einöden des Aetna erschienen.*) Hatten aber die Normannen die Artursage hier in dieser Weise schon verbreitet, so liegt kein Grund vor zu bezweifeln, daß sie auch andere ihrer volksthümlichen Dichtungen aus dem Norden werden mit hierher gebracht und so verbreitet haben, daß sie zum Gemeingut Aller geworden sind.

Die in ihren Ursprüngen so gemischte Bevölkerung des modernen Siciliens macht es leicht erklärlich, daß wir auf dieser Insel Märchen finden, deren einzelnen Züge bald nur in ähnlichen Volksdichtungen von Zakynthos, bald nur in solchen von Island nachgewiesen werden können. Im Ganzen und Großen aber tragen unsere Märchen das Gepräge der Nation, der die Insel seit der Epoche der Normannen angehört.

*) Des Gervasius von Tilbury Otia Imperialia. Herausgegeben von F. Liebknecht. S. 12. In Sicilia est mons Aetna. — Hunc autem montem vulgares Mongibel appellant. In hujus deserto narrant indigenae Arturum magnum nostris temporibus apparuisse etc.



Sicilianische Märchen.



1. Die kluge Bauerntochter.

Es war einmal ein junger König, der ging auf die Jagd. Als es Abend wurde, sah er auf einmal, daß er von seinem Gefolge getrennt war, und nur sein Läufer noch bei ihm war. Zugleich wurde es Nacht, und in dem dichten Wald konnten sie den Heimweg nicht mehr finden. So irrten sie mehrere Stunden lang umher, und endlich sahen sie in der Ferne ein Licht. Als sie näher kamen, sahen sie daß es ein Häuschen war; da schickte der König seinen Läufer hin, und hieß ihn die Leute wecken. Also klopfte der Läufer an der Thür, und bald erschien der Bauer der darin wohnte, und frug: „Wer klopft da zu so später Stunde?" — Da antwortete der Läufer: „Seine Majestät der König steht hier draußen und kann den Weg nach seinem Schlosse nicht finden; wollet ihr ihm ein Obdach und ein Abendessen geben?" — Da öffnete der Bauer schnell die Thür, weckte seine Frau und seine Tochter und hieß sie ein Huhn schlachten und zubereiten. Als nun das Abendessen fertig war, baten sie den König mit dem Wenigen fürlieb zu nehmen, was sie ihm bieten könnten. Der König nahm das Huhn und zerlegte es; dem Vater gab er den Kopf, der Mutter die Brust, der Tochter die Flügel, für sich behielt er die Schenkel, und dem Läufer gab er die Füße. Darauf legten sie sich Alle zu Bett. Die Mutter aber sprach zu ihrer Tochter: „Warum hat der König das Huhn wohl so eigenthümlich vertheilt?" Sie antwortete: „Es ist ja ganz klar; dem Vater gab er den Kopf, weil er das Haupt der Familie ist; euch gab er die Brust, weil ihr ein altes Mütterchen seid;*)

*) Pirchi siti vecchiaredda.

mir gab er die Flügel, weil ich doch einmal von euch fortfliegen werde; für sich behielt er die Schenkel, weil er ein Reiter ist, und seinem Läufer gab er die Füße; damit er desto schneller laufen kann."

Den nächsten Morgen setzten sie dem König ein Frühstück vor und wiesen ihn auf den richtigen Weg. Als der König in seinem Schlosse angekommen war, nahm er einen schönen gebratenen Hahn, einen großen Kuchen, ein Fäßchen Wein, und 12 tarì, rief seinen Läufer und befahl ihm Alles zu den Bauern zu tragen, mit der Versicherung seiner Gnade. Der Weg war weit und der Läufer war müde und fing bald an hungrig zu werden. Zuletzt konnte er seinem Verlangen nicht widerstehen, schnitt den halben Hahn ab, und verzehrte ihn. Nach einer Weile wurde er auch durstig, und trank auch die Hälfte vom Wein. Als er nun weiter ging und den Kuchen anschaute, dachte er: „Der ist gewiß gut!" und aß auch noch die Hälfte von dem Kuchen. Nun dachte er: „Warum sollte ich auf halbem Weg stehen bleiben? Ich muß doch Alles gleich machen," und nahm auch noch 6 tarì von den zwölfen. So kam er denn endlich zum Bauer, und lieferte ihm den halben Hahn, den halben Kuchen, das halbe Fäßchen Wein und den halben Thaler aus. Der Bauer und seine Familie waren hoch erfreut über die Ehre, die ihnen der König anthat, und trugen dem Läufer auf, dem König ihren Dank auszusprechen. Die Tochter aber, da sie sah, daß Alles nur zur Hälfte vorhanden war, sagte dem Läufer, sie wolle ihm noch eine besondere Botschaft an den König mitgeben, er müsse sie aber Wort für Wort wiedersagen. Der Läufer versprach es, und sie begann: „Zuerst mußt du dem König sagen: Der in der Nacht wohl singet, mein Gott warum nur halb?*) Kannst du das behalten?" „O ja!" sprach der Läufer. — „Dann mußt du ihm auch noch sagen: Der Mond im zweiten Viertel, mein Gott, warum denn halb? Kannst du das auch behalten?" „O gewiß!" antwortete der Läufer. „Dann mußt

*) Chiddu chi a notti canta
O Diu, menzu pirchì?
La luna a quinta decima,
O Diu, menza pirchì?

du ihm auch sagen: „'s war oben zu und unten zu, mein Gott, warum denn halb?" Wirst du das auch nicht vergessen?" „Gewiß nicht!" sagte der Läufer. Endlich mußt du ihm sagen: „Das Jahr hat doch zwölf Monate, mein Gott, warum denn sechs?" Der Läufer versprach Alles richtig zu sagen, und machte sich auf den Weg, indem er fortwährend die Worte wiederholte, um sie ja nicht zu vergessen. Als er zum König kam, frug ihn dieser: „Nun, hast du Alles richtig abgeliefert?" — „Ja wohl, Ew. Majestät" antwortete der Läufer, ich soll euch auch eine Botschaft bringen von der Tochter des Bauern. Erst hat sie gesagt: Der in der Nacht wohl singet, mein Gott warum denn halb?" — „Was?" rief der König, „solltest du den halben Hahn gegessen haben?" „Ach Majestät!" sprach der Läufer, „hört doch erst meine Botschaft an. Dann hat sie gesagt: Der Mond im zweiten Viertel, mein Gott, warum denn halb?" — „Was?" schrie der König, „so hast du auch den halben Kuchen gegessen?" — „Ach Majestät!" sprach der Läufer, „laßt mich erst ausreden. Zu dritt hat sie gesagt: „'s war oben zu und unten zu, mein Gott, warum denn halb?" — „Was?" schrie der König „hast du auch das halbe Faß Wein ausgetrunken?" „Ach Majestät!" rief der Läufer, „laßt mich erst meine Botschaft zu Ende sagen. Endlich hat sie gesagt: „Das Jahr hat doch zwölf Monate, mein Gott, warum denn sechs?" „Also hast du auch noch den halben Thaler gestohlen!" rief der König. Da fiel der Läufer auf die Knie, und bat den König um Verzeihung. Und der König war so erfreut über die Klugheit des Mädchens, daß er dem Läufer verzieh. Dem Mädchen aber schickte er einen schönen Wagen mit schönen Kleidern, und nahm sie zu seiner Frau.

Diese blieben glücklich und zufrieden,
Wir nur zogen lediglich die Nieten.*)

Stuppatu susu e jusu
O Diu, menzu pirchì?
Li dudici misi di l'annu
O Diu, sei pirchì?

*) Iddi ristaru felici e cuntenti
E nui ristammu senza nenti.

2. Maria, die böse Stiefmutter und die sieben Räuber.

Es war einmal ein Mann, dem war seine Frau gestorben, und er hatte nur ein kleines Mädchen, das hieß Maria.

Maria ging in die Schule zu einer Frau, bei der sie nähen und stricken lernte. Wenn sie nun Abends nach Hause ging, sagte ihr die Frau immer: „Grüße auch deinen Vater recht schön von mir." Und weil sie ihn so freundlich grüßen ließ, so dachte der Mann: „Das wäre eine Frau für mich," und heirathete die Frau. Als sie aber verheirathet waren, wurde die Frau recht unfreundlich gegen die arme Maria, denn so sind die Stiefmütter von jeher gewesen, und konnte sie zuletzt gar nicht mehr leiden. Da sagte sie zu ihrem Mann: „Das Mädchen ißt uns so viel Brod, wir müssen sie los werden." Aber der Mann sagte: „Tödten will ich mein Kind nicht!" Da sprach die Frau: „Nimm sie morgen mit auf's Feld, und laß sie dort alleine stehen, daß sie den Weg nach Hause nicht mehr findet."

Den andern Tag rief der Mann seine Tochter, und sagte zu ihr: „Wir wollen über Land gehen und unser Essen mitnehmen." Da nahm er einen großen Laib Brod mit, und sie machten sich auf den Weg. Maria aber war schlau, und hatte sich die Taschen mit Kleie angefüllt. Wie sie nun hinter dem Vater herging, warf sie von Zeit zu Zeit ein Häufchen Kleie auf den Weg. Als sie viele Stunden weit gegangen waren, kamen sie an einen steilen Abhang; da ließ der Mann einen Laib Brod hinunter fallen, und rief: „Ach, Maria, das Brod ist hinuntergefallen!"—„Vater," sprach Maria, „ich will hinunter steigen und es holen." Da ging sie den Abhang hinunter und holte das Brod; als sie aber wieder herauf kam, war der Mann fortgegangen und Maria war allein. Da fing sie an zu weinen, denn sie war sehr weit weg von Haus, an einem ganz fremden Ort. Als sie aber an die Häufchen Kleie dachte, faßte sie wieder Muth, und indem sie immer der Kleie nachging, kam sie endlich spät in der Nacht wieder nach Haus. „Ach, Vater!" sprach sie, warum habt ihr mich allein

gelassen?“ Der Mann tröstete sie und sprach so lange bis er sie beruhigt hatte. Die Stiefmutter aber war sehr zornig, daß Maria den Weg zurück gefunden hatte, und nach einiger Zeit sagte sie wieder zu ihrem Mann, er solle Maria über Land führen, und sie dann im Wald allein lassen. Den nächsten Morgen rief der Mann wieder seine Tochter, und sie machten sich auf den Weg. Der Vater trug wieder einen Laib Brod, Maria aber vergaß Kleie mitzunehmen. Als sie nun im Walde waren, an einem noch tieferen und steileren Abhang, ließ der Vater wieder das Brod fallen, und Maria mußte hinuntersteigen es zu holen. Als sie aber wieder herauf kam, war der Mann fortgegangen und sie war allein. Da fing sie an bitterlich zu weinen und lief lange umher, aber sie gerieth nur tiefer in den dunkeln Wald. Es wurde Abend, da sah sie auf einmal ein Licht, und als sie darauf zuging, kam sie an ein Häuschen, darin war ein Tisch gedeckt und es standen sieben Betten darin; Menschen waren aber keine da. Das Haus gehörte aber sieben Räubern. Da versteckte sich Maria hinter einen Backtrog und bald kamen die Räuber nach Haus. Sie aßen und tranken, und legten sich dann zu Bett. Den nächsten Morgen zogen sie aus, ließen aber den jüngsten Bruder da, damit er das Essen koche,*) und das Haus rein mache. Als sie fort waren, ging der jüngste Bruder auch fort, um Einkäufe zu machen.**) Da kam Maria hinter dem Backtrog heraus, und räumte das ganze Haus auf, kehrte die Stube und zuletzt setzte sie den Kessel auf's Feuer um die Bohnen zu kochen. Dann versteckte sie sich wieder hinter den Backtrog. Als der jüngste Räuber nach Hause kam, war er sehr erstaunt, Alles so sauber zu finden, und als seine Brüder kamen, erzählte er, was ihm begegnet sei. Die waren alle sehr verwundert, und konnten sich gar nicht denken, wie es zugegangen sei. Den nächsten Tag blieb nun der zweite Bruder zurück. Er that, als ob er auch fortginge, kam aber gleich zurück, und sah Maria, die wieder hervorgekommen war, um das Haus in Ordnung

*) Fagioli cu a pasta.

**) Pi fare a spisa.

zu bringen. Maria erschrak sehr, als sie den Räuber erblickte; „ach," bat sie, „tödtet mich nicht, um Gotteswillen!" „Wer bist du denn?" frug der Räuber. Da erzählte sie ihm von ihrer bösen Stiefmutter, und wie ihr Vater sie im Wald verlassen habe, und wie sie seit zwei Tagen hinter dem Backtrog versteckt gewesen sei. „Du mußt keine Angst vor uns haben," sagte der Räuber. „Bleibe bei uns, sei unsere Schwester, und koche, nähe und wasche für uns." Als die anderen Brüder nach Hause kamen, waren sie es zufrieden, und so blieb denn Maria bei den sieben Räubern, führte ihnen das Hauswesen und war immer still und fleißig. Eines Tags, als sie am Fenster saß und nähte, kam eine arme Frau vorbei, und bat sie um ein Almosen. „Ach!" sprach Maria, „ich habe nicht viel, denn ich bin selbst ein armes, unglückliches Mädchen; aber was ich habe, will ich euch geben." „Warum bist du denn so unglücklich?" frug das Bettelweib. Da erzählte ihr Maria, wie sie von Hause fort und dahin gekommen sei. Die arme Frau ging hin, und erzählte der bösen Stiefmutter, daß Maria noch lebe. Als die Stiefmutter das hörte, war sie sehr zornig, und gab der Bettlerin einen Ring, den solle sie der armen Maria bringen. Der Ring aber war ein Zauberring. Nach 8 Tagen kam also die arme Frau wieder zu Maria, um sich ein Almosen zu holen, und als Maria ihr etwas gab, sprach sie: „Siehe, mein Kind, da habe ich einen schönen Ring; weil du so gut gegen mich bist, so will ich ihn dir schenken." Maria nahm arglos den Ring, aber als sie ihn an den Finger steckte, fiel sie todt hin. Als nun die Räuber nach Hause kamen, und Maria am Boden fanden, waren sie sehr betrübt, und weinten bitterlich um sie. Dann machten sie einen schönen Sarg, legten Maria hinein, nachdem sie ihr die schönsten Schmucksachen angelegt hatten, legten auch noch viel Gold hinein, und setzten den Sarg auf einen mit Ochsen bespannten Karren. Damit fuhren sie in die Stadt. Als sie an das Schloß des Königs kamen, sahen sie, daß die Thür zum Stall weit offen stand. Da trieben sie die Ochsen an, daß sie den Karren in den Stall fuhren. Darüber wurden die Pferde unruhig, und fingen an sich zu bäumen und Lärm zu machen. Als der König den Lärm hörte, schickte

er hinunter und ließ seinen Stallmeister fragen, was geschehen sei. Der Stallmeister antwortete, es sei ein Karren in den Stall gekommen und Niemand dabei, und auf dem Karren liege ein schöner Sarg. Da befahl der König, man solle den Sarg in sein Zimmer bringen und ließ ihn dort aufmachen. Als er aber das schöne todte Mädchen darin erblickte, fing er an bitterlich zu weinen, und konnte sich gar nicht davon trennen. Da ließ er vier große Wachskerzen bringen, und ließ sie an die vier Ecken des Sarges stellen und anzünden; dann schickte er alle Leute aus dem Zimmer, verriegelte die Thür, fiel neben dem Sarg auf die Kniee und vergoß heiße Thränen. Als es Zeit zum Essen war, schickte seine Mutter zu ihm, er solle kommen. Er antwortete aber nicht einmal, sondern weinte nur immer heftiger. Da kam die alte Königin selbst und klopfte an die Thür, und bat ihn doch aufzumachen, er aber antwortete nicht. Da schaute sie durch das Schlüsselloch, und als sie sah, daß ihr Sohn neben einer Leiche kniete, ließ sie die Thür aufbrechen. Aber als sie das schöne Mädchen erblickte, wurde sie selbst ganz gerührt, und beugte sich über Maria und nahm ihre Hand. Wie sie nun den schönen Ring sah, dachte sie, es wäre doch schade, den mitbegraben zu lassen und streifte ihn ab. Da wurde mit einem Mal die todte Maria wieder lebendig, und der junge König war hoch erfreut und sprach zu seiner Mutter: „Dieses Mädchen soll meine Gemahlin sein!" Da antwortete die alte Königin: „Ja, so soll es sein!" und umarmte Maria. Da wurde Maria die Frau des Königs, und Königin, und sie lebten herrlich und in Freuden bis an ihr glückliches Ende.

---

3. Von Maruzzedda.

Es war einmal ein armer Schuster, der hatte drei schöne Töchter; aber die jüngste war die schönste, die hieß Maruzzedda.*) Die älteren Schwestern aber hatten Maruzzedda nicht gern, weil sie so überaus schön

*) Deminutiv von Maria.

war. Der Schuster war arm, und mußte oft Tage lang herumziehen, ohne etwas zu verdienen.

Eines Tages nun sprach er zu seiner ältesten Tochter: Begleite mich morgen, wenn ich ausziehe, Arbeit zu suchen, vielleicht ist mir dann das Glück günstiger. Da ging die älteste Tochter mit ihm, und er verdiente einen Tarì. Da sprach er: „Höre, ich bin so hungrig; wir wollen zehn Grani verzehren, und zehn Grani den Anderen mitbringen. Das thaten sie, kauften sich etwas zu essen, und brachten den Anderen nur die Hälfte des Geldes. Den nächsten Morgen nahm der Schuster die zweite Tochter mit, und verdiente drei Carlini. Da sprach er: „Wir wollen 15 Grani verzehren, und 15 Grani den Anderen mitbringen." Das thaten sie, und brachten nur die Hälfte des Geldes mit nach Hause. Am dritten Tage nahm der Schuster die Maruzzedda mit, und dieses Mal verdiente er zwei Tarì. Da sprach er: „Höre, Maruzzedda, wir wollen einen Tarì verzehren, und deinen Schwestern nur einen Tarì nach Hause bringen." Sie aber antwortete: „Nein, Vater, wir wollen lieber gleich nach Hause gehen, und Alle mit einander essen." Als nun der Vater nach Hause kam, erzählte er es den zwei Schwestern, die sprachen: „Nein, seht doch einmal diese ungerathene Tochter, sollte sie nicht immer thun, was ihr wollt?" Mit solchen Worten hetzten sie den Vater gegen die unschuldige Maruzzedda auf. Den nächsten Morgen aber nahm er sie doch wieder mit, und verdiente drei Tarì. Da sprach er wieder: „Höre, Maruzzedda, wir wollen drei Carlini verzehren, und den Schwestern die anderen drei Carlini mitbringen. Sie aber antwortete: „Nein, lieber Vater, wir wollen lieber gleich nach Hause gehn; warum sollten wir nicht zusammen essen?" Als der Vater nach Hause kam, erzählte er es wieder seinen anderen Töchtern, die sprachen noch härtere Worte über die arme Schwester: „Was wollt ihr das unverschämte Mädchen noch länger im Hause behalten? Jagt sie fort, so seid ihr sie los." Der Vater aber wollte nicht. Da sprachen die Schwestern: „Nehmt sie morgen mit, und laßt sie in irgend einer einsamen Gegend allein zurück, daß sie den Weg nach Hause nicht finden kann." Da ward der Vater verblendet,

und ließ sich von den Schwestern bethören, und nahm am nächsten Morgen seine Maruzzedda mit.

Als er aber weit gewandert war, und in eine ganz unbekannte Gegend kam, sprach er zu ihr: „Warte einen Augenblick auf mich und ruhe dich unterdessen aus, ich komme gleich wieder.“ Da setzte sich Maruzzeddda hin, und der Schuster ging fort. Sie wartete und wartete, aber ihr Vater kam nicht wieder. Die Sonne neigte sich und der Vater kam immer noch nicht. Da dachte sie endlich ganz traurig: „Mein Vater hat mich gewiß verstoßen wollen; so will ich denn in die weite Welt wandern.“ So wanderte sie denn fort, und wanderte bis sie müde ward, und es schon anfing Abend zu werden. Wie sie nun gar nicht wußte, wo sie ein Obdach finden sollte, sah sie in der Ferne ein prachtvolles Schloß stehen. Da ging sie darauf zu, trat hinein, und stieg die Treppe hinauf, sie begegnete aber Niemanden. Da ging sie durch die Zimmer, die waren kostbar geschmückt, und in dem einen stand eine wohlbesetzte Tafel, aber Menschen waren keine da. Endlich gelangte sie in das letzte Zimmer, da sah sie auf einem Katafalk eine schöne Jungfrau liegen, die war todt. „Es ist ja Niemand hier, so will ich hier bleiben, bis Jemand kommt, und mich fortjagt.“ Also setzte sie sich an die Tafel, aß und trank, so viel ihr Herz begehrte, und legte sich dann in ein schönes Bett schlafen. So lebte sie da eine lange Zeit und kein Mensch störte sie.

Eines Tages aber begab es sich, daß eben ihr Vater des Weges daherkam, als sie zum Fenster hinausschaute. Als er sie sah, begrüßte er sie freudig, denn es that ihm leid, sie verlassen zu haben, und frug sie, wie es ihr gehe. „O, es geht mir gut,“ antwortete Maruzzedda, „ich habe hier einen Dienst angenommen, und ich habe es gut.“ „Darf ich ein wenig heraufkommen?“ frug der Vater. „Nein, nein,“ erwiederte sie, „meine Herrschaft ist in diesem Punkt sehr streng und erlaubt mir nicht, irgend Jemand hereinzulassen. Lebt wohl, und grüßt mir meine Schwestern.“ Der Schuster ging nach Haus und erzählte seinen Töchtern, daß er Maruzzedda wiedergefunden hätte. Da bethörten sie ihn wieder mit falschen Worten, daß er der unschuldigen Maruzzedda gram

ward, und nach einigen Tagen backten die neidischen Schwestern einen Kuchen, in den thaten sie viel Gift hinein und gaben ihn dem Vater, daß er ihn dem armen Mädchen bringen sollte.

In der Nacht aber, als Maruzzedda schlief, erschien ihr die todte Jungfrau im Traum, und rief sie: „Maruzzedda! Maruzzedda!" „Was wollt ihr?" frug Maruzzedda halb im Schlaf und halb im Wachen. „Morgen wird dir dein Vater einen wunderschönen Kuchen bringen, hüte dich aber davon zu essen, denn er ist vergiftet, sondern gieb erst der Katze ein Stück." Da erwachte Maruzzedda und sah sich allein. Also dachte sie: „Ich werde wohl geträumt haben," und schlief wieder ruhig ein. Am nächsten Morgen sah sie ihren Vater kommen. Da ließ sie ihn zwar die Treppe heraufkommen, wollte ihn aber nicht einlassen. „Wenn euch meine Herrschaft sieht, so wird sie mich aus dem Dienst jagen." „Nun denn, mein Kind," antwortete der Schuster, „deine Schwestern lassen dich schön grüßen und schicken dir diesen Kuchen." „Antwortet meinen Schwestern, der Kuchen sei sehr schön," erwiederte Maruzzedda, „und ich dankte ihnen vielmals dafür." „Willst du denn nicht ein Stückchen versuchen?" frug der Vater. „Nein, ich kann nicht," antwortete sie, „denn ich habe jetzt zu arbeiten. Später, wenn meine Arbeit fertig ist, will ich ihn versuchen." Da gab sie ihm etwas Geld und hieß ihn gehen. Als er aber fort war, gab sie der Katze ein Stück von dem Kuchen, und nach einigen Augenblicken starb die Katze. Da erkannte sie, wie treu die todte Jungfrau sie gewarnt hatte und warf den Kuchen weg.

Die neidischen Schwestern aber hatten zu Hause keine Ruhe, und wollten gern wissen, was aus ihr geworden sei. Also begab sich der Schuster eines Morgens wieder auf den Weg nach dem Schloß. Als er aber dort anklopfte, kam ihm Maruzzedda ganz gesund und munter entgegen. „Wie geht es dir denn, liebes Kind?" frug er. „Mir geht es ganz gut, lieber Vater," antwortete sie. „Laß mich doch einmal das Schloß besehen," bat er. „Wo denkt ihr hin!" sagte sie, „das würde mir meinen Dienst kosten." Da gab sie ihm etwas Geld und schickte ihn fort. Als aber der Vater zu seinen Töchtern kam, und ihnen erzählte, Maruz-

zedda sei ganz gesund, haßten sie ihre arme Schwester noch mehr als bisher. Da verfertigten sie einen schönen Hut, der war verzaubert, also daß wer ihn aufsetzte, starr und bewegungslos blieb, und diesen Hut mußte der Schuster seiner Tochter bringen.

In der Nacht aber erschien die todte Jungfrau wieder der Maruzzedda im Traum und rief sie: „Maruzzedda! Maruzzedda!" „Was wollt ihr?" frug sie. „Morgen früh wird dir dein Vater einen schönen, feinen Hut bringen," sagte die Todte. „Hüte dich aber ihn aufzusetzen, sonst wirst du starr und bewegungslos." Am andern Morgen kam richtig der Schuster und brachte seiner Tochter den schönen Hut mit. „Saget meinen Schwestern, der Hut sei sehr schön, und ich dankte ihnen vielmals," sagte sie ihrem Vater. „Willst du ihn nicht eben aufsetzen, daß ich sehe, wie er dir steht?" frug er. „Nein, nein, ich muß jetzt arbeiten," antwortete sie, „später, wenn ich in die Messe gehe, will ich mich damit schmücken." Damit gab sie ihm etwas Geld und hieß ihn gehen. Den Hut aber steckte sie in einen Kasten, und zerriß ihn nicht, wie sie hätte thun sollen. Die Schwestern aber waren nun überzeugt, Maruzzedda hätte sich mit dem Hut einen Schaden angethan, und bekümmerten sich nicht weiter um sie.

Durch Gottes Gnade ward es nun der todten Jungfrau vergönnt, in die himmlische Herrlichkeit einzugehen. Da erschien sie zum letzten Mal der Maruzzedda im Traum und sprach: „Gott vergönnt mir zu meiner Ruhe einzugehen. Dir lasse ich dies Schloß und Alles was darinnen ist. Lebe glücklich und genieße diese Reichthümer." Damit verschwand sie und der Katafalk blieb leer stehen.

Nun war eine geraume Zeit verstrichen, da fiel es eines Tages der Maruzzedda ein, ihre Kisten und Kasten aufzuräumen. Dabei fiel ihr auch der verzauberte Hut in die Hände, und weil es so lange her war, vergaß sie wer ihn ihr geschickt hatte, und dachte: „Ei, der hübsche Hut! Den will ich doch anprobiren." Kaum aber hatte sie den Hut aufgesetzt, so blieb sie starr und bewegungslos und konnte sich gar nicht mehr rühren. In der Nacht aber erschien die todte Jungfrau, denn der Herr hatte ihr

vergönnt auf die Erde zu kommen; sie nahm die arme Maruzzedda und legte sie auf den Katafalk, dann flog sie wieder in's Paradies. Da lag nun Maruzzedda wie todt; sie wurde aber nicht blaß und auch nicht kalt.

Als sie aber schon eine lange Zeit so gelegen hatte, begab es sich, daß eines Tages der König auf die Jagd ging und in die Gegend des Schlosses kam. Da er nun einen schönen Vogel sah, schoß er danach und traf ihn auch, aber der Vogel fiel gerade in das Zimmer hinein, wo Maruzzedda auf dem Katafalk lag. Nun wollte der König in das Schloß eindringen, es waren aber alle Thüren verschlossen und auf sein Klopfen antwortete Niemand. Also blieb nichts übrig, als durch das Fenster hineinzusteigen, und weil das Fenster nicht sehr hoch war, so gelang es zweien von seinen Jägern hineinzusteigen. Als sie aber das wunderschöne Mädchen sahen, vergaßen sie den Vogel und den König und schauten nur immer die todte Maruzzedda an. Der König wurde ungeduldig, und rief endlich: „Was macht ihr denn da drinnen? Eilt euch doch!“ Da kamen sie an's Fenster und baten den König auch hereinzusteigen, es sei da ein Mädchen von so wunderbarer Schönheit, wie sie nie etwas Aehnliches gesehen hätten. Da stieg der König durch das Fenster in das Zimmer, und da er Maruzzedda erblickte, konnte er auch seine Augen nicht mehr von ihr abwenden. Als er sich aber über sie beugte, merkte er, daß sie noch warm war, und rief: „Das Mädchen ist nicht todt, sondern nur ohnmächtig, wir wollen sie in's Leben zurückrufen.“ Da versuchten sie, sie zu erwecken, rieben sie, schnürten ihr Kleid auf, aber es war Alles vergebens, Maruzzedda blieb starr. Da streifte der König endlich den Hut ab, um ihre Stirn zu kühlen, und sogleich schlug sie die Augen auf und erwachte aus ihrem Schlummer. Da rief der König: „Du sollst meine Gemahlin sein,“ und umarmte sie. Der König aber hatte eine Mutter, die war eine böse Zauberin. Er fürchtete sich also, Maruzzedda mit in sein Schloß zu nehmen und sprach: „Bleibe hier; ich werde kommen, so oft ich kann.“ Also lebte Maruzzedda in dem Schloß und wurde heimlich mit dem König getraut, und der König kam und besuchte sie, so oft er auf die Jagd ging.

Nach einem Jahr gebar sie ihren ersten Sohn, und nannte ihn: „Ich liebe dich." *) Wieder nach einem Jahr gebar sie ihren zweiten Sohn und nannte ihn: „Ich liebte dich."**) Und als sie nach einem Jahr ein drittes Söhnchen bekam, nannte sie es: „Ich werde dich lieben."***)

Die alte Königin aber hatte wohl gemerkt, daß ihr Sohn so oft auf die Jagd ging und so lange abwesend blieb; und forschte so lange, bis sie von seiner Heirath hörte. Da rief sie einen vertrauten Diener, und sprach: „Gehe hin in das Schloß, wo des Königs Gemahlin wohnt, und sage zu ihr: Meine Herrin, die Königin, will euch zu Gnaden annehmen, wenn ihr ihr heute euren ältesten Sohn schickt." Das that der Diener und die arme Maruzzedda ließ sich bethören und gab ihm ihren ältesten Sohn mit. Am nächsten Tag ließ die alte Königin den zweiten Sohn holen, und dann auch noch den dritten. Als sie aber die drei Kinder bei sich hatte, rief sie ihren Koch und sprach zu ihm: „Diese drei Kinder mußt du tödten, und mir die Leber und das Herz zum Wahrzeichen bringen." Der Koch aber hatte selbst Kinder, und sein Vaterherz erbarmte sich über die armen, unschuldigen Kleinen, also daß er sie nicht tödtete, sondern sie in sein Haus brachte und dort versteckte. Der Königin aber brachte er Herz und Leber von drei Zicklein.

Zu der Zeit aber war der König krank und lag in seinem Bette darnieder. Da schickte die alte Königin wieder einen Boten zu Maruzzedda und ließ ihr sagen: „Euer Gemahl ist krank, kommet ihn zu pflegen." Da legte Maruzzedda drei Kleider über einander an und ging auf's Schloß. Als sie aber in den Hof eintrat, brannte da ein großes Feuer und die alte Königin stand dabei und rief: „Werfet die Dirne in's Feuer! Da bat Maruzzedda: „Lasset mich erst meine Kleider abwerfen," und warf das erste Kleid ab und rief mit lauter durchdringender Stimme: „T'amo!" Nun hatte aber die Königin vor des Königs Thür eine ganze Schaar Musikanten aufstellen lassen, die mußten aus Leibeskräften spielen,

*) T'amo.
**) T'amai.
***) T'amerò.

damit der König Nichts hören sollte von dem was im Hof vorging. Er hörte aber doch den Ruf seiner Frau, wenn auch nur ganz schwach. „Haltet ein mit eurer Musik," rief er, aber die Musikanten spielten kräftig weiter. Da warf Maruzzedda auch das zweite Kleid ab, und rief noch lauter: „T'amai!" Diesmal hörte es der König schon besser und rief wieder: „Haltet ein mit eurer Musik!" Die Musikanten aber hatten von der Königin den Befehl erhalten, ihm nicht zu gehorchen, und spielten weiter. Da warf Maruzzedda das dritte Kleid ab, und in der Angst ihres Herzens rief sie so laut sie nur konnte: „T'amerò!" Da hörte der König den Schrei, sprang aus dem Bette und lief in den Hof hinunter. Wie er hinkam, waren die Diener im Begriff die arme Maruzzedda in das Feuer zu werfen. Da gebot er ihnen Einhalt, und befahl ihnen, statt ihrer die alte Königin zu binden und in das Feuer zu werfen. Dann umarmte er seine Frau und sprach: „Nun wirst du Königin sein." „Ach," erwiederte sie, führe mich vor Allem zu meinen Kindern." „Wo sind denn die Kinder?" frug der König. „Wie! sind sie nicht hier?" rief die arme Mutter. „O meine Kinder, meine lieben Kinder!" Da erzählte sie dem König, wie seine Mutter die Kinder alle habe holen lassen, aber es wußte kein Mensch um sie und es war große Trauer im Schloß. Da ließ sich aber der Koch bei dem König melden, und sprach zu ihm: „Majestät, und ihr, Frau Königin, tröstet euch! Die Kindlein sind wohlbehalten in meinem Hause. Die alte Königin hatte mir freilich befohlen sie zu tödten, aber mein Herz erbarmte sich ihrer und ich ließ sie leben." Da wurden die drei Kinder gebracht, und die Eltern umarmten sie mit großer Freude. Dann feierten der König und die Königin ein schönes Fest, den treuen Koch aber beschenkten sie reichlich. So lebten sie glücklich und zufrieden, wir aber gehen leer aus.

---

4. Von der schönen Anna.

Es waren einmal drei Schwestern, die waren alle drei sehr schön, aber die Jüngste war die allerschönste, die hieß Anna. Die drei Mädchen hatten weder Vater noch Mutter, und nährten sich von ihrer Hände Arbeit. Die Erste spann und haspelte das Garn, die Zweite wob die Leinwand, und die Jüngste nähte daraus Hemden und andere Wäsche.

Da sie nun eines Tages mit ihrer Arbeit vor der Hausthür saßen, kam der Königssohn vorbei, der wollte auf die Jagd gehen. Als er die drei schönen Mädchen sah, sprach er: „Wie schön ist die, welche haspelt, wie schön ist die, welche webt, doch die, welche näht, macht mich sterbenskrank."*) Die beiden älteren Schwestern aber wurden neidisch, als sie hörten, daß der Königssohn ihre Schwester lieber hatte als sie, und die Aelteste sprach: „Morgen will ich nähen und Anna kann haspeln." Als aber am andern Morgen der Königssohn wieder vorbeiritt, sprach er: „Wie schön ist die, welche näht, wie schön ist die, welche webt, doch die welche haspelt macht mich sterbenskrank." Die Schwestern wurden noch viel neidischer, und am dritten Morgen mußte Anna weben. Aber der Königssohn sprach: „Wie schön ist die, welche näht, wie schön ist die, welche haspelt, doch die, welche webt macht mich sterbenskrank." Da konnten die Schwestern die arme Anna gar nicht mehr leiden, und berathschlagten, wie sie sie verderben wollten. Sie beschlossen aber, sie in eine wilde, einsame Gegend zu führen, und sie dort allein zu lassen, daß sie den Weg nach Hause nicht wieder finden könne.

Also sprach die älteste Schwester zu Anna: „Anna, komm mit; wir haben hier etwas schmutzige Wäsche, die wollen wir in einem Bächlein waschen." Anna war es zufrieden und so wanderten die Beiden fort. Als sie aber in eine wilde einsame Gegend kamen, sprach die Schwester: „Ach, Anna, ich habe vergessen die Seife mitzunehmen. Warte hier ein

---

*) Ch'è bedda chidda chi 'ncanna, ch'è bedda chidda chi tesci, chidda chi cusci muriri mi fa.

Veilchen auf mich, bis ich gehe sie zu holen." Da setzte sich die schöne Anna hin und wartete auf ihre Schwester, und wartete und wartete, aber es kam Niemand. Da fing sie an bitterlich zu weinen und dachte: „Sie hat mich mit Absicht allein gelassen, damit ich sterben soll. So will ich denn nicht zu meinen Schwestern zurückkehren, sondern will in die weite Welt wandern, um mein Glück zu suchen."*)

Also machte sie sich auf und wanderte, bis sie endlich an ein großes schönes Haus kam. Da klopfte sie an und eine Frau machte ihr auf und frug sie, was sie wolle. „Ach, gute Frau," bat die schöne Anna, „laßt mich doch diese Nacht hier ruhen; ich bin ein armes Mädchen und stehe ganz allein in der Welt." „Ach, du armes Kind," rief die Frau, „wie bist du hierher gerathen? Wenn mein Mann dich findet, so frißt er dich. Ich habe aber Mitleid mit dir und will dich verstecken, vielleicht gelingt es mir ihn zu besänftigen." Also versteckte die Frau die schöne Anna, und bald kam der Mann nach Haus, der brummte: „Ich rieche Menschenfleisch, ich rieche Menschenfleisch!" „Ach was," antwortete die Frau, „du riechst auch immer Menschenfleisch. Das kommt davon, daß du schon so viel Menschen gefressen hast. Denke dir nur, heute ist ein Mädchen hier vorbeigekommen, das war schöner als die Sonne. Ich glaube, wenn du sie gesehen hättest, du hättest sie leben lassen." Als sie nun sah, daß sich ihr Mann besänftigt hatte, holte sie die schöne Anna hervor, und die war so schön, daß der Menschenfresser sie von Herzen lieb gewann, und sie nicht fressen mochte. „Bleibe bei uns, du schönes Mädchen," sprach er, „du sollst es gut haben." Also blieb die schöne Anna bei dem Menschenfresser und seiner Frau und war wie das Kind vom Haus.

Nach einiger Zeit aber starb der Menschenfresser und bald nach ihm auch seine Frau. Da blieb die schöne Anna allein in dem großen Haus und alle die Schätze gehörten ihr. Als sie nun eines Tages am Balkon stand, ging eben ihre älteste Schwester vorbei, die erkannte sie sogleich und frug sie, wie es ihr gehe. „Es geht mir gut," antwortete Anna,

*) Pri cercare la mia ventura.

aber sie lud ihre Schwester nicht ein herauf zu kommen. „Hätte ich gewußt, daß ich dich hier treffen würde, so hätte ich dir ein Geschenk mitgebracht," sprach die Schwester. „Danke," antwortete Anna, „ich brauche aber Nichts und will von Niemand etwas geschenkt bekommen." Da ging die Aelteste wieder nach Haus und sprach zur zweiten Schwester: „Denke dir, ich habe unsere Schwester Anna gesehen, die ist noch viel schöner geworden, und ist fein gekleidet und wohnt in einem großen Haus." Da wurde das Herz der beiden Schwestern von Neid erfüllt und sie dachten, wie sie die arme Anna verderben könnten. Sie nahmen aber eine Traube*) und vergifteten sie, und am anderen Tag machte sich die älteste Schwester auf den Weg zur schönen Anna. Die saß oben auf der Terrasse und arbeitete. Als nun ihre Schwester sie sah, ging sie hinauf und rief ihr gar freundlich zu: „Ach, liebes Schwesterchen, wie freue ich mich dich wiederzusehen. Und was du so schön geworden bist! Sieh, ich habe dir auch eine schöne Traube mitgebracht, iß sie mir zu Liebe." „Ich danke dir, erwiederte Anna, „du siehst ich habe den ganzen Garten voll Trauben hängen, ich brauche die deinigen nicht." Die Schwester aber ließ nicht nach sie zu bitten, bis Anna endlich eine Beere in den Mund steckte. In demselbigen Augenblick aber fiel sie um und war wie todt, und die Beere blieb ihr im Halse stecken. Da ließ die Schwester sie auf der Terrasse liegen und ging vergnügt nach Haus.

Nun begab es sich eines Tages, daß der Königssohn auf die Jagd ging und auch an dem Haus vorbeikam. Da er nun auf der Terrasse einen schönen Vogel sitzen sah, schoß er ihn, und der Vogel fiel auf die Terrasse. Da ging der Königssohn die Treppe hinauf und wanderte durch alle Zimmer, sah aber keine menschliche Seele. Als er aber auf die Terrasse kam, lag da ein wunderschönes Mädchen, und als er es genauer ansah, war es die schöne Anna. Da fing er an zu weinen und küßte sie und sprach: „Wie hübsch ist dieses Näschen, wie hübsch ist dieses Mündchen, doch dieses Hälschen macht mich

*) Un grappu di corniola.

sterbenskrank." *) Als er aber dabei ihren Hals berührte, sprang die Beere heraus, und die schöne Anna schlug die Augen auf und war wieder lebendig. Da freute sich der Königssohn und sprach: „Du sollst meine Gemahlin sein." Er hatte aber zu Hause eine böse Mutter, deßhalb konnte er die schöne Anna nicht auf sein Schloß bringen, sondern ließ sie in ihrem Haus, und jeden Tag wenn er auf die Jagd ging, kam er und besuchte sie. Nach einem Jahr gebar Anna ihren ersten Sohn, und weil er so wunderschön war, so nannte sie ihn: „Sonne."**) Wieder nach einem Jahr gebar sie ein wunderschönes Mädchen und nannte es „Mond." ***) Die Kinder wuchsen einen Tag für zwei, und wurden immer schöner, ihre Mutter aber durfte noch immer nicht in das königliche Schloß kommen. Doch kam der Königssohn jeden Tag und besuchte sie. Einmal aber wurde er krank, so krank, daß er viele Tage im Bette bleiben mußte und nicht zu ihr konnte. Da sprach er immer: „O mein Sohn Sonne, o meine Tochter Mond, was macht Frau Anna so ganz allein? †) Das hörte die alte Königin und ließ sogleich den vertrauten Diener ihres Sohnes rufen und sprach zu ihm: „Wenn du mir nicht sogleich sagst, von wem der König spricht, so reiße ich dir den Kopf ab." Da gestand ihr der Diener Donna Anna sei die Frau des Königssohnes und Sonne und Mond seien seine Kinder. „Wohl," sprach die Königin, so gehe augenblicklich hin zu Donna Anna und sage zu ihr: „Euer Mann hat seiner Mutter Alles gestanden und sie wünscht nun ihre kleinen Enkelchen zu sehen. Dann nimm die Kinder, ermorde sie und bringe mir Herz und Zunge zum Wahrzeichen." Da ging der Diener traurig zur schönen Anna und sagte ihr, der Königssohn habe ihn geschickt seine Kinder zu holen, und die schöne Anna legte den Kindlein ihre schönsten Kleider an und übergab sie dem Diener. Der führte sie weg, aber als er sie ermorden sollte, erbarmte er sich der unschuldigen Kinder, also daß er

*) Ch'è beddu stu nasuzzu, ch'è bedda sta vucuzza, e stu codduzza muriri mi fa.

**) Suli ist masculinum.

***) Luna hingegen ist femininum.

†) Figghiu miu suli, figghia mia luna, comu fa Donn' Anna sula?

sie leben ließ und sie zu seiner Mutter brachte. Der Königin überbrachte er Herz und Zunge von zwei jungen Zicklein.

Am anderen Morgen schickte die Königin ihn wieder hin, er solle nun die schöne Anna selbst in's Schloß bringen. Die schöne Anna aber hatte drei Kleider, die waren mit Glöckchen besetzt, eins mit silbernen, eins mit goldenen und eins mit diamantenen Glöckchen. Die legte sie alle drei an, eins über das andere und ging so in's Schloß. Im Schloßhof aber brannte ein großes Feuer, und darüber war ein Kessel mit siedendem Oel und daneben stand die alte Königin und befahl, man solle die arme Anna in's siedende Oel werfen. Da warf die schöne Anna ihre drei Kleider ab und dabei läutete sie mit all ihren Glöckchen zugleich, das klang so lieblich und doch wieder so laut, daß der Königssohn es in seinem Zimmer hörte. Da sprang er heraus und sah, wie die Diener eben die schöne Anna ergreifen wollten, um sie in das siedende Oel zu werfen. „Haltet ein," rief er, und befreite die schöne Anna aus ihren Händen, und statt ihrer ließ er die böse Königin in's Oel werfen. Als er aber voll Freude seine Frau umarmte, rief sie: „Ach, wo sind denn meine lieben Kinder, die du gestern hast holen lassen?" „Ich habe meine Kinder nicht holen lassen," rief der Königssohn ganz erschrocken, „das ist gewiß meine böse Mutter gewesen. O meine Kinder, meine lieben Kinder!" Da kam aber der Diener, warf sich dem Königssohn zu Füßen und bekannte Alles und sagte ihm, daß die Kindlein gesund und munter bei seiner Mutter wären. Als nun die Kinder geholt wurden, umarmten sie ihre Eltern voller Freude, und es wurden drei Tage Festlichkeiten gehalten, und der Königssohn wurde König und die schöne Anna Königin. Da blieben sie glücklich und zufrieden, wir aber gehen leer aus.

---

5. Die verstoßene Königin und ihre beiden ausgesetzten Kinder.

Es war einmal eine Frau, die hatte drei Töchter, die waren alle drei sehr schön. Sie waren aber arm, und mußten sich ihr Brod mit Spinnen verdienen. Wenn nun Abends der Mond recht schön schien,

setzten sie sich an ihr Fensterlein und spannen. Gegenüber aber lag das Schloß des Königs, und wenn der König die Treppe hinauf oder hinunter ging, mußte er immer an den Mädchen vorbei.*) Da sprach einmal die Aelteste: „Wenn ich den Königssohn zum Mann bekäme, so wollte ich mit vier gran Brod ein ganzes Regiment sättigen, und es sollte noch übrig bleiben.“ **) Da sprach die Zweite: „Wenn ich den Königssohn zum Mann bekäme, so wollte ich mit einem Glas Wein einem ganzen Regiment zu trinken geben, und es sollte noch übrig bleiben.“ Da sprach die Jüngste: „Und wenn ich den Königssohn zum Mann bekäme, so wollte ich ihm zwei Kinder gebären, einen Knaben mit einem goldenen Apfel in der Hand, und ein Mädchen mit einem goldenen Stern auf der Stirn.“ Dasselbe sagten sie jedesmal, wenn der König vorbeikam. Einmal hörte es denn der König und ließ die drei Schwestern auf sein Schloß kommen. „Wer seid ihr?“ frug er sie, „und was thut ihr Abends an Eurem Fensterlein?“ Sie antworteten: „Wir sind arme Mädchen und müssen uns unser Brod mit Spinnen verdienen. Da sitzen wir denn Abends an unserm Fensterlein und spinnen, und um uns die Zeit zu vertreiben, plaudern wir.“ Da frug der König die Aelteste: „Was sagtet ihr denn gestern als ich vorbeiging?“ Sie antwortete: „Majestät, ich sagte: Wenn ich den Königssohn zum Mann bekäme, so wollte ich mit vier gran Brod ein ganzes Regiment sättigen und es sollte noch übrig bleiben.“

Da frug der König die zweite Schwester: „Was habt ihr denn gesagt?“ Sie antwortete: „Majestät, ich sagte: Wenn ich den Königssohn zum Mann bekäme, so wollte ich mit einem Glas Wein einem ganzen Regiment zu trinken geben, und es sollte noch übrig bleiben.“

Da frug er auch die Jüngste: „Und was habt ihr gesagt?“ Sie schämte sich und wollte nicht antworten, endlich aber mußte sie es doch

*) Eine Variante sagt, es sei in den Zeiten gewesen, wo die Könige Nachts an den Thüren horchten, um zu hören was die Unterthanen sagten, und da hätte der König auch an der Thüre dieser Mädchen gehorcht.

**) Die Variante sagt, mit einem Stück Tuch wolle sie die ganze Armee bekleiden und es sollte noch übrig bleiben.

sagen: „Majestät, ich sagte: Wenn ich den Königssohn zum Mann bekäme, so wollte ich ihm zwei Kinder gebären, einen Knaben mit einem goldenen Apfel in der Hand, und ein Mädchen mit einem goldenen Stern auf der Stirn."

Da das der Sohn des Königs hörte, sprach er: „Du sollst meine Gemahlin sein." Da ließ er ihr schöne Kleider machen, und sie wurde seine Frau. Die beiden Schwestern aber zogen auch auf das Schloß und lebten dort herrlich und in Freuden.

Nun begab es sich nach einigen Monaten, daß ein Krieg ausbrach und der Königssohn mußte auch in den Krieg ziehen. Da rief er die beiden Schwestern herbei und sprach: „Ich empfehle meine liebe Frau eurer Fürsorge. Wenn nun ihre Stunde kommen wird, so pflegt sie wohl." Die beiden Schwestern waren aber sehr neidisch auf das Glück, das ihre jüngste Schwester betroffen hatte. Als nun die junge Königin in die Wochen kam, thaten sie als wollten sie sie pflegen, und als wirklich zwei Kinder zur Welt kamen, ein Knabe mit einem golderen Apfel in der Hand, und ein Mädchen mit einem goldenen Stern auf der Stirn, nahmen sie die Kindlein weg, legten sie in eine Kiste und warfen sie in's Wasser. Der jungen Königin aber legten sie zwei Hündlein in's Bett.

Als nun der junge König aus dem Krieg heimkehrte und seine Kinder sehen wollte, sagten ihm die Schwestern: „Die junge Königin hat zwei Hündlein zur Welt gebracht." Da wurde er sehr zornig und befahl, man sollte im Hof am Fuß der Treppe einen Verschlag bauen, darin sollte die arme Königin Tag und Nacht stehen bei Wasser und Brod; neben ihr aber stand eine Schildwache, und zwang jeden der die Treppe hinauf oder hinunter ging ihr in's Gesicht zu speien.

Unterdessen war die Kiste mit den armen Kindlein von einem alten Fischer aufgefangen worden. Als er sie öffnete und die beiden schönen Kinder sah, brachte er sie nach Haus und seine Frau säugte sie. Da blieben denn die Kinder und wurden von Jahr zu Jahr schöner und größer. Als sie aber älter wurden, stritten sie sich eines Tages mit den Söhnen des Fischers, und diese nannten sie dabei Bastarde. Als sie

nun erfuhren, daß sie nicht die Kinder der beiden alten Leute seien, sprachen sie: „Gebt uns Euren Segen, wir wollen gehen und unsere Eltern suchen." Da wanderten sie fort und trafen nach einer Weile einen freundlichen Alten an, der frug sie: „Wohin wandert ihr so allein?" Sie erzählten ihm, wie sie ausgezogen wären, ihre Eltern zu suchen. Da schenkte der Alte ihnen einen Zauberstab und sprach: „Was ihr euch von Schätzen wünschen werdet, werdet ihr durch diesen Stab erlangen." Da wanderten sie weiter, bis sie in die Stadt kamen, wo ihr Vater herrschte. Dort wünschten sie sich ein wunderschönes Haus, gerade dem königlichen Schloß gegenüber, und alsobald stand da ein prächtiger Palast.

Am nächsten Morgen traten die beiden neidischen Schwestern an das Fenster und konnten sich nicht genug verwundern über den schönen Palast der über Nacht entstanden war, und während sie noch darüber sprachen, sahen die beiden Königskinder auch zum Fenster hinaus. Da erkannten sie die Tanten an dem goldenen Stern und an dem Apfel und erschraken sehr. Da riefen sie eine arme Frau herbei, der sie jeden Freitag etwas zu schenken pflegten, und sprachen: „Geht einmal hinüber in jenes Haus, dort wohnen reiche Leute, die werden euch gewiß etwas geben. Wenn nun das junge Fräulein euch etwas gibt, so sagt zu ihr: „Edles Fräulein, ihr seid schön, doch euer Bruder ist noch viel schöner. Verschaffet euch aber das tanzende Wasser." Denn, dachten die schlimmen Tanten, nun wird der Bruder ausziehen es ihr zu holen, und ist er erst einmal todt, so wollen wir sie auch schon los werden. Die arme Frau ging also in den Palast und sprach zur Kammerfrau: „Saget eurer Herrin, es sei hier eine arme Bettlerin, die um ein Almosen bittet." Da kam das Fräulein selbst heraus, und die Arme sprach zu ihr: „Edles Fräulein, ihr seid schön, aber euer Bruder ist noch viel schöner. Verschaffet euch aber das tanzende Wasser." Als das Mädchen das hörte, bekam sie eine solche Sehnsucht nach dem tanzenden Wasser, daß sie ganz schwermüthig wurde, und als der Bruder nach Hause kam, erzählte sie ihm, was die Bettlerin ihr gesagt hatte und bat ihn, ihr das tanzende

Wasser zu holen. „Aber liebe Schwester," antwortete der Bruder, „du weißt nicht, was für Gefahren damit verbunden sind. Ich will gern ausziehen, es dir zu holen, du wirst aber sehen, ich komme nicht wieder." „O du wirst schon wiederkommen," sagte die Schwester, und weil er sie so lieb hatte, konnte er ihren Bitten nicht widerstehen und bereitete sich vor auf die Reise. Nun gab er ihr einen Ring und sprach: So lange der Ring weiß und klar bleibt, werde ich zurückkommen, wird er aber einmal trübe, so ist es ein Zeichen, daß ich nicht wiederkehren kann. Darauf umarmte er seine Schwester, bestieg sein schönstes Pferd, und machte sich auf den Weg.

Er mußte viele Tage weit wandern, endlich kam er in einen tiefen Wald. Es wurde Abend und er sah noch keinen Ausweg. Da irrte er umher und dachte: „Bis morgen früh haben dich die wilden Thiere gefressen." Plötzlich sah er in der Ferne ein Licht, und als er näher hinzu kam, sah er ein kleines Häuschen. Er klopfte an und ein alter Einsiedler öffnete ihm. „O mein Sohn," sprach der Alte, „was thust du an diesem wilden Orte so allein?" „Vater," antwortete der Jüngling, „ich bin ausgezogen das tanzende Wasser zu suchen." — „O mein Sohn," sprach der Alte, „entsage deinem thörichten Vorhaben. So viele Prinzen, Königssöhne und Fürsten sind hier vorbeigezogen um das tanzende Wasser zu suchen, und Keiner ist noch je zurückgekehrt." Der Jüngling aber ließ sich nicht abschrecken, denn er hatte seine Schwester sehr lieb. „Wenn du denn durchaus willst," sagte der Einsiedler, „so gehe mit Gott. Ich kann dir zwar nicht helfen, aber eine Tagereise tiefer im Wald wohnt mein älterer Bruder, den suche morgen auf, vielleicht kann er dir rathen."

Den nächsten Morgen wanderte der Jüngling weiter, bis tief in die Nacht hinein, bis er in der Ferne ein Licht sah. Das war das Häuschen, wo der zweite Einsiedler wohnte. Er klopfte an und der Einsiedler öffnete ihm die Thür, und frug nach seinem Begehr. Als er nun hörte, daß er ausgezogen sei das tanzende Wasser zu suchen, versuchte er noch viel ernstlicher ihn zu warnen. Er ließ sich aber nicht davon abbringen. Da sprach der Einsiedler: „Ich kann dir nicht rathen und helfen; aber

eine Tagereise tiefer im Wald wohnt mein ältester Bruder, der wird dir villeicht helfen." Den nächsten Morgen ritt der Jüngling wieder fort, und kam am Abend zum dritten Einsiedler, der war steinalt. „Mein Sohn," frug der Einsiedler, „was thust du hier an diesem verrufenen Ort?" Als er nun hörte, warum der Jüngling ausgezogen sei, erschrak er sehr und sprach: „Mein Sohn laß dich warnen, und thue es nicht. So viele sind dabei zu Grunde gegangen, wie sollte es dir nun gelingen?" Er wollte aber nichts hören, also sprach der Einsiedler: „Nun wohl denn, wenn du durchaus gehen willst, so geh mit Gott. Sieh, dort jenen Berg mußt du ersteigen; weil er aber von wilden Thieren bewohnt ist, so mußt du deinen Quersack mit Fleisch füllen und ihnen dasselbe hinwerfen, so werden sie dich durchlassen. Auf dem Gipfel des Berges steht ein wunderschönes Schloß; tritt hinein und gehe durch alle Zimmer durch. Hüte dich aber wohl, irgend etwas anzurühren von den herrlichen Schätzen, die du da sehen wirst. In dem letzten Zimmer ist eine große Anzahl Pokale, die sind mit Wasser angefüllt. Rühre sie aber nicht eher an, als bis du das Wasser sich bewegen siehst. Dann ergreife einen und entfliehe so schnell du kannst." Nun gab er ihm noch seinen Segen und ließ ihn ziehen.

Der Jüngling ging hin und kaufte mehrere Ochsen, die er schlachten und in Stücke hauen ließ. Damit füllte er seinen Sack an und zog nun aus, dem Berg zu. Als er nun anfing den Berg zu ersteigen, sprangen von allen Seiten die wilden Thiere herbei, er aber warf ihnen große Stücke Fleisch hin, da ließen sie ihn durch. Glücklich kam er auf den Gipfel des Berges an, stieg vom Pferd und trat in das Schloß. Da sah er nun so viele Schätze und Reichthümer, daß er wie geblendet davon war. Aber der Warnungen des Einsiedlers eingedenk, rührte er Nichts an, sah sich auch nicht einmal um, sondern schritt durch alle Zimmer, bis er in den Saal kam, wo die Pokale mit dem tanzenden Wasser standen. Er wartete bis er das Wasser aufwallen sah, dann ergriff er einen Pokal und entfloh so schnell er konnte. Nun kam er zu den drei Einsiedlern, die sich sehr freuten ihn gesund wiederzusehen, und endlich kehrte er auch

zu seiner Schwester zurück, die sich sehr freute, als er wiederkam, und den Pokal stellte sie an das Fenster, und freute sich an dem Aufwallen des Wassers.

Als nun die beiden Tanten sahen, daß ihr Neffe gesund heimgekommen war, erschraken sie sehr, riefen wieder die Bettlerin und sprachen: „Wenn ihr nächsten Freitag in das Haus gegenüber geht, so sprecht zu dem Fräulein: Euer Bruder ist schön, ihr aber seid noch viel schöner. Verschaffet euch aber den sprechenden Vogel." Die Frau ging hin und that was die Schwestern sie geheißen. Als nun der Jüngling nach Hause kam, fand er seine Schwester wieder so traurig, und frug sie ob sie gern was hätte. „Ach, lieber Bruder," antwortete sie, „du hast mir das tanzende Wasser geholt, jetzt mußt du mir auch noch den sprechenden Vogel holen!" — „Liebe Schwester," sprach er, „ich will dir zu Liebe gehen, aber diesmal siehst du mich nicht wieder, das ist gewiß." Die Schwester aber meinte, er würde schon wiederkommen. Da bestieg der Jüngling wieder sein Pferd und ritt bis er zu dem ersten Einsiedler kam. „Vater," sprach er, „ihr habt mir zu dem tanzenden Wasser verholfen, verhelft mir auch noch zu dem sprechenden Vogel." „Mein Sohn," antwortete der Einsiedler, „einmal ist es dir gelungen, aber nimm dich in Acht, das zweite Mal wird es dir nicht gelingen." Er aber wollte sich nicht warnen lassen, ging zum zweiten und endlich auch zum dritten Einsiedler. Der sprach zu ihm: „Mein Sohn, wenn du durchaus dein Glück versuchen willst, so gehe mit Gott. Versieh dich mit Fleisch, es den wilden Thieren vorzuwerfen. Wenn du im Schloß bist, so gehe durch die Zimmer, hüte dich aber wohl irgend etwas anzurühren. Wenn du nun in einen Saal kommst, wo eine große Anzahl Vögel ist, so warte bis die Vögel anfangen zu sprechen, dann ergreife einen und entflieh so schnell du kannst. Hüte dich aber wohl ihn anzurühren, so lange er nicht spricht."

Der Jüngling ging hin, versah sich mit Fleisch, und kam glücklich durch die wilden Thiere. Vor dem Schloß stieg er vom Pferd, und ging durch die Zimmer. Da waren noch schönere Sachen aufgespeichert, er ging aber vorbei, ohne etwas anzurühren. Als er aber in den Saal mit

den Vögeln kam, vergaß er die Warnung des Einsiedlers, und ergriff einen Vogel, der nicht sprach. Alsbald erstarrte er zu Stein, und sein Pferd ebenfalls.

Unterdessen beschaute die Schwester täglich den Ring und freute sich, daß er so hell und klar blieb. Eines Morgens aber war der Ring ganz trübe. Da fing sie an zu weinen, und sprach: „Ich will ausziehen meinen Bruder zu erlösen.“ Also wanderte sie fort, viele Tage lang, bis sie in den Wald und zu dem ersten Einsiedler kam. Dort klopfte sie an und der Alte öffnete ihr die Thür, und als er eine Frau da stehen sah, sprach er: „O meine Tochter, wie kommst du in diese Wildniß, du ganz allein?“ — „Vater“ antwortete sie, ich bin ausgezogen meinen Bruder zu suchen.“ — „Ja, Tochter,“ sprach der Greis, „wir haben deinen Bruder genug gewarnt, er wollte aber nicht hören.“ Da wies sie der Alte zu dem zweiten Einsiedler und der schickte sie zu dem dritten. „O Tochter,“ sprach der zu ihr, „wie kannst du deinen Bruder erlösen, du ein schwaches Mädchen! Kennst du auch die Gefahren, denen du entgegen gehst?“ Sie ließ sich aber nicht von ihrem Gedanken abbringen. Da sagte ihr der Greis, wie sie sich der wilden Thiere erwehren solle, und fuhr dann fort: „Wenn du nun in das Schloß kommst, so gehe durch die Zimmer, hüte dich aber wohl irgend etwas anzurühren. Im innersten Zimmer ist ein wunderschönes Bett, darauf liegt die Zauberin und schläft. Unter dem Bett liegen ihre diamantenen Pantoffeln, hüte dich aber sie anzurühren, sondern nähere dich leise dem Bett ohne dich umzusehen, strecke die Hand unter das Kopfkissen, ohne die Zauberin zu wecken, und ziehe die goldene Dose hervor, die dort versteckt ist. Wenn du dann mit der Salbe, die in der Dose ist, deinen Bruder bestreichst, so wird er wieder lebendig werden.“ Da ging sie hin, versah sich mit Fleisch, und ging muthig durch die wilden Thiere, denen sie Fleisch hinwarf. Dann schritt sie durch die Säle, ohne irgend etwas anzurühren, und auch ohne sich umzusehen. Als sie in das Zimmer kam, wo die Zauberin schlief, näherte sie sich leise dem Bett, streckte vorsichtig die Hand unter das Kopfkissen, und zog das goldene Büchschen hervor. Leise eilte sie dann durch

die Zimmer, bestrich ihren Bruder mit der Salbe, dann auch alle die andern Prinzen und Helden, die versteinert worden waren, daß sie Alle lebendig wurden. Dann lief sie hinunter, bestrich die Pferde, und nun setzten sich Alle zu Pferd, und entflohen so schnell sie konnten. Den sprechenden Vogel aber nahm der Bruder mit. Als sie nun den Berg hinunterritten, erwachte die Zauberin, und schrie: „Verrath! Verrath!" Aber ihre Macht war zu Ende und sie konnte den Flüchtlingen nicht schaden. Da ritten die Geschwister zu den drei Einsiedlern, und dankten ihnen für ihre Hülfe. Dann kehrten sie wieder in ihr schönes Haus zurück, und stellten den Vogel zu dem Pokal in's Fenster.

Da bemerkte der König eines Tages die wunderbaren Gegenstände und ließ die Geschwister zu einem Gastmahl auf das Schloß kommen. Als sie nun die Treppe hinaufstiegen, kamen sie auch an ihrer Mutter vorbei. Da schlugen sie die Augen nieder, und obgleich die Schildwache ihnen sagte, des Königs Befehl laute, ein Jeder der hinauf oder hinunter gehe, müsse der armen Frau in's Gesicht speien, so thaten sie es doch nicht. Nach dem Essen sprach der König: „Ihr habt in eurem Fenster einen Pokal mit tanzendem Wasser und einen sprechenden Vogel, dürfte ich sie wohl einmal sehen? Da schickten sie hin und ließen die beiden Sachen holen, und stellten sie auf den Tisch. Auf einmal fing der Vogel an zu sprechen: „Liebes Wasser, ich kenne eine schöne Geschichte, soll ich sie dir erzählen?" „Thue das," antwortete das Wasser. Da erzählte der Vogel die ganze Lebensgeschichte der Geschwister, wie sie in's Wasser geworfen worden waren, und ihre nachmaligen Abenteuer. Als das die beiden Tanten hörten, wurden sie ganz blaß. Da erkannte der König seine Kinder, und es war große Freude im Schloß. Die arme Königin wurde gebadet und mit schönen Kleidern angethan. Die beiden bösen Schwestern aber wurden auf Befehl des Königs in eine Tonne mit siedendem Oel gesteckt, und diese einem Pferd an den Schwanz gebunden, und durch die ganze Stadt geschleift.

---

6. Vom Joseph, der auszog sein Glück zu suchen.

Es waren einmal ein armer Bauer und seine Frau, die hatten einen einzigen Sohn, der hieß Joseph. Die Leute waren arm und lebten kümmerlich. Da kam eines Tages Joseph zu seiner Mutter und sprach: „Liebe Mutter, gebt mir meine Kleider und euren Segen, denn ich will ausziehen und mein Glück suchen." — „Ach, mein Sohn," sprach da die Mutter, und fing an zu weinen, „was willst du uns verlassen? Ich habe schon sonst Kummer genug, wenn du auch noch fortgehst, mein einziges Kind, so bleibt mir Nichts übrig als zu sterben." Joseph aber wiederholte immer nur: „Mutter, ich will ausziehen mein Glück zu suchen." Da mußten denn endlich die Eltern nachgeben; sie packten ihm seine Kleider in einen Quersack, thaten etwas Brod und Zwiebeln dazu und ließen ihn mit schwerem Herzen ziehen.

Als Joseph eine Zeitlang gewandert war, wurde er hungrig; er setzte sich also hinter eine Thür um etwas Brod und Zwiebeln zu essen. Während er so aß, kam ein feiner Herr zu Pferde vorbei, der redete ihn an, und frug ihn, wer er sei. „Ach," antwortete Joseph, „ich bin ein armer Bursche, und bin ausgezogen, mein Glück zu suchen.' — „Willst du mit mir kommen, und mir treu dienen," sprach der Herr, „so sollst du es gut haben." Joseph war es zufrieden und zog mit dem fremden Herrn davon. Der führte ihn in ein wunderschönes Schloß, in dem viele Schätze aufbewahrt waren. „Hier wohne ich," sprach er zu Joseph, nachdem er ihm statt seiner Bauernkleidung einen feinen Anzug gegeben hatte, „und hier sollst du mit mir wohnen, und dein Leben genießen. Du darfst so viel Geld nehmen, als du willst, nur mußt du mir einmal im Jahr einen Dienst thun." „Alles was Ihr befehlt, werde ich thun, antwortete Joseph, und lebte nun mit dem fremden Herrn herrlich und in Freuden. Als beinahe ein Jahr herum war, überkam ihn eine Sehnsucht nach seinen Eltern. Also kam er zu seinem Herrn und sprach: „Laßt mich auf einige Tage ziehen, daß ich meine Eltern besuchen kann." Anfangs wollte der Herr nicht, denn er dachte, Joseph würde nicht wieder

kommen, als ihm aber Joseph versprach, binnen wenigen Tagen wieder da zu sein, ließ er ihn gehen.

Joseph kam nun in seine Heimath; auf der Straße steckten die Leute die Köpfe zusammen, und Einige sagten: „Ist das nicht der Sohn vom alten Joseph?"*) Andere aber meinten: „Das ist ja ein feiner Herr, und Joseph war nur ein Bauer." So kam denn Joseph endlich an das Haus seiner Eltern, und als er hereintrat, war nur seine Mutter da. Er grüßte sie, und sie verneigte sich vor dem feinen Herrn, dann sprach er: „Ist der alte Joseph nicht da?" „O ja," sagte die Mutter, ich will gleich gehen ihn rufen," und ging in den Garten und sprach zu ihrem Mann: „Es ist ein fremder Herr da, der nach dir frägt." Da ging der alte Bauer in die Stube, nahm sein Mützchen ab, und sprach: „Womit kann ich euch dienen?" Da fing Joseph an zu lachen und sprach: „Erkennt Ihr mich denn nicht? Ich bin Joseph, euer Sohn." Da war denn die Freude sehr groß, und Joseph mußte Alles erzählen, was ihm begegnet war, und gab ihnen viel Geld, damit sie ruhig leben könnten, „denn ich," sprach er, muß gleich wieder fort und zu meinem Herrn zurückkehren." Da fing die Mutter an zu weinen, und bat: „Ach, lieber Sohn, bleibe doch bei mir." Aber Joseph sagte: „Ich habe es versprochen, ich muß zu meinem Herrn zurückkehren." Da ließen sie ihn ziehen, und Joseph kehrte zu seinem Herrn zurück.

Nach einigen Tagen sprach der Herr: „Joseph, heute mußt du mir den Dienst leisten, für den du bei mir eingetreten bist." Und führte ihn in ein Zimmer, wo eine Jagdkleidung bereit lag; diese mußte Joseph anziehen, dann bestiegen sie Beide ihre Pferde, und Joseph mußte noch ein drittes Pferd am Zügel führen, das mehrere leere Säcke trug. Sie ritten nun fort und viele Stunden lang, bis sie auf eine Hochebene kamen, aus der ein einsamer Berg hervorragte. Dieser Berg war so steil, daß keines Menschen Fuß ihn ersteigen konnte. Hier stiegen sie von den Pferden ab, und stärkten sich mit Speise und Trank. Dann befahl der

*) Zio Peppe?

Herr dem Joseph das dritte Pferd zu erschlagen, und ihm das Fell abzuziehen. Dies that Joseph, und dann legten sie das Fell in die Sonne zum Trocknen. „So lange können wir noch ein wenig ausruhen," sagte der Herr. Bald aber rief er wieder unsern Joseph, gab ihm ein scharfes Messerchen, und sprach: Ich werde dich nun sammt den leeren Säcken in das Fell einnähen, dann werden Raben kommen und dich auf jenen Berg hinauftragen. Dort mußt du mit dem Messerchen das Fell aufschneiden, und dann werde ich dir hinaufrufen, was du ferner thun sollst." Joseph war zu Allem bereit, und der Herr nähte ihn in das Fell ein. Sogleich kamen die Raben, hoben ihn auf und trugen ihn auf den Berg, wo sie ihn hinlegten. Nun schnitt Joseph mit seinem Messer das Fell auf, und sah sich um. Da sah er, daß der ganze Berg mit Diamanten bedeckt war. „Was soll ich jetzt thun?" frug er seinen Herrn. — „Fülle die Säcke einen nach dem andern mit Diamanten und wirf sie mir hinunter," rief der Herr. Als nun Joseph alle Säcke gefüllt und hinuntergeworfen hatte, frug er wieder: „Was soll ich jetzt thun?" „Lebe recht wohl," rief ihm der Herr zu, „und sieh zu, wie du wieder herunterkommst." Damit lud er die Säcke auf Joseph's Pferd, bestieg sein eigenes und ritt lachend davon.

Da stand nun Joseph und sah keine Möglichkeit hinunter zu steigen. Wüthend stampfte er mit dem Fuße auf, da hörte er auf einmal einen Ton, als wenn er Holz berührt hätte. Er bückte sich, und richtig, er stand auf einer hölzernen Thür, die mit einem Riegel geschlossen war. Da schloß er auf und dachte: „Hier unten können mich wenigstens die Raubvögel nicht fressen." Als er aber hereingeschlüpft war, sah er eine Treppe, die stieg er vorsichtig hinunter, denn es war ganz dunkel, bis er endlich in einen hellen Saal kam. Als er aber noch stand und sich umschaute, öffnete sich eine Thür und ein Riese kam heraus, der sprach mit tiefer Stimme: „Was unterstehst du dich in meinen Palast zu kommen?" Erst war Joseph sehr erschrocken, bald aber faßte er sich wieder und rief ganz munter: „Ach, lieber Onkel, seid ihr es? Wie freue ich mich euch zu sehen!" „Bist du denn mein Neffe?" frug

der Riese, der ein wenig dumm war. „Gewiß," sprach Joseph, „und ich will bei euch bleiben." Der Riese war es zufrieden, und so lebte denn Joseph bei ihm, und hatte es gut.

Bald aber merkte er, daß der Riese jeden Tag zu einer gewissen Stunde von einem Uebel befallen wurde, das ihn arg mitnahm. „Lieber Onkel," frug er also, „woher kommt euch dieses Uebel, und kann ich euch nicht helfen zum Gesundwerden?" „Ach, lieber Neffe," antwortete der Riese, „wohl könnte mir geholfen werden, aber wie sollte dir das gelingen?" „Sagt nur zu, lieber Onkel," meinte Joseph, „vielleicht kann ich es doch." „Siehst du," sprach nun der Riese, „jeden Tag kommen vier Feen, die baden in dem Springbrunnen in meinem Garten, und solange sie im Wasser sind, so lange werde ich von meinem Uebel befallen." „Wie kann ich euch denn von den Feen erlösen?" frug Joseph. „Wenn sie in's Wasser steigen," sprach der Riese, „so legen sie zuerst ihr Hemd ab und legen es auf die steinerne Brüstung. Dort mußt du dich verstecken, und wenn sie im Wasser sind, mußt du das Hemd der obersten Fee*) ergreifen, so kann sie nicht mehr fortfliegen, und ohne sie werden die Anderen nicht wiederkehren." Nun versteckte sich Joseph hinter die steinerne Brüstung; bald hörte er ein Rauschen in der Luft, und die vier Feen senkten sich auf die Erde, legten ihre Hemden ab und stiegen in's Wasser. Da streckte Joseph seine Hand aus, und nahm der obersten Fee das Hemd weg, im selben Augenblick fuhren die Feen mit einem Schrei aus dem Wasser, ergriffen ihre Hemden und flogen fort. Die oberste Fee aber konnte ohne ihr Hemd nicht fortfliegen. Da kam der Riese hervor und legte ihr Ketten an. Jeden Morgen brachte er ihr ein Schnittchen Brod und etwas Wasser, und frug sie: „Willst du meinen Neffen heirathen, so sollst du frei sein." Die Fee aber antwortete immer: „Nein, ich will nicht." „So bleibst du eben gefesselt," sprach der Riese. Nach einiger Zeit aber brachte er ein Lämpchen, stellte es auf ihren Kopf und sprach: „Willst du meinen Neffen nicht heirathen, so hast

*) Capo-fata.

du nur noch so lange zu leben, bis das Oel in dem Lämpchen ausgebrannt ist." Da sagte die Fee: „Gut, ich will ihn heirathen!" Also wurde sie von den Ketten befreit, und ein schönes Hochzeitsfest wurde gefeiert, und Joseph war sehr glücklich.

Am nächsten Tag sprach der Riese zu ihm: „Du kannst nun nicht länger bei mir bleiben, nimm deine Frau und gehe nach Haus zu deinen Eltern. Hier hast du auch das Hemd deiner Frau, du darfst es ihr aber um keinen Preis geben, erst wenn man dir eine Schnupftabackdose zeigt, die gerade so aussieht wie diese." Damit gab er ihm eine goldene Schnupftabackdose und einen Zauberstab, und hieß ihn gehen. Also nahm Joseph seine Frau und machte sich auf den Weg. Der Weg aber war lang und bald waren sie müde. Da sprach Joseph: „Ich wollte doch, wir wären zu Haus." Und weil er gerade den Zauberstab in der Hand hatte, so hatte er kaum ausgesprochen, als sie schon zu Hause waren. Da wünschte er sich ein schönes Haus, mit Wagen und Pferden, und Bedienten und schönen Kleidern für sich und seine Frau, und ging dann zu seinen alten Eltern. Die waren hoch erfreut, als sie ihn wiedersahen, und Joseph sprach: „Kommt mit mir in meinen Palast, dort will ich euch meine Frau zeigen." Da gingen sie mit ihm und wohnten bei ihm. Nun führte Joseph ein herrliches Leben, gab große Festlichkeiten und war der reichste und angesehenste Mann im ganzen Land. Das Hemd aber gab er seiner Mutter in Verwahr, zeigte ihr die goldene Dose, und sie mußte ihm schwören, sie würde das Hemd nicht eher ausliefern, als bis ihr eine gleiche Dose vorgezeigt würde. Die Dose aber trug er immer auf sich. Seine Frau aber konnte sich gar nicht trösten, daß sie nicht mehr bei den anderen Feen sein sollte, und dachte nur, wie sie die goldene Dose erlangen könne.

Nun war eines Abends wieder großer Ball bei Joseph; und ein Herr trat zu Joseph's Frau und forderte sie zum Tanze auf. „Ich will gern mit euch tanzen," sprach die Fee, „ihr müßt aber meinem Mann gegenüber tanzen, und müßt versuchen, ihm die goldene Schnupftabacksdose, die er immer auf sich trägt, weg zu nehmen." Das versprach denn

der Herr, und da Joseph sich gar nichts Schlimmes vermuthete, war er auch nicht auf seiner Hut, und es gelang dem Herrn, ihm die Dose unbemerkt zu entwenden, die er sogleich der Fee brachte. Diese war sehr froh, schickte auch sogleich ihre Kammerfrau zu ihrer Schwiegermutter, und ließ ihr sagen: „Hier ist die goldene Dose, gebt mir statt dessen das Hemd meiner Herrin.“ Die alte Frau, da sie die Dose sah, lieferte arglos das Hemd aus, und die Kammerfrau brachte es gleich ihrer Herrin. Kaum hatte die Fee das Hemd angelegt, so war sie auch verschwunden, und mit ihr verschwand das schöne Schloß, die Dienstboten, die Wagen und die Pferde, und Joseph saß auf einem Stein am Wege in seiner alten Bauernkleidung. Da war er sehr betrübt, denn er hatte seine Frau sehr lieb gehabt, und kehrte wieder zu seinen Eltern zurück. Er konnte sich aber gar nicht trösten, und eines Tages sprach er zu seiner Mutter: „Mutter, gebt mir euren Segen, ich will ausziehen, meine Frau zu suchen.“ Die Mutter weinte bitterlich, und wollte ihn nicht ziehen lassen. Aber Joseph bestand darauf, und so mußten die Eltern endlich nachgeben.

Joseph ging nun geradewegs an den Ort hin, wo ihn der fremde Herr gefunden hatte, und setzte sich hinter dieselbe Thür. Nicht lange so kam der fremde Herr vorbeigeritten, und frug ihn wieder, wer er sei und wie er heiße. Er erkannte ihn aber nicht, denn er dachte Joseph sei längst gestorben. Joseph antwortete er heiße Johannes. Da nahm ihn der Herr in seinen Dienst, und es ging ihm ganz wie das erste Mal. Nachdem er ein Jahr lang herrlich gelebt hatte, mußte er wieder seinen Herrn auf die Hochebene begleiten, und wurde dort in die Pferdehaut eingenäht, und von den Raben auf den Diamantenberg getragen. Anstatt aber seinem Herrn Diamanten in die Säcke zu füllen, ergriff Joseph große Steine und warf seinen Herrn damit. Da erkannte ihn der Herr, und rief: „Ach, du bist es! Nun, diesmal hast du mich geprellt!“ Weil aber Joseph immer mehr Steine warf, so mußte er Reißaus nehmen, und lief davon so schnell er konnte. Joseph aber öffnete schnell die hölzerne Thür, stieg die Treppe hinunter, und kam zum Riesen. „Wie,

mein lieber Neffe, bist du wieder da?" frug ihn der Riese ganz erstaunt. Da erzählte Joseph wie es ihm ergangen sei. „Hatte ich dir nicht gesagt, du solltest das Hemd wohl verwahren?" sprach der Riese. „Was willst du jetzt von mir?" „Ich will ausziehen meine Frau zu suchen," sagte Joseph, „und ihr müßt mir dazu verhelfen." — „Bist du denn ganz verrückt?" rief der Riese, nie und nimmer kannst du deine Frau wiederfinden, denn ein anderer Riese hält sie gefangen, und den kannst du unmöglich umbringen." Joseph aber bat so lange, er möchte ihm doch dazu verhelfen, bis der Riese sprach: „Helfen kann ich dir nicht mehr, aber den rechten Weg will ich dir zeigen, und hier hast du etwas Brod, damit du nicht Hungers stirbst." Also zeigte er ihm den Weg, und Joseph zog aus seine Frau zu suchen.

Als er eine lange Zeit gewandert war, wurde er hungrig, setzte sich auf einen Stein und fing an etwas Brod zu essen. Dabei fielen einige Krumen auf die Erde, und sogleich kam eine Schaar Ameisen, die pickten sie auf. „Arme Thierchen! Ihr seid wohl recht hungrig," dachte Joseph, und streute ihnen ein großes Stück Brod hin. Da kam der Ameisenkönig und sprach: „Du hast meine Ameisen so freundlich gespeist, zum Dank dafür schenke ich dir dieses Ameisenbein. Verwahre es wohl, es wird dir noch nützen." Joseph dachte zwar, so ein Ameisenbein könne ihm nicht viel nützen, um den Ameisenkönig aber nicht zu beleidigen, nahm er das Bein, wickelte es in ein Stück Papier und steckte es in die Tasche. Als er weiter ging sah er einen Adler, der war mit einem Pfeil an einem Baum festgenagelt. „Ach das arme Thier," dachte er, und zog den Pfeil heraus. „Schönen Dank," rief der Adler, „weil du mich so freundlich erlöst hast, so will ich dir auch etwas schenken. Zieh eine Feder aus meinem Flügel, sie wird dir nützen." Joseph zog ihm eine Feder aus und that sie zu dem Ameisenbein. Wieder nach einer Weile sah er einen Löwen, der hinkte und stöhnte ganz jämmerlich dazu. „Armes Thier," dachte Joseph, „es hat gewiß einen Dorn im Fuß," bückte sich und zog ihm vorsichtig den Dorn heraus. „Weil du mir so freundlich geholfen hast," sprach der Löwe, „so will ich dir zum Dank ein Haar aus meinem Bart

schenken. Zupfe es mir aus, es wird dir nützen." Joseph nahm auch das Haar, und legte es zu den anderen Sachen. Nachdem er nun noch ein Weilchen gewandert war, wurde er müde und wollte fast verzagen, denn er hatte noch sehr weit zu gehen. Da fiel ihm die Adlerfeder ein, und er dachte: „Nun, probiren kann ich es doch einmal," nahm die Feder zur Hand und sprach: „Ich bin ein Christ und werde ein Adler." *) Alsobald wurde er ein Adler, und flog durch die Lüfte bis vor den Palast des Riesen. Dort sprach er: „Ich bin ein Adler und werde ein Christ." Sogleich bekam er wieder seine natürliche Gestalt. Nun nahm er das Ameisenbein hervor, und sprach: „Ich bin ein Christ und werde eine Ameise." Da wurde er in eine Ameise verwandelt, und kroch durch eine Ritze in der Mauer in den Palast. Er wanderte durch viele Zimmer, endlich kam er in einen großen Saal, da sah er seine Frau, die war mit schweren Ketten gefesselt, und mit ihr viele andere Feen, Alle gefesselt. Da sprach er: „Ich bin eine Ameise und werde ein Christ." Sogleich stand er in seiner wahren Gestalt vor seiner Frau.

Als sie ihn sah war sie sehr erfreut, aber auch sehr erschrocken, und sprach: „Ach, wenn der Riese dich hier findet, so bringt er dich um." „Das sei meine Sorge," sagte Joseph, „sage mir nur, wie ich dich befreien kann." „Ach," sprach die Frau, „wenn ich es dir auch sage, was hilft es? Du kannst mich doch nicht befreien. „Sage es mir nur," meinte Joseph. Da sagte die Frau: „Erstlich mußt du den Lindwurm mit den sieben Köpfen tödten, der in den Bergen hinter dem Schloß haust. Wenn du ihm nun den siebenten Kopf abgehauen hast, mußt du ihn spalten, so fliegt ein Rabe heraus. Den mußt du sogleich ergreifen und tödten, und ihm das Ei herausschneiden, das er in seinem Leibe trägt. Wenn du mit diesem Ei den Riesen genau in der Mitte der Stirn triffst, so wird er sterben. Aber es ist dir zu schwer, du kannst es doch nicht vollbringen." Auf einmal hörten sie einen schweren Schritt sich nahen, und die Frau rief ganz ängstlich: „Ach, Joseph, der Riese kommt." Sogleich

*) Cristianu sugnu e 'acula diventu.

ergriff Joseph sein Ameisenbein, sprach seinen Spruch und wurde gleich zur Ameise. Nun kam der Riese in den Saal und brummte mit tiefer Stimme: „Ich rieche Menschenfleisch!“ Die Fee aber sprach: „Wie sollte ein Mensch zu uns kommen können, wir sind ja so sicher eingesperrt,“ und beruhigte ihn.

Joseph aber kroch durch die Ritze in das Freie und sprach: „Ich bin eine Ameise und werde ein Christ,“ nahm dann die Feder zur Hand und verwandelte sich in einen Adler, der mit raschen Flügelschlägen an den Fuß des Berges flog, wo der Lindwurm hauste. Dort sah er einen Schäfer, der betrübt am Wege saß; also wurde er wieder zum Menschen, trat zum Schäfer und frug ihn, was ihm fehle. „Ach,“ sprach der Schäfer, „ich hatte eine so große Heerde Schafe, und der Lindwurm hat mir schon so viele gefressen, daß mir nur noch ein kleiner Theil übrig bleibt, und diese getraue ich mich nicht auf die Weide zu treiben, sonst frißt sie der Lindwurm.“ „Wollt ihr mich in euren Dienst nehmen,“ sprach Joseph, so kann ich euch vielleicht helfen. Gebt mir vier Schafe mit und laßt sie mich austreiben.“ Der Schäfer wollte anfangs nicht, aber Joseph sprach ihm solange Muth ein, bis er ihm die vier Schafe übergab. Joseph wanderte nun den Berg hinauf, und nicht lange, so kam der Lindwurm zum Vorschein, durch den Geruch der Schafe angelockt. Alsbald nahm Joseph sein Löwenhaar zur Hand, sprach: „Ich bin ein Christ und werde ein Löwe,“ und wurde in einen grimmigen Löwen verwandelt, so groß und stark, wie es noch keinen gegeben hatte. Nun fiel er den Lindwurm an, und nach langem Kampf gelang es ihm, ihm zwei Köpfe abzubeißen. Da wurde er aber so matt, daß er nicht mehr kämpfen konnte. Glücklicherweise aber war der Lindwurm auch so matt, daß er sich in seine Höhle verkroch. Da nahm Joseph seine menschliche Gestalt wieder an, sammelte seine vier Schafe, die sich unterdessen satt gefressen hatten, und kam ganz vergnügt zu seinem Schäfer. Der war nun höchlich erstaunt, ihn und seine Schafe lebendig wieder zu sehen, und frug ihn, wie es ihm ergangen sei. Joseph aber meinte: „Was geht euch das an? Ich habe euch eure Schafe gesund wieder gebracht,

gebt mir morgen acht mit." Den nächsten Morgen trieb Joseph acht Schafe auf die Weide; der Schäfer aber war neugierig und folgte ihm leise nach. Da sah er nun, daß als der Lindwurm zum Vorschein kam, Joseph sein Löwenhaar zur Hand nahm, seinen Spruch sagte, und sogleich in einen grimmigen Löwen verwandelt wurde, der mit dem Lindwurm kämpfte. Heute gelang es ihm, vier Köpfe abzubeißen, da wurde er aber so matt, daß er nicht weiter konnte, und auch der Lindwurm war ganz von Kräften. „Ja," sprach der Lindwurm, „wenn ich ein Glas von dem Wasser des Lebens hier hätte, so wollte ich dir schon die Kraft des Königs der Drachen zeigen." „Und ich," erwiederte Joseph, „wenn ich eine gute Suppe von Wein und Brod hier hätte, so wollte ich dir schon die Kraft des Königs der Löwen zeigen." Da das der Schäfer hörte, lief er eilends nach seiner Hütte, kochte geschwind eine Suppe von Wein und Brod, und brachte sie dem Löwen. Kaum hatte dieser die Suppe gefressen, so kehrte seine ganze frühere Kraft zurück; er fing noch einmal an zu kämpfen, und biß dem Lindwurm auch noch den siebenten Kopf ab. Nun sprach er: „Ich bin ein Löwe und werde ein Christ," und spaltete den siebenten Kopf. Da flog ein Rabe heraus und erhob sich gleich in die Lüfte. Joseph aber war auch bei der Hand: „Ich bin ein Christ und werde ein Adler," und als Adler flog er dem Raben nach und tödtete ihn. Nun nahm er wieder seine menschliche Gestalt an, schnitt dem Raben das Ei aus, und zog nun mit dem Schäfer und den Schafen wieder nach Haus. Der Schäfer wollte ihn gern bei sich behalten, und versprach ihm Alles, was er begehrte, wenn er nur bei ihm bleiben wollte. Joseph aber antwortete: „Ich kann nicht bei euch bleiben. Es freut mich, daß ich euch vom Lindwurm befreit habe, und danke euch für eure schnelle Hülfe."

Also zog er von dannen, flog als Adler bis zum Schloß des Riesen, drang als Ameise durch die Ritze in den Saal. „Ich bin eine Ameise und werde ein Christ," sprach er, und erzählte nun seiner Frau, daß er Alles vollbracht habe und das Ei mitbringe. Da sprach sie: Der Riese schläft eben im Nebenzimmer, jetzt ist der Augenblick ihn zu tödten." Joseph

schlich in das Nebenzimmer, zielte genau nach der Stirn des Riesen, und tödtete ihn. Da wurden alle Feen von ihren Ketten befreit, und seine Frau fiel ihm um den Hals. Dann zeigte sie ihm alle die Schätze, die da gesammelt waren. Davon nahmen sie, soviel sie tragen konnten, und reisten wieder nach Hause, zu Joseph's Eltern. Da bauten sie sich ein Haus, das war noch schöner als das erste, und lebten herrlich und in Freuden bis an ihr glückliches Ende.

---

7. Die beiden Fürstenkinder von Monteleone.

Es war einmal ein Fürst, der Fürst von Muntiliuni.*) Der lebte mit seiner Gemahlin in einem herrlichen Schloß, war unermeßlich reich, und hatte Alles was sein Herz begehrte. Dennoch waren sie Beide stets traurig, denn sie hatten keine Kinder. „Ach," dachten sie oft, „wem sollen wir denn alle unsere Schätze einmal hinterlassen?" Endlich, nach langen Jahren, hatte die Fürstin Aussicht ein Kind zu bekommen. Da ließ der Fürst in einer einsamen Gegend einen Thurm ohne Fenster bauen, und ließ ihn herrlich ausstatten mit kostbaren Möbeln. Die Fürstin aber ließ sich gar nicht mehr sehen. Als nun ihre Zeit kam, gebar sie einen Sohn und eine Tochter. Die ließ der Fürst in aller Stille taufen, nahm eine Amme, und schloß sie mit den Kindern in den Thurm ein. Dort gediehen nun die Kinder, und wuchsen einen Tag für zwei,**) und wurden immer schöner. Als sie größer wurden, schickte ihnen der Vater einen Kaplan, der lehrte sie lesen, schreiben und Alles was zu einer guten Erziehung gehört.

Nach einigen Jahren wurde die Fürstin krank und starb. Bald darauf wurde auch der Fürst schwer krank, und da er fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe, ließ er den Kaplan rufen und sprach zu ihm: „Ich

---

*) Principi di Muntiliuni. (Monteleone in Calabrien?)
**) Criscianu un giornu pi dui.

fühle, daß ich jetzt sterben muß: dir empfehle ich meine Kinder an. Du sollst ihr Vormund sein und all mein Vermögen für sie verwalten. Laß sie aber den Thurm nicht eher verlassen, bis sich eine gute Gelegenheit findet sie zu verheirathen." Der Kaplan versprach für die Kinder zu sorgen, wie wenn sie seine eigenen wären, und bald verschied der Fürst. Nun versiegelte der Kaplan alle die Schätze im Schloß, zog zu den Kindern in den Thurm, entließ die Amme, nachdem sie hatte versprechen müssen Niemanden von den Kindern zu erzählen, und lebte nun allein mit ihnen in der Einsamkeit. Die Kinder wurden von Tag zu Tag schöner, und lernten auch fleißig. Wenn nun in den Büchern die Rede auf fremde Länder und Städte kam, verwunderte sich der Knabe sehr, und wollte gern wissen, wie die Welt beschaffen sei, und je älter er wurde, desto mehr erwachte in ihm der Wunsch auszuziehen und die Welt zu sehen.

Als er nun ein schöner Jüngling geworden war, trat er vor den Kaplan, und sprach zu ihm: „Onkel, laßt mich hinaus, denn ich will die Welt kennen lernen." Der Kaplan wollte es anfangs nicht zugeben, aber der junge Fürst bat so lange, daß er endlich nachgeben mußte. Da ließ er ein wunderschönes Schiff bauen und bemannen, und füllte es mit kostbaren Schätzen, darauf sollte der Jüngling verreisen. Als er nun von seiner Schwester Abschied nahm, schenkte er ihr einen Ring mit einem kostbaren Stein, und sprach: „So lange der Stein klar ist, so lange bin ich gesund und werde zu dir zurückkehren; wenn aber der Stein trüb werden wird, dann bin ich todt und kann nicht zurückkehren. Darauf umarmte er sie, bestieg sein Schiff und reiste ab. Alles schien ihm schön, der Himmel, die Sonne, die Sterne, die Blumen, das Meer, Alles war ihm unbekannt und Alles freute ihn.

Nachdem er einige Tage gefahren war, kam er in eine schöne Stadt, darin wohnte der König. Als er nun in den Hafen einfuhr, fing er an zu schießen. Das hörte der König, wurde neugierig und fuhr an die Marine, und da er das schöne Schiff sah, bekam er Lust an Bord zu steigen. Dort wurde er von dem jungen Fürsten wohl empfangen, und

er gewann den schönen und edeln Jüngling so lieb, daß er ihn mit an's Land und auf sein Schloß nahm, ihn hoch in Ehren hielt und zu seinem steten Begleiter machte. In's Theater, auf den Ball, überall nahm er ihn mit. Unter seinen Ministern aber waren Manche neidisch auf die Gunst, die er dem Jüngling erwies, denn die neidischen Menschen fehlen nirgends auf der Erde.

Als sie nun eines Tages bei dem König versammelt waren, erzählte der junge Fürst von seiner Schwester, die so schön sei, und die noch nie eines Mannes Auge erblickt habe, und rühmte ihre große Tugend. Darüber zuckte nun einer der Minister die Achsel, und meinte es gälte eben nur einen Versuch, und er wette es würde ihm gelingen. Ein Wort gab das andere, und endlich gingen der Minister und der Jüngling die Wette ein, derjenige aber, der die Wette verlor, sollte gehängt werden. Nun bestieg der Minister ein Schiff, und nachdem er lange nach dem Orte Monteleone geforscht hatte, kam er endlich dahin. Als er sich aber dort nach der Tochter des verstorbenen Fürsten erkundigte, lachten ihm Alle in's Gesicht, und meinten der Fürst und die Fürstin seien ja ohne Kinder gestorben, und wie viel er auch fragen mochte, sie konnten ihm keine Auskunft geben. Da wurde er sehr bange, und fing an für sein Leben zu fürchten.

Als er nun so mißmuthig durch die Straßen schlenderte, bettelte ihn eine arme Frau an. Er wies sie hart ab, sie aber frug ihn nach der Ursache seines Mißmuthes. Endlich erzählte er ihr denn, wie er die junge Fürstin von Monteleone nicht finden könne, und welche Wette er eingegangen sei. „Wenn mir Jemand helfen könnte," rief er, „ich wollte ihn reich belohnen." Die Frau aber war Niemand anders, als die Amme der beiden Kinder. Da ihr nun der Minister eine so reiche Belohnung versprach, ließ sie sich bestechen, und sprach: „Kommt morgen an diesen selben Ort, so will ich euch helfen." Den nächsten Morgen machte sich die falsche Frau auf den Weg nach dem Thurm, und pochte dort an. Zufälligerweise war der Kaplan zur Stadt gegangen und das Mädchen allein im Haus. Als sie nun das Mädchen sah, sprach sie: „Liebes Kind,

ich bin deine frühere Amme, und bin gekommen dir einen Besuch zu machen." Da ließ das Mädchen sie hinein, und die Alte schritt durch die Zimmer und betrachtete Alles ganz genau. Als sie nun in das Schlafzimmer des Mädchens kamen, sprach sie: „Komm, liebes Kind, ich will dich hübsch ankleiden." Das Mädchen aber hatte ein Muttermal auf der Schulter mit drei goldenen Härchen, die waren mit einem Fädchen geflochten. Auch trug sie den Ring ihres Bruders am Schnürleibchen festgenäht. Wie nun die Alte sie ankleidete merkte sie sich genau die Form des Muttermales, und entwendete ihr auch unbemerkt den Ring. Dann verließ sie sie, und kehrte eilig zum Minister zurück, dem sie Alles erzählte, was sie sich gemerkt hatte, und ihm auch den Ring gab.

Nun kehrte der Minister eilig in sein Land zurück, trat vor den König und erzählte: „Ich habe die Wette gewonnen, so und so sieht es im Hause aus; auf der Schulter hat die Fürstin ein Muttermal mit drei goldenen Härchen, die mit einem Fädchen geflochten sind, und diesen Ring hat sie mir geschenkt." Da das der junge Fürst hörte, konnte er Nichts erwiedern, aber er wurde auch von einem heftigen Grimm gegen seine unschuldige Schwester erfüllt. „Wohl," sprach er, „ich bin bereit zu sterben, und bitte nur um acht Tage Frist." Der König, der sehr traurig war über das Schicksal seines Lieblings, gewährte ihm die Frist, und nun rief der junge Fürst seinen treuen Diener Franz herbei, und sprach zu ihm: „Du hast mir bisher so treu gedient, nun mußt du auch meinen letzten Befehl erfüllen. Eile zu meiner nichtswürdigen Schwester, tödte sie und bringe mir ein Fläschchen von ihrem Blut, daß ich es trinke, so werde ich freudig sterben." Der Diener war sehr betrübt über diesen Auftrag; er mußte aber gehorchen und reiste also nach Monteleone. Wie ihn die junge Fürstin sah, und bemerkte wie traurig er war, frug sie ihn nach der Ursache. „Ach," erwiederte Franz, „ich muß euch tödten, denn ihr habt eine schwere Sünde begangen und euretwegen muß mein armer Herr sterben." „Was habe ich denn gethan?" frug das arme Mädchen. „Wie? habt ihr nicht den Minister des Königs bei euch empfangen, und ihm sogar den Ring eures Bruders geschenkt?" — Da

merkte sie erst, daß der Ring fort war, und ihr Verdacht fiel gleich auf die Amme, die ihr wenige Tage vorher beim Ankleiden geholfen hatte. Nun warf sie sich dem Kaplan zu Füßen und rief: „Lieber Onkel, laßt mich ziehen, ich muß gehen und meinen Bruder retten." „Ach Kind," erwiederte der Kaplan, „das kann dir ja nimmer gelingen!" Sie aber bat so lange, bis er seine Einwilligung dazu gab. „Nun, lieber Onkel," fuhr sie fort, „müßt ihr mir die schönsten Perlen und Edelsteine meiner Mutter holen." Der Kaplan ging hin, füllte ein Kistchen mit den edelsten Steinen und kostbarsten Perlen, und die Jungfrau machte sich mit Franz auf den Weg nach der Residenz. „Nun mußt du mir ein Zimmer in einem Wirthshaus miethen," sprach sie, „dann tödte einige Hühner, bringe meinem Bruder ein Fläschchen Blut und sage ihm, du hättest seinen Befehl erfüllt." Franz that Alles was seine Herrin ihm befahl, und als der junge Fürst das Blut getrunken hatte, kehrte er in's Wirthshaus zurück. Nun mußte er die Fürstin zum besten Goldschmied der Stadt begleiten, zu dem sprach sie: „Meister, aus diesen Perlen und Edelsteinen müßt ihr mir binnen drei Tagen eine Sandale machen, so kostbar, wie ihr nur könnt. Der Meister nahm sogleich eine Schaar neuer Gesellen, die Tag und Nacht arbeiten mußten, und binnen drei Tagen war die kostbare Sandale fertig.

Zugleich waren die acht Tage verronnen, und der arme junge Fürst sollte zum Galgen geführt werden. Nun ließ seine Schwester eine kleine Tribüne errichten, an dem Wege auf dem ihr Bruder zum Tode geführt werden sollte, und setzte sich darauf; vor ihr auf einem silbernen Theebrett lag die Sandale. Als nun der Zug des Weges gezogen kam, wartete sie bis der König in seinem Wagen vorbeifuhr, und rief: „Königliche Majestät! Ich flehe um Eure Gerechtigkeit und Euren Schutz." „Was ist denn dein Begehr?" frug der König. „Einer Eurer Minister hat mir eine Sandale gestohlen, die zu dieser hier gehörte, und der dort ist der Dieb." Damit wies sie auf den Minister, durch dessen Schuld ihr Bruder den Tod erleiden sollte. „Wie!" rief der Minister, „ich soll euch eine Sandale gestohlen haben? Wenn ich euch nun noch einmal sehe, so habe

ich euch zum zweiten Mal gesehen."*) „O Nichtswürdiger," rief nun die Fürstin, „wenn du mich nicht einmal kennst, wie kannst du dich denn rühmen meine Gunst genossen zu haben? Ich bin die Schwester des Unglücklichen, der um deiner Verleumdungen willen den Tod erleiden soll." Als der König das hörte, befahl er sogleich den jungen Fürsten zu befreien; der Minister aber wurde ergriffen und an demselben Galgen aufgehängt. Die beiden Geschwister führte der König auf sein Schloß, und weil das Mädchen so schön war, nahm er es zu seiner Gemahlin. Da ließen sie ihre Schätze kommen, und der Kaplan mußte auch zu ihnen ziehen. So lebten sie denn vergnügt und glücklich, wir aber haben das Nachsehen.

8. Bauer Wahrhaft.

Es war einmal ein König, der hatte eine Ziege, ein Lamm, einen Widder und einen Hammel. Weil er nun die Thiere sehr lieb hatte, wollte er sie nur Jemanden übergeben in dem er ganzes Vertrauen hätte. Nun hatte der König einen Bauer, den nannte er nur Bauer Wahrhaft,**) weil derselbe noch nie eine Lüge gesagt hatte. Den ließ der König kommen und übergab ihm die Thiere, und jeden Sonnabend mußte der Bauer in die Stadt kommen und dem König Bericht aberstatten. Wenn er nun vor dem König kam, so zog er immer sein Mützchen ab und sprach:

„Guten Morgen, königliche Majestät!" ***)
„Guten Morgen, Bauer Wahrhaft;
Wie geht es der Ziege?"
„Ist weiß und schalkhaft!"

*) Si vi vidu n'autra vota, v'aju vidutu dui voti.
**) Massaru verità.
***) »Bon giornu, riali maestà!«
»Bon giornu, massaru verità;
Comu è la crapa?«
»Janca e ladra!«

„Wie geht es meinem Lamm?“
„Ist weiß und schön!“
„Wie geht es meinem Widder?“
„Ist schön zu sehen!“
„Wie geht es meinem Hammel?“
„Ist schön zu schauen!“

Wenn sie so mit einander gesprochen hatten, zog der Bauer wieder auf seinen Berg, und der König glaubte ihm immer Alles.

Unter den Ministern des Königs war aber einer, der sah mit neidischen Augen die Gunst, die der König dem Bauer erwies, und eines Tages sprach er zum König: „Sollte der alte Bauer wirklich unfähig sein, eine Lüge zu sprechen? Ich wollte doch wetten, daß er euch nächsten Sonnabend anlügt.“ „Und wenn mir mein Bauer eine Lüge sagt,“ rief der König, „so will ich den Kopf verlieren.“ Also gingen sie die Wette ein, und wer verlor sollte den Kopf verlieren.“ Der Minister aber, je mehr er darüber nachdachte, desto schwerer wurde es ihm, ein Mittel auszudenken, den Bauern bis zum Sonnabend, in drei Tagen, zu einer Lüge zu bewegen. Den ganzen Tag dachte er vergeblich nach, und als es Abend wurde, und der erste Tag verstrichen war, ging er mißmuthig nach Haus. Als seine Frau ihn nun so schlechter Laune sah, sprach sie: „Was drückt euch, daß ihr so verstimmt seid?“ „Laß mich in Ruhe,“ antwortete er, „muß ich es dir erst noch erzählen!“ Sie bat ihn aber so freundlich, daß er es ihr endlich sagte. „O,“ sagte sie, „ist's weiter Nichts? Das will ich schon zu Wege bringen.“

Den nächsten Morgen kleidete sie sich in ihre schönsten Kleider, legte ihren besten Schmuck an, und befestigte über der Stirn einen diamantenen Stern. Dann setzte sie sich in ihren Wagen und fuhr auf den Berg,

---

»Comu è l'agneddu?«
»Jancu e beddu!«
»Comu è lu muntuni?«
»Beddu a vidiri!«
»Comu è lu crastu?«
»Beddu a guardari!«

wo Bauer Wahrhaft die vier Thiere weidete. Als sie nun vor dem Bauer erschien, blieb dieser wie versteinert stehen, denn sie war über die Maßen schön. „Ach," sprach sie, „lieber Bauer, wollt ihr mir einen Gefallen thun?" „Edle Frau," antwortete der Bauer, „befehlt mir was ihr wollt, so will ich es thun!" „Sieh," sprach sie, „ich bin guter Hoffnung und habe ein unwiderstehliches Gelüst nach einer gebratenen Hammelsleber, und wenn du sie mir nicht giebst, so muß ich sterben." „Edle Frau," sprach der Bauer, „verlangt von mir was ihr wollt, aber dies Eine kann ich euch nicht gewähren; denn der Hammel gehört dem König und ich kann ihn nicht tödten." „Ich Unselige," jammerte die Frau, „so muß ich sterben, wenn du mein Gelüste nicht befriedigst. Ach, lieber Bauer, thue es doch. Der König weiß ja nichts davon, und du kannst ihm sagen, der Hammel sei den Berg heruntergestürzt." „Nein, das kann ich nicht sagen," sprach der Bauer, „und die Leber kann ich euch auch nicht geben." Da fing die Frau noch mehr an zu jammern, und that als ob sie sterben müsse, und weil sie so überaus schön war, wurde das Herz des Bauern ganz davon berückt, er schlachtete den Hammel, briet die Leber und brachte sie ihr. Da aß die Frau voller Freude, nahm Abschied von dem Bauer und ging fort. Nun fiel es dem armen Bauer schwer auf's Herz, was er dem König sagen sollte. In seiner Verlegenheit nahm er seinen Stock, pflanzte ihn in die Erde, und hing sein Mäntelchen darüber; ging dann einige Schritte darauf los, und fing an: „Guten Morgen, königliche Majestät!" Wenn er aber an die letzte Frage des Königs nach dem Hammel kam, blieb er immer stecken, und fand keine Antwort. Er versuchte es mit Lügen: „Der Hammel ist geraubt worden," oder „er ist den Berg hinuntergestürzt," aber die Lügen blieben ihm in der Kehle stecken. Er steckte seinen Stock wo anders in die Erde, und hing wieder sein Mäntelchen darüber, aber es fiel ihm Nichts ein. Die ganze Nacht konnte er nicht schlafen, endlich, am Morgen fiel ihm eine passende Antwort ein. „Ja," dachte er, „das wird gehen," nahm seinen Stock und sein Mäntelchen und machte sich auf den Weg zum König, denn es war Sonnabend. Unterwegs blieb er von Zeit zu Zeit

stehen, stellte wieder den König vor mit seinem Stock und Mäntelchen und sagte die ganze Unterredung mit dem König her, und jedes Mal gefiel ihm seine Antwort besser.

Als er nun in das Schloß trat, saß da der König mit seinem ganzen Hofstaat, denn nun sollte sich die Wette entscheiden. Da zog er sein Mützchen ab; und fing an wie gewöhnlich:

„Guten Morgen, königliche Majestät!"*)
„Guten Morgen, Bauer Wahrhaft;
Wie geht es meiner Ziege?"
„Ist weiß und schalkhaft!"
„Wie geht es meinem Lamm?"
„Ist weiß und schön!"
„Wie geht es meinem Widder?"
„Ist schön zu sehen!"
„Wie geht es meinem Hammel?" .....
„Mein Herr und König!
Die Lüge verhöhn' ich.
Vom hohen Berg' in weiter Fern
Erschien die Schöne mit ihrem Stern.
Es traf mich tief ihr Liebesblick —
Dem Hammel brach ich das Genick."

---

*) »Bon giornu, riali maestà!«
»Bon giornu, massaru verità!«
»Comu è la crapa?«
»Janca e ladra!«
»Comu è l'agneddu?«
»Jancu e beddu!«
»Comu è lu muntuni?«
»Beddu a vidiri!«
»Comu è lu crastu?«
»Riali maestà!
Ju ci dicu la verità.
Vinni na donna di autu munti,
Janca e bedda, cu na stidda in frunti
Tantu di sciamma a lu cori mi misi
Chi pri l'amuri soi lu crastu uccisi.«

Da klatschten Alle in die Hände, und der König beschenkte seinen treuen Bauer reichlich. Der Minister aber mußte seinen Neid mit dem Kopf büßen.

---

9. Zafarana.

Es war einmal ein Kaufmann, der hatte drei Töchter, die waren alle drei sehr schön, aber die Jüngste war die Schönste. Wenn er nun auf seine Geschäftsreisen ging, frug er immer seine Töchter was er ihnen mitbringen solle.

Eines Tages mußte er auch wieder verreisen, trat also zu den Mädchen und sprach: „Liebe Kinder, ich muß nach Frankreich reisen, was soll ich euch mitbringen?" Da wählten die beiden Aelteren schöne Kleider und Schmucksachen, die Jüngste aber, Zafarana, sprach: „Lieber Vater, grüßt mir nur den Sohn des Königs von Frankreich." Als der Vater nun alle seine Geschäfte vollendet hatte, ließ er sich bei dem Königssohn anmelden, und richtete ihm die Grüße der Tochter aus. Da antwortete der Prinz: „Ich will deine Tochter Zafarana heirathen." Nun war der Vater sehr erfreut, nahm den Prinzen mit auf sein Schiff und sie fuhren nach Hause. Als sie aber in den Kanal von Messina kamen, hörten sie auf einmal eine drohende Stimme: „Rühre Zafarana nicht an, denn Zafarana ist mein." Darüber erschrak der Vater so sehr, daß er dem Prinzen seine jüngste Tochter nicht mehr geben wollte; er mußte also die Aelteste heirathen.

Nach einiger Zeit mußte der Vater wieder verreisen, und frug seine Töchter was er ihnen mitbringen solle. Die Zweite wählte einen schönen Schmuck, Zafarana aber sprach: „Lieber Vater, grüßt mir nur den Sohn des Königs von Portugal." Als der Vater alle seine Geschäfte abgemacht hatte, ließ er sich bei dem Prinzen melden und überbrachte ihm Zafarana's Grüße. Da sprach der Prinz: Ich will deine Tochter Zafarana heirathen." Also setzten sie sich auf's Schiff und fuhren nach Messina. Wie sie aber durch den Kanal fuhren, hörten sie dieselbe

Stimme, die rief noch drohender: „Rühre Zafarana nicht an, denn Zafarana ist mein.“ Nun war der Vater sehr betrübt und dachte: „Auf meiner armen Tochter liegt gewiß ein Zauber, wer weiß, was ihr bevorsteht.“ Er wollte aber auch diesem Prinzen seine jüngste Tochter nicht geben, und gab ihm die Zweite.

Nun lebte Zafarana allein mit ihrem Vater, der immer nur an die drohende Stimme denken mußte. Er konnte sich auch gar nicht entschließen, wieder zu verreisen, weil er sich fürchtete sie allein zu lassen; endlich aber konnte er es doch nicht länger aufschieben. Da berief er seine ganze Dienerschaft und sprach: „Ich muß verreisen; euch empfehle ich meine Tochter an. Thut Alles was sie wünscht, und hütet sie wohl vor jeder Gefahr.“ Die Diener versprachen es, und mit schwerem Herzen reiste der Vater ab; Zafarana aber hatte Alles was sie begehrte, und die Diener thaten ihr Alles zu Willen.

Eines Tages nun bekam sie Lust spazieren zu fahren. Sie setzte sich also in ihren Wagen und fuhr nach dem Faro. Dort ließ sie halten, stieg aus, und sprach zum Diener: „Ich will ein wenig gehen, bleibt Ihr nur bei dem Wagen, ich komme gleich wieder.“ Da fing sie an einen Hügel hinauf zu steigen; als sie aber oben ankam, senkte sich eine Wolke hernieder und nahm sie mit. Der Diener wartete zuerst eine Weile, als aber seine Herrin nicht wieder erschien, ging er ihr nach, denselben Hügel hinauf. Aber wie sehr er auch rufen und suchen mochte, von seiner Herrin war keine Spur mehr zu sehen. Es wurde dunkle Nacht, und er konnte Nichts thun, als nach Messina zurückfahren. „Ach,“ dachte er, „wenn nun der Patron wiederkommt, was sollen wir ihm sagen?“ Als er nach Hause kam, lief ihm die Kammerfrau gleich entgegen, und rief: „Was seid ihr so lange ausgeblieben? Es ist ja schon ganz dunkle Nacht. Aber was habt ihr, und wo ist das Fräulein?“ Nun erzählte der Lakai, daß Zafarana verschwunden sei, und alle Diener fingen an zu jammern und zu klagen. Sie zogen aus, das Fräulein zu suchen, aber es war Alles vergebens; Zafarana war und blieb verschwunden. Als der Vater von seiner Reise wiederkehrte, traten ihm alle seine Diener mit so traurigen

Gesichtern entgegen, daß ihm ganz Angst wurde, und er sogleich frug: „Wo ist das Fräulein?“ Da mußten sie ihm erzählen, wie sie verschwunden sei. Der unglückliche Vater konnte sich gar nicht trösten, und sprach nur immer: „Ich habe es ja gesagt, auf meiner Tochter liege ein Zauber!“

Zafarana aber war von der Wolke durch die Luft getragen, und in einem schönen Schlosse niedergesetzt worden. Dort wohnte ein steinalter Mann, dem sie nun dienen mußte. Es war aber ein verwunschener Prinz. Zafarana diente ihm treu, und der alte Mann war immer freundlich mit ihr. Eines Tages rief er sie: „Zafarana, komm mit mir in den Garten und lause mich ein wenig.“ Als sie nun so bei einander saßen, sprach der Greis: Ich habe dir auch eine Nachricht mitzutheilen; deine älteste Schwester hat einen schönen Knaben zur Welt gebracht.“ „Ach,“ sprach Zafarana, „thut mir den Gefallen, und laßt mich meiner Schwester einen kleinen Besuch machen.“ „Nein,“ antwortete der Greis, „denn wenn du bei deiner Schwester bist, so kehrst du gewiß nicht zurück.“ Aber Zafarana bat so lange, und versprach so sicher wieder zu kommen, daß er endlich nachgab. Da schenkte er ihr die schönsten Kleider und einen schönen Wagen, in dem sollte sie zu ihrer Schwester fahren. Vorher aber führte er sie in einen Saal, darin standen drei Sessel, der erste von Gold, der zweite von Silber und der dritte von Blei. „Sieh,“ sprach er zu Zafarana, „du darfst nun gehen, du mußt aber Niemanden erzählen, wo du bist. Und sobald du meine Stimme hörst, mußt du gleich zurückkehren. Dann komme hierher in diesen Saal; sitze ich auf dem goldenen Sessel, so ist es gut für dich; sitze ich auf dem silbernen Sessel, so ist es weder gut noch übel; sitze ich aber auf dem bleiernen Sessel, so ist es dein Unglück.“

Zafarana fuhr nun fort und kam zu ihrer ältesten Schwester, die sich sehr freute, Zafarana wieder zu sehen, die so lange Zeit verschollen war. Aber so sehr man sie auch ausfragte, sie erzählte Nichts von ihrem Leben. Als sie eine Weile mit ihrer Schwester geplaudert hatte, hörte sie auf einmal die Stimme des Greises, der sie rief. Sogleich umarmte

sie ihre Schwester, eilte hinunter und fuhr nach dem Schlosse. Wie sie nun in den Saal trat, saß der Greis auf dem goldenen Sessel. „Gott sei Dank," dachte sie, „das ist ja ein gutes Zeichen."

Nun verflossen wieder einige Wochen, da rief sie der Greis wieder, und sprach zu ihr: „Zafarana, komm in den Garten und lause mich ein wenig." Als sie nun beisammen im Garten saßen, sprach der Alte: „Ich habe dir wieder eine Nachricht zu bringen: Deine zweite Schwester hat ein schönes Mädchen zur Welt gebracht." „Ach," rief Zafarana, „lieber Patron, laßt mich doch zu ihr, daß ich meine kleine Nichte sehe." Der Alte wollte nicht, endlich aber mußte er sie doch gehen lassen. Als nun Zafarana zu ihrer zweiten Schwester kam, freute die sich auch sehr sie wiederzusehen, und sie plauderten vergnügt zusammen. Plötzlich hörte Zafarana den Greis, der sie rief; sie that aber als hörte sie es nicht und blieb sitzen. Nach einer Weile rief der Greis wieder: „Zafarana!" Da wurde sie bange, umarmte ihre Schwester und fuhr in das Schloß zurück. Als sie aber in den Saal kam, saß der Alte auf dem silbernen Sessel. „Nun," dachte sie, „wenn es auch nichts Gutes bedeutet, so bedeutet es doch wenigstens auch nichts Schlimmes."

Wieder vergingen einige Wochen, da rief der Greis sie eines Tages in den Garten, und als sie beisammen saßen, sprach er: Zafarana, ich habe dir wieder eine Nachricht zu bringen. Ich möchte es dir aber lieber gar nicht sagen, denn du wirst gewiß wieder fort wollen, und das ist dein Unglück." „Dann hättet ihr mir gar nichts sagen sollen," meinte Zafarana, habt ihr mir so viel gesagt, so müßt ihr auch noch bis zu Ende sprechen." „Dein Vater ist gestorben," sprach der Alte. Da fing Zafarana an zu weinen, und sagte: „Ich habe meinen Vater lebend nicht wiedergesehen, so will ich ihn wenigstens todt noch einmal sehen." Der Alte wollte gar nicht: „Du wirst sehen, es ist dein Unglück!" sagte er. Aber Zafarana weinte so bitterlich und bat so lange, daß er endlich nachgab. Da ließ er ihr eine schöne Trauerkleidung machen, und schickte sie in ihres Vaters Haus.

Als sie nun die Treppe hinaufgegangen war, und in den Saal trat,

lag da ihr Vater auf einem Bett, und Kerzen brannten um ihn her, und die Freunde Alle standen da und trauerten. Da warf sich Zafarana über ihn, und weinte bitterlich, und rief nur immer: „Vater, lieber Vater!“ Als nun der Greis sie rief, hörte sie es wohl, aber sie achtete es in ihrem großen Schmerze nicht. Da rief er zum zweiten Mal, und auch diesmal gehorchte sie nicht. Als er aber zum dritten Mal rief, mußte sie doch gehorchen, und kehrte weinend in das Schloß zurück.

Wie sie nun in den Saal trat, saß der Alte auf dem bleiernen Sessel, und sah sie so streng und ernst an, ohne ein Wort zu reden, daß ihr ganz bange wurde. Sie setzten sich zusammen an den Tisch, und nahmen ihr Abendessen, aber der Greis sprach kein Wort, sondern schaute sie nur immer mit demselben Blick an. Als sie nun zu Bette gegangen waren und es Mitternacht schlug, rief der Greis: „Zafarana, steh auf, mach das Fenster auf und sieh was das Wetter macht.“ Sie gehorchte, und sah, daß sich der Himmel überzogen hatte und es anfing zu regnen. Als sie das dem Alten wiedersagte, sprach er: „Gut, lege dich nun wieder schlafen.“ Nach einer halben Stunde rief er wieder: „Zafarana, steh auf und sieh was das Wetter macht.“ „Ach,“ sprach sie, „laßt mich doch schlafen; ihr habt mich doch sonst nicht so oft gerufen.“ Es half aber Nichts, sie mußte eben aufstehen und nach dem Wetter schauen. Da sah sie, daß es unterdessen angefangen hatte stark zu regnen, und daß es blitzte und donnerte. Das sagte sie dem Greis, der antwortete: „Gut, lege dich nun wieder schlafen.“ Nach einer halben Stunde rief er aber zum dritten Mal: „Zafarana, steh auf, und sieh was das Wetter macht.“ „Warum ruft ihr mich denn immer aus dem Schlaf?“ sprach Zafarana. „Das ist doch sonst nicht eure Gewohnheit.“ Sie mußte aber doch gehorchen, stand auf und sah zum Fenster hinaus. Da sah sie einen solchen Aufruhr und ein solches Wetter, daß sie ganz erschreckt das Fenster zumachte. „Ich glaube, die Welt geht unter,“ sprach sie, „ein solches Wetter habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen.“ „Gut,“ antwortete der Greis, „ziehe dich an, und geh. Hier kannst du nicht länger bleiben.“ Da fing Zafarana an zu jammern und sprach: „So lange Zeit habe ich

euch treu gedient, ihr könnt nicht so grausam sein mich jetzt zu verstoßen." Aber der Greis sagte immer nur: „Du kannst hier nicht länger bleiben. Ich habe es dir ja gesagt, es wäre dein Unglück." Er gab ihr noch ein Bündelchen Kleider mit, und drei Schweinsborsten, und sagte: „Hebe sie wohl auf, sie werden dir nützen." Dann mußte Zafarana in die finstere Nacht und in das furchtbare Unwetter hinausgehen.

Zuerst ging sie ein wenig, als es aber immer ärger wurde, kauerte sie sich hinter eine Scheunenthür hin, und erwartete so den Tag. Als es nun dämmerte stand sie auf, und wanderte mit schwerem Herzen in das Weite. Da kam sie an ein Häuschen, davor saß ein Bauer, zu dem trat sie hinzu und sprach: „Guter Freund, wollt ihr mir einen großen Gefallen erweisen?" „Was soll ich thun?" frug der Bauer. „Gebt mir eure Männerkleidung," antwortete Zafarana, „so will ich euch meine Kleider geben, und Alles was ich hier im Bündelchen habe." Der Bauer wollte nicht, denn er sah, daß Zafarana's Kleider viel schöner waren als sein schlichter Anzug. Zafarana aber bat so lange, bis er einwilligte, in seinem Häuschen die Kleider wechselte, und sie Zafarana übergab. Zafarana trat in das Häuschen, und kam bald, als Bauer verkleidet, wieder heraus.

Nun wanderte sie weiter, bis sie in eine große schöne Stadt kam, dort ging sie geradewegs vor des Königs Schloß und spazierte auf und ab. Vor dem Schlosse aber stand des Königs Leibkutscher, und als er den schönen Jüngling erblickte, redete er ihn an: „Woher kommst du, mein schöner Jüngling?" Zafarana antwortete: „Ich bin hier fremd, und möchte gern einen Dienst annehmen, denn ich bin arm, und muß mir mein Brod verdienen." Der Kutscher sprach: „In des Königs Marstall fehlt uns ein Stallknecht; willst du die Stelle annehmen, so kann ich sie dir verschaffen." Zafarana war es zufrieden, und trat in den Dienst des Königs ein, striegelte und putzte die Pferde und war immer fleißig und ordentlich.

Der König aber hatte eine Tochter, die war eigensinnig, und Alles mußte nach ihrem Willen gehen. Da sie nun den jungen Stallknecht sah,

verliebte sie sich in ihn, trat also vor ihren Vater, und sprach: „Lieber Vater, in dem Stall ist ein junger Bursche angestellt, der sieht viel zu fein aus für die grobe Arbeit. Laßt ihn als Lakaien heraufkommen in das Schloß. Der König that seiner Tochter sogleich den Willen, ließ Zafarana rufen, machte ihr eine schöne Livree und sie mußte nun im Schlosse dienen. Nach einiger Zeit kam die Königstochter wieder zum König, und sprach: „Lieber Vater, alle meine Bedienten gefallen mir so schlecht; ich will den jungen Burschen zu meinem Leibpagen haben, und keinen Andern." Und der König erfüllte wieder ihren Wunsch.

Als nun Zafarana im Dienste der Königstochter war, wurde diese immer verliebter in den schönen Jüngling, und eines Tages rief sie ihn und sprach zu ihm: „Höre, du gefällst mir so gut und deshalb will ich dich heirathen. Heute will ich den König darum bitten, daß er es zugeben soll, und er wird es gewiß zugeben, denn er verweigert mir niemals etwas." „Ach, Prinzessin," antwortete Zafarana ganz erschrocken, „thut das nicht. Euch gebührt ein großer, reicher König, nicht ein armer Bursche, wie ich es bin." Aber was sie auch sagen mochte, die Königstochter kam immer darauf zurück, und da Zafarana immer dieselbe Antwort gab, so ging sie endlich voll Zorn zum König, und sprach: „Der junge Bursche hat Ungebührliches von mir verlangt, und dafür muß er sterben. Nun wurde Zafarana in Ketten geschlossen, und in drei Tagen sollte sie sterben.

Als sie nun zum Galgen geführt wurde, dachte sie an die drei Schweinsborsten, die der Greis ihr gegeben hatte, und da sie auf den Platz kam, wo der Galgen stand, bat sie: „Gewährt mir denn eine letzte Bitte, und gebt mir in einem Becken einige glühende Kohlen." Ihre Bitte wurde ihr gewährt, und da man ihr das Becken brachte, warf sie die drei Schweinsborsten hinein und verbrannte sie. Alsobald wirbelte in der Ferne eine große Staubwolke auf, und ein schöner, reicher Prinz nahte sich mit seinem glänzenden Gefolge. Das war aber Niemand anders als der Greis, der nun von seinem Zauber erlöst war. Schon von Weitem rief er: „Haltet ein! Haltet ein!" Als er nun herangekommen

war, frug er: „Warum soll dieser junge Mensch gehängt werden?" Da erzählte der König, wie er seine Tochter beleidigt habe, und daß er dafür sterben müsse. „Wohl," antwortete der Prinz, „wenn ich aber nun beweisen kann, daß er nie eure Tochter beleidigt hat, so muß sie an seiner Statt sterben." „Ich schwöre es bei meiner königlichen Ehre!" sprach der König. Als sie nun in das Schloß zurückkamen, ließ der Prinz Zafarana in ein Zimmer treten, wo sie königliche Frauenkleidung anlegen mußte. Da erkannten Alle, daß sie ein Mädchen sei, und die Königstochter mußte an ihrer Statt sterben. Der fremde Prinz aber nahm Zafarana mit in sein Reich, wo er König wurde und sie Königin. So lebten sie denn glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachsehen.

---

10. Die jüngste, kluge Kaufmannstochter.

Es war einmal ein kleiner Kaufmann, der hatte drei Töchter, davon war die Jüngste, Maria, sehr schön, und zugleich sehr klug und schlau. Eines Tages nun mußte der Vater verreisen; er rief also seine Töchter und sprach: „Liebe Kinder, ich muß fort; nehmt euch wohl in Acht, denn es sind unsichere Zeiten, seid also vorsichtig." Damit schied er von ihnen.

Einige Tage vergingen ganz ruhig; eines Tages aber klopfte ein Bettler an die Thür und bat um ein Almosen. Dieser Bettler aber war ein verkleideter Räuber. „Wir wollen diesen Unbekannten nicht herein lassen," rieth die kluge Maria ihren Schwestern. Als aber der Bettler anfing zu jammern: „Ich bin so müde, ihr lieben Mädchen, es ist so lange her, daß ich nichts Warmes gegessen habe, und mich nicht ordentlich ausruhen kann," ließen ihn die beiden älteren Mädchen doch herein. Als der Bettler gegessen hatte, sprach er: „Es ist schon Nacht geworden, und wo soll ich ein Obdach finden? Ach, liebe Mädchen, laßt mich diese Nacht hier ruhen." „Thut es nicht," warnte Maria, aber die Schwestern hörten nicht auf sie, sondern machten dem Bettler ein Lager zurecht, und

hießen ihn dableiben. Maria aber konnte gar nicht schlafen, denn der Verdacht, das möchte kein wirklicher Bettler sein, verließ sie nicht. Als nun Alles im Hause stille geworden war, stand sie auf, schlich bis zu der Kammer wo der Bettler schlief und versteckte sich dicht daneben. Es dauerte nicht lange, so öffnete sich leise die Thür, und der vermeintliche Bettler trat heraus und schaute sich vorsichtig um. Er schlich die Treppe hinunter, schloß die Thür auf, versammelte durch einen Pfiff alle seine Gefährten, und Alle zusammen brachen nun in den Laden des Kaufmannes ein. Maria war schnell entschlossen; wie der Blitz sprang sie durch ein Hinterpförtchen in's Freie, und lief nach der Polizei. Die kam denn auch herbei, und es gelang ihnen, den einen Räuber, der sich als Bettler verkleidet hatte, zu ergreifen; die Andern entflohen, ließen aber ihren Raub im Stich. Nun ging Maria zu ihren Schwestern, die noch schliefen, weckte sie, und sprach: „Seht ihr was eure Unvorsichtigkeit für Folgen haben konnte? Das und das ist geschehen." Als nun der Vater zurückkam, hörte er wie muthig und klug seine Tochter gewesen war, und freute sich sehr darüber.

Der Räuberhauptmann aber konnte es gar nicht verwinden, daß ihm ein junges Mädchen seinen Plan vereitelt hatte, und schwur, sich dafür zu rächen. Er nahm also unter seinen Schätzen die schönsten Kleider, bestieg ein schönes Pferd, und kam so als ein großer, reicher Herr in die Stadt, wo Maria wohnte. Dort bezog er ein schönes Haus, und ging dann in den Laden des Kaufmanns, wo er allerlei kaufte, und sich dabei freundlich mit dem Kaufmann unterhielt. Er gab sich für den Sohn eines Reichsbarons aus, und erzählte von seinen Reichthümern und seinem schönen Schlosse. Den nächsten Tag kam er wieder, und so trieb er es, bis der Kaufmann ganz für ihn eingenommen war. Nun hielt er um seine jüngste Tochter an, und der Vater, hoch erfreut über die große Ehre, kam zu Maria und sprach: „Denke dir, mein Kind, der junge Baron will dich heirathen." Maria aber antwortete: „Ach, lieber Vater, ich bin ja gut bei euch, und Niemand von uns kennt diesen jungen Mann, wie können wir wissen ob er das wirklich ist, wofür er sich ausgiebt?"

Der Vater aber war geblendet durch die Reichthümer und durch den hohen Rang des jungen Mannes, und versuchte immer wieder seine Tochter zu überreden, bis Maria endlich sprach: „So thut denn, was ihr wollt." Da wurde ein glänzendes Hochzeitsfest angestellt, und am Hochzeitstag brachte der Bräutigam einen Brief von seiner Mutter, und darin schrieb sie ihrem Sohn, sie könne leider nicht zur Hochzeit kommen, aber sie hoffe, der Sohn werde sie mit seiner jungen Frau besuchen. Also bestiegen die Beiden nach der Hochzeit ihre Pferde und reisten fort.

Immer steiler und öder wurde der Weg, und Maria sah sich in einer ganz unbekannten, wilden Gegend. Auf einmal drehte sich der Räuberhauptmann nach ihr um, und rief ihr barsch zu: „Steige sogleich vom Pferd. Hast du wirklich gemeint, ich sei der Sohn eines Reichsbarons? Ich bin der Hauptmann jenes Räubers, der durch deine Schuld gehängt worden ist, und ich will mich dafür an dir rächen." Zitternd stieg Maria vom Pferd. „Jetzt ziehe deine Schuh und Strümpfe aus," fuhr der Räuber fort, „und klettere jenen Berg hinauf." Was konnte Maria thun? Sie mußte wohl gehorchen und mit ihren zarten Füßen den steilen Berg ersteigen. Als sie oben angekommen waren, riß der Räuber ihr ihre Kleider ab, band sie an einen Baum und fing an, sie mit Ruthen zu peitschen. „Wart nur," rief er, „jetzt rufe ich meine Genossen, und dann werden wir dich zu Tode peitschen." Damit verließ er sie. Da stand nun Maria am Baum festgebunden, und konnte sich gar nicht helfen, und die Ruthenhiebe schmerzten sie so sehr, daß sie in einem fort stöhnte.

Unweit von dem Baume aber zog sich ein schmaler Pfad hin, und auf diesem Pfade ritten eben ein Bauer und seine Frau hin. Die brachten einige Säcke roher Baumwolle zu Markt. Als sie nun das Stöhnen hörten, meinten sie es wäre ein Geist, bekreuzten sich und wollten schnell vorbei. Maria aber hörte sie und rief ihnen zu: „Ach, lieben Leute, ich bin eine getaufte Seele wie ihr auch. Verlaßt mich nicht. Da stieg der Bauer ab, und als er Maria sah, zog er schnell sein Messer aus der Tasche, schnitt die Stricke auf, mit denen sie gebunden war, und befreite

sie. Doch was sollte nun geschehen, denn die Räuber konnten jeden Augenblick erscheinen. Da rieth der Bauer, Maria solle sich in einen von den Säcken stecken lassen. Das geschah denn auch, und rings um Maria herum stopfte der Bauer soviel Baumwolle, als nur in den Sack ging. Dann band er den Sack auf den Esel, setzte sich mit seiner Frau auf, und ritt nun davon, so schnell er konnte. Bald erschienen nun die Räuber, aber wie erstaunten sie, als sie sahen, daß Maria fort war. Der Hauptmann schwur, er wolle sie dennoch umbringen, und setzte den Flüchtlingen nach. Bald erreichte er sie auch, und befahl grimmig dem Bauer zu halten. Bis in den Tod erschrocken, konnten sie doch nichts thun als gehorchen. Nun zog der Räuber sein Schwert, und stach damit in die Baumwollensäcke hinein, und versetzte der armen Maria mehrere Stiche. Sie aber ließ keinen Laut hören, und weil das Schwert immer wieder durch die Baumwolle gezogen werden mußte, so wurden die Blutflecken dabei abgewischt, und der Räuber ließ sich täuschen, und erlaubte den Bauern ihres Weges zu ziehen. Nach einem Weilchen aber lief er ihnen nach, zwang sie zu halten, und stach wieder mit seinem Schwert in die Säcke. Es gelang ihm aber nicht besser als das erste Mal, und so ließ er endlich die Leute ziehen.

Als sie nun in die nächste Stadt kamen, hielten sie bei einer Bekannten an, und sprachen: Wollt ihr uns einen Gefallen thun, Frau Gevatterin, so gebt uns euer bestes Bett, denn wir haben hier ein armes verwundetes Mädchen, das wir eurer Pflege anvertrauen." Da legten sie Maria in's Bett, und weil sie fort mußten, so empfahlen sie sie der Gevatterin. Bei dieser blieb nun Maria, bis sie sich ganz erholt hatte, und wenn man nach ihr frug, so antwortete die Alte immer: „Es ist meine Nichte." Als nun Maria wieder wohl war, sprach sie eines Tages zu der Alten: „Ich bin nun wieder gesund und will euch nicht länger zur Last fallen; seht zu, ob ihr mir einen Dienst verschaffen könnet." Die Alte erkundigte sich, und erfuhr, der König suche ein Kammermädchen. Da ließ sich Maria melden, und weil sie dem König so wohl gefiel, nahm er sie in seinen Dienst. Je mehr aber der König sie sah, desto besser

gefiel sie ihm, und eines Tages sprach er zu ihr: „Du sollst meine Gemahlin sein, und keine Andere!" Da mußte sie ihm erzählen, daß sie verheirathet sei, und wie sie an den Räuberhauptmann gekommen. „O," rief der König, „wenn's weiter Nichts ist, den wollen wir schon kriegen, und wenn er erst einmal gehängt ist, dann bist du seine Frau nicht mehr." Also wurde Maria von Allen als des Königs Gemahlin angesehen.

Als sie nun eines Tages zusammen am Fenster standen, ging eben der Räuberhauptmann vorbei. „Oho," dachte er, „lebst du auch noch, und bist noch gar des Königs Frau? Wart nur, ich will dich schon kriegen!" Er ging geraden Wegs zu einem Goldschmied, und sprach: „Meister, ihr müßt mir einen silbernen Adler machen, der inwendig hohl ist, und so groß, daß ich darinnen stehen kann, und er muß in drei Tagen fertig sein. Der Goldschmied versprach es, und nahm eine ganze Schaar Gesellen, die mußten Tag und Nacht arbeiten, um den Adler fertig zu machen. Als nun die Arbeit fertig war, rief der Räuber einen Lastträger herbei, und sprach: „Mit diesem Adler mußt du so lange an des Königs Fenstern vorbeigehen, bis der König Lust bekommt ihn zu kaufen." Dann schloß er sich selbst in den Adler ein, der Lastträger nahm ihn auf den Rücken, und trug ihn vor des Königs Fenster vorbei. Der König stand wieder mit Maria an dem Balkon, und da er den schönen silbernen Adler sah, rief er: „Sieh nur, Maria, wie schön! Den wollen wir uns kaufen." Maria aber hatte damals den Räuber wohl erkannt; deßhalb war sie mißtrauisch und sprach: „Ach, Majestät, ihr habt ja sonst so viele schöne Sachen, was wollt ihr noch das schwere Geld ausgeben!" Dem König aber gefiel der Adler so gut, daß er den Lastträger herauf rief, ihm den Adler abkaufte und in sein Zimmer bringen ließ.

Als nun der König und Maria schliefen, schloß der Räuber den Adler auf und trat hinaus. Vorsichtig schlich er an das Bett des Königs, und legte ein Blatt Papier auf das Kopfkissen; so lange das liegen blieb, konnte weder der König noch die Leute im Hause aufwachen. Dann trat er zu Maria, ergriff sie und schleppte sie in die Küche. „Du dachtest wohl, ich würde dich hier nicht finden," sagte er höhnisch, und nahm den

größten Kessel, füllte ihn mit Oel und setzte ihn auf's Feuer. „Darin will ich dich sieden!" sprach er. Nun war Maria übel daran, aber sie verlor den Muth doch nicht, sondern sprach: „Muß ich denn sterben, so geschehe es! Laß mich nur vorher meinen Rosenkranz holen, daß ich noch einmal beten kann." Der Räuber erlaubte es, und Maria eilte in die Kammer, und rief den König. Aber so sehr sie auch rufen mochte, es half Nichts; sie stieß und zupfte ihn, Alles vergebens. Da faßte sie ihn in der Verzweiflung am Bart und schüttelte ihn; durch die Bewegung aber fiel das Blatt herunter, der König erwachte plötzlich, und mit ihm alle Leute im Haus. Da führte sie Maria in die Küche, wo der Räuber noch immer das Feuer schürte; den ergriffen sie und warfen ihn in das siedende Oel. Maria aber heirathete den König und es war eine glänzende Hochzeit. Ihren Vater und ihre Schwestern ließ sie zu sich kommen, und so lebten sie Alle glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachsehen!

11. Der böse Schulmeister und die wandernde Königstochter.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten ein einziges Töchterchen, das sie sehr lieb hatten. Sie schickten es in die Schule zu einem Lehrer, zu dem auch noch viele andere Kinder gingen. Der Lehrer aber war ein böser Mann, und schlug oft die armen Kinder.

Jeden Tag nun sagte er zu ihnen: „Kinder, seid ganz ruhig und still, bis ich wiederkomme." Dann ging er in sein Zimmer, und kam erst nach mehreren Stunden wieder heraus. Nun wurden die Kinder neugierig und eines Tages sprachen sie: „Wir wollen uns an die Thür schleichen und durchs Schlüsselloch sehen." Die Königstochter aber fürchtete sich und wollte nicht mit. Da sprachen die Anderen: „Gehen wir Alle hin, so mußt du auch mitkommen," und beredeten sie endlich, daß sie mitging. Da schlichen sie an die Thür und schauten durch's Schlüssel-

loch, und sahen, daß der Lehrer mit einem Todten beschäftigt war; was er aber that, konnten sie nicht sehen, denn er näherte sich gleich der Thür, und sie liefen Alle fort und an ihre Plätze. Die Königstochter aber verlor unterwegs einen Schuh, und mußte ohne Schuh an ihren Platz. Als nun der Lehrer mit dem Schuh hereinkam, zog sie ihren Fuß unter den Rock, damit er es nicht sehen solle. Er frug aber: „Wer von euch hat einen Schuh verloren?" Da zeigten alle die anderen Kinder ihre Füße, und riefen: „Ich nicht!" und nur die arme, kleine Königstochter wollte ihren Fuß nicht zeigen. Da sprach der Lehrer: „Also bist du es gewesen, die durch das Schlüsselloch geschaut hat? Nun, warte nur, du sollst deiner Strafe nicht entgehen." Als nun um Mittag die anderen Kinder nach Hause gingen, kam auch der Bediente, um die Königstochter abzuholen. Der Lehrer aber sprach: „Sagt nur eurer Herrschaft, die Kleine wolle gern bei mir essen; sie würde heute Abend nach Haus kommen." Die Königstochter weinte, aber sie mußte doch dableiben. Als nun Alle fort waren, schlug der Lehrer das arme Kind und mißhandelte es ganz schrecklich. Endlich verwünschte er es noch, und sprach: „Sieben Jahre, sieben Monate und sieben Tage sollst du in deinem Bette zubringen, und wenn du wieder gesund wirst, so soll eine Wolke kommen und dich auf den Calvarienberg*) tragen."

Da ging das arme Kind nach Haus, und wurde krank, so krank, daß es sich zu Bette legen mußte, und blieb viele Jahre krank und kein Arzt konnte ihm helfen. Als aber die sieben Jahr und die sieben Monate vergangen waren, fing es an etwas besser zu werden, und als noch die sieben Tage um waren, ward es ganz gesund und war zu einer wunderschönen Jungfrau herangewachsen. Da sprach eines Tages die Kammerfrau zu ihr: „Es ist ein so schöner, sonniger Tag, kommen Sie mit auf die Terrasse,**) so will ich Sie frisiren. "Die Königstochter wollte nicht, aber die Kammerfrau überredete sie, auf die Terrasse zu steigen. Als sie nun oben waren, machte die Kammerfrau ihre schönen Flechten auf, und

*) Munti Calvariu.
**) Lastrino.

wollte sie frisiren. Da merkte sie, daß sie die Haarschnur vergessen hatte, und sprach: „Ich will nur eben gehen, die Schnur holen, und komme gleich wieder. Die Königstochter bat: „Ach, bleibe bei mir, es ist ja einerlei, du kannst mich auch ohne Schnur kämmen." „Nein, nein," rief die Kammerfrau, „ich will Sie hübsch frisiren, ich bin im Augenblick wieder da," und eilte hinunter. Da kam eine Wolke, senkte sich auf die Terrasse herab, und entführte die Königstochter auf den Calvarienberg. Als nun die Kammerfrau auf die Terrasse kam, sah sie, daß ihre junge Herrin verschwunden war, und fing an zu jammern: „Ach, wäre ich doch nicht fortgegangen!" Da lief sie zur Königin, und erzählte es ihr, und das ganze Schloß kam in Aufruhr, und Alle suchten die Königstochter überall. Sie aber war und blieb verschwunden. Da waren die Eltern tief betrübt, und die Mutter sprach: „Gewiß ist mein armes Kind verwünscht worden."

Lassen wir nun die Eltern, und sehen wir, was aus der Jungfrau geworden ist. Die Wolke trug sie also auf den Calvarienberg, und legte sie dort nieder. Es war aber ein so furchtbar steiler Berg, daß ihn gewiß noch Niemand erstiegen hatte. Da befahl sie sich dem lieben Gott, und fing an langsam den Berg hinunter zu steigen. Die Dornen und die Steine zerrissen ihre Kleider, und verwundeten ihre zarten Glieder, endlich aber kam sie doch an den Fuß des Berges. Da wanderte sie weiter und kam endlich an ein wunderschönes, großes Schloß, in das ging sie hinein, und schritt durch alle Zimmer. Sie sah keine menschliche Seele, wohl aber die schönsten Schätze, und einen Tisch, der war mit köstlichen Speisen besetzt. Im letzten Saal aber lag ein schöner Jüngling am Boden, der war wie todt, und daneben lag ein Zettel, darauf stand: „Wenn mich eine Jungfrau sieben Jahre, sieben Monate und sieben Tage lang mit dem Gras vom Calvarienberg reibt, so würde ich in's Leben zurückkehren, und sie soll meine Gemahlin werden." Da dachte die Königstochter: „Ich bin ein armes Mädchen; zu meinen Eltern kann ich den Weg nicht zurückfinden, zu thun habe ich auch nicht, so will ich ein gutes Werk thun." Da ging sie zurück, und kletterte mühsam auf

den Calvarienberg hinauf, und achtete es nicht, daß die Dornen ihre zarten Glieder zerrissen. Oben aber schnitt sie das Gras ab, und machte große Bündel davon, die sie den Berg hinunterwarf. Dann stieg sie selbst hinab, und kam mehr todt als lebendig unten an. Als sie sich etwas erholt hatte, fing sie an die Bündel alle in das Schloß zu tragen. Dann begab sie sich an die Arbeit, den Jüngling zu reiben, Tag und Nacht, ohne zu schlafen und ohne zu ruhen. Nur einmal am Tag erhob sie sich um etwas zu essen von den schönen Speisen.

So vergingen sieben Jahre und sieben Monate und von den sieben Tagen blieben auch nur noch drei übrig, da wurde sie so müde, daß sie kaum mehr fortfahren konnte. Da hörte sie auf der Straße eine Sklavin zum Verkauf ausbieten, und dachte: „Die könnte ich kaufen, und sie auch ein wenig reiben lassen, während ich ein paar Stunden ruhe." Da stand sie auf und kaufte die Sklavin, die war ganz schwarz und häßlich wie die Schulden,*) und befahl ihr, den schönen Jüngling ein wenig zu reiben, während sie ruhe. Als sie sich aber hinlegte, war sie so müde, daß sie drei Tage lang in einem Stück schlief, und als sie aufwachte, waren die sieben Jahre, die sieben Monate und die sieben Tage herum, und der schöne Jüngling war erwacht, hatte die schwarze, häßliche Sklavin als seine Befreierin angesehen, und hatte ihr gesagt: „Du hast mich erlöst, du sollst auch meine Gemahlin sein." Als nun die Königstochter erschien, frug er: „Wer ist denn das schöne Mädchen?" Da sprach die Sklavin: „Das ist meine Küchenmagd." Also mußte die arme Königstochter in die Küche und die niedrigsten Dienste thun. In dem Schloß aber wurde es ganz lebhaft von Bedienten und Jägern und dem ganzen Gefolge eines Königs, und der schöne Jüngling, der ein verwunschener Prinz war, feierte eine glänzende Hochzeit mit der schwarzen Sklavin. Die Königstochter aber mußte in der Küche arbeiten.

Des Königs Marschall aber, da er sie sah, fand er sie so schön und gut, daß er sie von Herzen lieb gewann. Da er nun eines Tages ver-

*) Brutta comu i debiti.

reisen mußte, rief er sie und sprach: „Ich muß nach Rom reisen, soll ich dir etwas mitbringen?" Da sprach die Königstochter: „Bringt mir ein Messer mit und einen Geduldsstein." Der Marschall verreiste und in Rom suchte er so lange, bis er einen Geduldsstein fand, den brachte er ihr nebst einem Messer. Nun war er aber doch neugierig, was wohl die Königstochter mit den beiden Sachen machen wolle. Also schlich er ihr nach, und sah, daß sie in ihr Zimmerchen ging, und die Thür zumachte. Als er nun durch das Schlüsselloch schaute, sah er, daß sie den Geduldsstein vor sich auf den Tisch gelegt hatte und das Messer daneben, und nun anfing zu jammern: „O Geduldsstein, höre doch an, wie es mir im Leben ergangen ist." Da erzählte sie ihre ganze Lebensgeschichte, von der Zeit an wo sie noch in die Schule ging. Wie sie nun erzählte, fing der Stein an zu schwellen, und sie sprach: „O Geduldsstein, wenn du nun anschwillst bei der Erzählung meiner Leiden, denke doch wie es mir zu Muthe sein muß."

Als das der Marschall hörte, lief er eilends hin und rief den Prinzen, und bat ihn, er möge doch auch kommen, diese wunderbare Thatsache mit anzusehen. Da kam der Prinz und horchte am Schlüsselloch, und hörte, wie die Königstochter erzählte, daß sie den schönen Jüngling so viele Jahre gerieben habe, und selbst gegangen sei das Gras auf dem Calvarienberg zu holen. Dabei schwoll der Stein immer mehr an, als aber die Königstochter gar erzählte, wie sie nach aller Mühe und Arbeit von der falschen Sklavin betrogen worden sei, zersprang der Stein mit einem gewaltigen Knall. „O Geduldsstein," rief sie, „wenn du bei der Erzählung meiner Leiden zerspringst, so will auch ich nicht länger leben," und ergriff das Messer und wollte sich umbringen. Da sprengte der Prinz die Thür, und fiel ihr in den Arm, und sprach: „Du, und keine Andere sollst meine Gemahlin werden, und die falsche Sklavin soll sich ihr Urtheil selber sprechen." Da ging er zur Sklavin, und sprach: „Heute wird meine Cousine zum Besuch herkommen; empfange sie gut." Als nun die Cousine ankam, war es Niemand anders als die Königstochter, die hatte unterdessen köstliche Kleider angelegt; aber die Sklavin erkannte sie nicht.

Als sie nun zu Tische saßen, sprach der Prinz zur Sklavin: „Was verdient ein Mädchen, das dies und das gethan hat?" Sie aber war verblendet, und antwortete: „Der kann man nichts Besseres anthun, als daß man sie in eine Tonne mit siedendem Oel thue, und sie von einem Pferd durch die ganze Stadt schleifen lasse." Da sprach der Prinz: „Du hast dir selbst dein Urtheil gesprochen, und es soll auch an dir vollzogen werden." Also wurde sie in eine Tonne mit siedendem Oel gesteckt, und durch die ganze Stadt geschleift. Der Prinz aber heirathete die schöne Königstochter, die ließ es auch ihren Eltern sagen. Und da lebten sie Alle glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachsehen.

---

12. Von der Königstochter und dem König Chiccheredду.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatte keine Kinder, und die Königin seufzte immer nur: „Ach wenn ich doch ein Kind hätte!" Da ließ der König einen Sterndeuter kommen, und frug ihn, ob die Königin wohl ein Kind bekommen würde. Da antwortete der Sterndeuter: „Die Königin wird ein Töchterchen bekommen, das wird in seinem 14. Jahre mancherlei Schicksale durchmachen." Nicht lange, so gebar die Königin ein Töchterchen, das war schöner als die Sonne und wuchs zu einer blühenden Jungfrau heran.

Als die Königstochter aber 14 Jahre alt war, wurde sie plötzlich ganz schwermüthig und Niemand konnte sie zum Lachen bringen. Die Eltern versuchten Alles um sie zu zerstreuen, aber es half nichts. Endlich ließ der König auf dem Schloßplatz einen schönen Brunnen bauen, aus dem floß Oel, und ließ in der ganzen Stadt verkündigen, es dürfe Jeder kommen und Oel schöpfen. Die Tochter aber mußte sich an's Fenster stellen, ob der Anblick sie wohl zerstreuen würde. Da kamen von nah und fern Leute mit ihren Krügen und schöpften Oel, aber die Königstochter blieb immer traurig. Zuletzt, als das Oel schon aufgehört hatte zu fließen, kam noch ein altes Mütterchen mit einem kleinen Krüglein.

Als sie sah, daß kein Oel mehr floß, nahm sie ein Schwämml.in, und tauchte es in das Oel, das noch im Becken zurückgeblieben war, und drückte es in das Krüglein aus, und immer so fort bis es voll war. Als das die Königstochter sah, fing sie an laut zu lachen, und in ihrem Uebermuth nahm sie ein Steinchen und warf es an das Krüglein der Alten, daß es zerbrach und das Oel verschüttet wurde. Die Alte aber wurde zornig und rief: „So mögest du denn so lange laufen bis du den König Chiccheredu gefunden hast." Da trat die Königstochter vom Balkon zurück, und wurde noch viel trauriger als sie bis dahin gewesen war.

Nach einiger Zeit aber kam sie zu ihren Eltern, und sprach: „Liebe Eltern, laßt mich in die Welt ziehen, denn ich habe keine Ruhe mehr zu Haus." „O Kind," antworteten die Eltern, „wo willst du denn hin, du ein zartes Mädchen? Wenn dir etwas fehlt, so sage es uns doch. Du hast es ja gut bei uns und alle deine Wünsche werden erfüllt." Sie aber sprach: „Wenn ihr mich nicht ziehen laßt, so werde ich vor Sehnsucht sterben." Da mußten die Eltern mit großen Schmerzen ihr den Willen thun, und gaben ihr auf ihren Wunsch das schönste Pferd aus dem Stall, ein Bündelchen Kleider und etwas Geld. Dann umarmte sie ihre Eltern, bestieg ihr Pferd und ritt ganz allein in die Welt hinein. Sie ritt viele Tage lang gerade aus, und endlich hatte sie all ihr Geld aufgezehrt. Da verkaufte sie ihre Kleider und ritt noch einige Tage lang weiter. Da mußte sie aber auch ihr Pferd verkaufen und wanderte nun zu Fuß weiter, bis sie in ein anderes Reich kam, das nicht ihrem Vater gehörte.

Als sie nun all ihr Geld aufgezehrt hatte, und dem Verschmachten nahe war, begegnete sie einer reichen Dame, die frug sie wer sie sei, denn sie war verwundert ein so schönes und zartes Mädchen allein zu sehen. Die Königstochter antwortete: „Ich bin hier im Lande fremd, und möchte gern einen Dienst annehmen. Könnt ihr mir einen verschaffen?" Da sprach die Dame: „Der König sucht eben eine Wärterin für seinen kranken Sohn, der ist schon viele Jahre lang krank, und kein Arzt kann ihm

helfen. Es ist ein harter Dienst, und ich weiß nicht, ob ihr es werdet aushalten können." „Ich will es versuchen," sagte die Königstochter, und ging mit der Dame in das königliche Schloß. Dort wurde sie dem König vorgestellt. Der brachte sie hinein zu seinem kranken Sohn. Da sah sie ihn im Bette liegen, und er war ein schöner Jüngling, aber so mager wie ein Skelett, und so schwach, daß er kaum sprechen konnte. Der König sagte der neuen Wärterin, was sie thun solle, und zeigte ihr in einem Winkel ein kleines Bett, darauf sollte sie schlafen und Tag und Nacht um ihn sein.

Niemand aber wußte was für eine Krankheit der Prinz habe; er nahm nur immer mehr ab, während er doch mit großem Heißhunger den ganzen Tag über aß. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu," dachte die Königstochter, und beschloß gleich die erste Nacht nicht zu schlafen. Als es nun Abend wurde, legte sie sich zwar hin, aber sie schlief nicht ein. Um Mitternacht aber sprang auf einmal die Thüre auf, und eine hohe, schöne Frau trat herein, näherte sich dem Bett des Prinzen und frug ihn nach seinem Befinden. Da antwortete er: „Ach, ich befinde mich recht schlecht." „Nimm diesen Trank," sprach sie, „er wird dir gut thun." Es war aber ein Schlaftrunk, und sobald der Prinz ihn genommen hatte, schlief er ein. Da zog die Frau ein scharfes Messerchen hervor, schnitt ihm die Adern auf und trank sein Blut. Um ein Uhr verschwand sie. Dies Alles hatte die Königstochter mit angesehen, und am nächsten Morgen erzählte sie es dem Prinzen, und sprach: „Nun weiß ich auch, warum ihr den ganzen Tag einen solchen Heißhunger habt, und doch nicht zu Kräften kommt, trotz aller guten Speisen. Aber seid nur ruhig, heute Nacht will ich ihrer schon Meister werden. Trinkt nur nicht den Trank, den sie euch anbietet." Als der König und die Königin kamen, war ihr Sohn immer noch nicht besser. Die Königstochter aber sagte ihnen nicht, was sie beobachtet hatte. Am Abend aber nahm sie das scharfe Schwert des Prinzen, zog es aus der Scheide, und nahm es so in ihr Bett.

Um Mitternacht kam wieder die schöne Gestalt, setzte sich an das Bett des Prinzen, und bot ihm wieder einen Trank dar. Der Prinz that

als ob er trinke, ließ aber den Trank in das Bett fließen und machte die Augen zu, als ob er schliefe. Da sich nun die Frau über ihn beugte, und mit ihrem Messer seine Adern öffnen wollte, sprang die Königstochter mit dem Schwert aus dem Bett und hieb ihr den Kopf ab. Dann schob sie den Rumpf und den Kopf unter das Bett, brachte dem Prinzen sogleich eine kräftige Suppe, und darauf schliefen sie Beide ganz ruhig ein. Als nun der König und die Königin kamen, saß der Prinz ganz aufrecht in seinem Bett, konnte auch wieder sprechen, und sagte: „Ich bin viel besser, liebe Eltern, und dieses Mädchen hat mich befreit." Dann zeigte er ihnen was unter dem Bett lag, und erzählte ihnen Alles was vorgefallen war, und sprach: „Liebe Eltern, dies Mädchen muß meine Gemahlin sein." Die Eltern waren so erfreut, ihren Sohn besser zu sehen, daß sie mit Freuden einwilligten. Da trat aber die Königstochter hervor und sprach: „Ich danke euch für euer freundliches Anbieten, aber ich kann es nicht annehmen, denn ich muß noch weit wandern ehe ich ruhen darf. Da wurde der Prinz ganz traurig und bat sie, doch da zu bleiben, und auch der König und die Königin drangen in sie. Die Königstochter aber blieb standhaft, und sagte nur immer: „Ich kann noch nicht ruhen; wollt ihr mir aber einen Dienst erweisen, so gebt mir ein gutes Pferd, ein Bündelchen Kleider und ein wenig Geld, und laßt mich ziehen." Da gaben sie ihr ein wunderschönes Pferd und führten sie in die Schatzkammer, sie solle sich nehmen so viel sie wolle. Sie aber nahm nur ein wenig Geld und ein Bündelchen Kleider, und bestieg ihr Pferd.

Da ritt sie viele Tage lang, und als sie ihr Geld aufgezehrt hatte, mußte sie zuerst ihre Kleider, und dann auch ihr Pferd verkaufen, und zu Fuß weiter wandern. Da kam sie in ein anderes Reich, und war wieder dem Verschmachten nahe, als sie einer vornehmen Dame begegnete, und sie bat, ihr einen Dienst zu verschaffen. Die Dame antwortete: „Unser König sucht eben eine Wärterin für seinen kranken Sohn, der ißt schon seit vielen Jahren keinen Bissen, und ist ganz stumm. Es ist aber ein harter Dienst, und ich weiß nicht, ob ihr es aushalten könnt." Da sagte die Königstochter, sie wolle es versuchen, und ließ sich dem König vor-

5*

stellen, der führte sie zu seinem Sohn. Das war auch ein sehr schöner Jüngling, aber noch magerer und schwächer als der Erste. In einem Winkel des Zimmers war wieder ein Bett für die Wärterin bereit; die Königstochter aber dachte: „Es geht gewiß nicht mit rechten Dingen zu. Ich will wieder wach bleiben. Ist es mir mit dem Ersten gelungen, so wird es auch wohl mit dem Zweiten gehen." Also legte sie sich auf ihr Bett, schlief aber nicht ein.

Um Mitternacht sprang die Thüre auf, und eine schöne Frau trat herein, setzte sich ans Bett, und zog unter dem Kopfkissen ein goldenes Schlüsselchen hervor. Damit öffnete sie des Prinzen Lippen, daß er sprechen konnte, und unterhielt sich ein wenig mit ihm. Dann verschloß sie ihm wieder den Mund, legte das Schlüsselchen unter das Kopfkissen, und als es 1 Uhr schlug verschwand sie. Da sprang die Königstochter herzu, nahm das Schlüsselchen und öffnete des Prinzen Lippen, wie die Gestalt es gethan hatte, brachte ihm auch eine kräftige Suppe, und dann schliefen Beide bis zum Morgen. Als nun der König und die Königin hereinkamen, war ihr Sohn ganz munter, konnte wieder sprechen, und erzählte ihnen Alles was vorgefallen war. Dann sprach er: „Dieses Mädchen hat mich befreit, und soll nun meine Gemahlin sein." Die Eltern gaben es gern zu, aber die Königstochter dankte wieder, und sprach: „Ich muß noch lange wandern, ehe ich Ruhe finden kann." Da ward der Prinz sehr traurig, sie aber sagte: „Ihr werdet eine vornehme Prinzessin heirathen und mit ihr glücklich sein, mich aber laßt ziehen." Dann bat sie um ein Pferd, ein Bündelchen Kleider und etwas Geld, und als sie das hatte, ritt sie auf und davon.

Es ging ihr aber nicht besser als die ersten Male. Sie mußte Alles verkaufen, und war dem Verschmachten nahe, als sie einer vornehmen Dame begegnete, und sie um einen Dienst bat. „Ich weiß wohl einen Dienst," antwortete die Dame, „aber werdet ihr ihn auch aushalten können? Der König sucht eine Wärterin für seinen wahnsinnigen Sohn, der ist schon seit vielen Jahren rasend, und es hat ihm noch kein Arzt helfen können." Die Königstochter dachte: „Es scheint mein Schicksal zu

sein allen kranken Prinzen helfen zu müssen," und sagte, sie wolle es versuchen. Da wurde sie dem König vorgestellt, der führte sie zu seinem Sohn in einen tiefen, dunkeln Keller, der nur ein kleines Fensterchen hatte. Da gaben sie ihr ein Licht und sperrten sie mit dem Prinzen ein. Der war auch ein sehr schöner Jüngling, aber er war ganz rasend, erkannte Niemanden und rannte mit dem Kopfe gegen die Mauer. Die Königstochter kauerte ganz erschrocken in einem Winkel nieder, und dachte: „Nein, hier kann ich es doch nicht aushalten; wenn es nur wieder Tag wäre, so ginge ich gleich." Mit einem Mal löschte ein Windstoß ihr Lichtchen aus, und sie war im Dunkeln. Da trat sie an das Fensterchen, um zu sehen ob es wohl bald Tag würde, und sah einige Schritte weit, in einem Dickicht, ein Feuerchen brennen, und dachte: „Ich will mit meinem Licht hingehen und es anzünden, so bin ich doch wenigstens nicht im Dunkeln." Also nahm sie ihr Licht, kletterte vorsichtig zum Fenster hinaus und ging auf das Feuer zu. Dort saß ein steinaltes Mütterchen und spann, und spann in einem fort. Auf dem Feuer aber war ein großer Kessel mit siedendem Wasser.

Die Königstochter trat auf das alte Mütterchen zu, und sprach: „Ach, liebe Tante, finde ich euch hier? Wie lange wir uns nicht gesehen haben!" Die Alte war halb blind, glaubte also wirklich es sei ihre Nichte, und begrüßte sie freundlich. „Was thut ihr denn da in so finsterer Nacht?" frug die Königstochter. „Weißt du nicht, daß der Prinz wahnsinnig ist?" erwiederte die Alte. „Vor einigen Jahren hat er mich einmal ausgelacht, da habe ich geschworen, mich zu rächen. Seitdem drehe ich in einem fort mein Spinnrad, und so lange ich spinne, kann er nicht genesen." „Da müßt ihr aber sehr müde sein, arme Tante," sagte das kluge Mädchen. „Laßt mich einmal ein wenig spinnen, und ruht unterdessen ein wenig aus." Die Alte ließ sich überreden, und die Königstochter fing an zu spinnen, während sich das alte Mütterchen hinlegte und gleich einschlief. Da sie nun fest schlief, packte die Königstochter die alte Hexe und warf sie in den Kessel mit dem siedenden Wasser. Das Spinnrad aber zerbrach sie in tausend Stücke. Dann zündete sie

ihr Lämpchen an, und kehrte ruhig in den Keller zurück, wo sie den Prinzen ruhig schlafend fand. Da legte sie sich auch hin, und schlief ruhig bis zum Morgen. Als nun der König und die Königin am Morgen hereinkamen, erwachte der Prinz, sah sich ganz verwundert um und frug: „Warum bin ich denn in diesem finstern Keller und nicht in meinen schönen Gemächern?“ Da merkten sie, daß er genesen war, und waren hoch erfreut. Die Königstochter aber mußte erzählen, was in der Nacht vorgefallen war, und als der Prinz es hörte, begehrte er sie zu seiner Gemahlin. Sie aber dankte und sprach: „Ich muß noch lange wandern, ehe ich zur Ruhe kommen kann. Wollt ihr mir aber einen Dienst erweisen, so gebt mir ein Pferd, eine Männerkleidung und ein wenig Geld, und laßt mich ziehen.“ Da gaben sie ihr ein schönes Pferd und Geld so viel sie wollte, und ließen ihr auch Männerkleidung machen. Die legte sie an, bestieg ihr Pferd und ritt davon.

Nicht lange, so kam sie in ein anderes Königreich, und als sie frug, wem es gehöre, hieß es: „Dem König Chiccheredu.“ Da ritt sie an das Schloß des Königs und ritt immer auf und ab. Der König aber stand am Balkon, und da er den schönen Jüngling sah, rief er ihn an, und frug ihn wo er her sei. Die Königstochter antwortete: „Ich bin fremd an diesem Orte und möchte mir gerne einen Dienst verschaffen.“ „Willst du mein Sekretär werden?“ frug der König. Da trat die Königstochter in den Dienst des Königs und wurde sein Sekretär. Der König aber gewann seinen neuen Diener sehr lieb, und wollte ihn immer um sich haben. Zuweilen aber kam ihm der Gedanke, es möchte wohl ein Mädchen sein.

Nun hatte der König eine Mutter, die war eine böse Zauberin und wußte wohl wer der vermeintliche Sekretär sei. Sie wollte aber durchaus, daß ihr Sohn eine andere Königstochter heirathe, und wenn er ihr sagte, der Sekretär sei gewiß ein verkleidetes Mädchen, redete sie es ihm immer aus. Da kam er eines Tages und sprach: „Mutter, ich muß mir Gewißheit verschaffen. Seht doch einmal seine Hände an, das sind ja keine Männerhände.“ Da sprach die Mutter: „Du bist ein dummer Tropf,

warum soll es nun durchaus ein Mädchen sein? Nimm ihn aber mit in den Garten. Wenn er ein Mädchen ist, so wird er sich vor Allem an den Blumen ergötzen und einen Strauß pflücken." Der König that es und ging mit seinem Sekretär in den Garten. „Sieh einmal die schönen Blumen," sprach er, willst du dir nicht einen Strauß pflücken?" Da antwortete die kluge Königstochter: „Was soll ich mit den Blumen machen? Gehen wir lieber ein wenig spazieren." Der König aber gab sich doch nicht zufrieden, und sprach wieder zu seiner Mutter: „Er hat die Blumen gar nicht beachtet, ich bin aber doch noch nicht überzeugt." „Weißt du was," sagte die Mutter, „schlage ihm vor, dich in's Männerbad zu begleiten. Nimmt er es an, so können dir doch keine Zweifel bleiben." Da rief der König seinen Sekretär und sprach: „Komm, der Tag ist so heiß, wir wollen ein Meerbad nehmen." „Ja wohl," antwortete die kluge Königstochter, und ging mit ihm. Als sie aber ganz dicht an das Badehaus angelangt waren, sprach sie: „Wir haben ja vergessen ein Handtuch mitzunehmen. Ich will aber schnell laufen und es holen." Da lief sie schnell in das Schloß und in ihr Zimmer, nahm einige Zettel Papier, und schrieb darauf: „Jungfräulich kam ich, jungfräulich geh ich weg, gefoppt ist König Chicchereddu frech." *) Einen von den Zetteln legte sie auf ihren Schreibtisch, einen anderen klebte sie am Thor fest, bestieg ihr Pferd und ritt zu ihren Eltern zurück.

Unterdessen wartete der König immer auf seinen Sekretär, und als ihm die Zeit lang wurde, ging er auf das Schloß zurück. Da sah er schon am Thor den angeklebten Zettel, und als er in sein Arbeitszimmer ging, fand er auf dem Schreibtisch den zweiten Zettel. Der Sekretär aber war nirgends zu finden, und sein Pferd war auch fort. Da wurde es ihm klar, daß er doch Recht gehabt hatte, und er wurde ganz krank und schwermüthig, denn er hatte die Königstochter von Herzen lieb. Die alte Königin aber ward sehr zornig, daß ein junges Mädchen ihren Sohn zum Besten gehabt hatte und schwur sich zu rächen. Da nahm sie zwei Tauben und

---

*) Schetta vinni, schetta mi unn' annai, lu re Chicchereddu lu gabbai.

sprach einen Zauber darüber aus. Dann rief sie einen Bauer und befahl ihm die zwei Tauben zur Königstochter zu bringen, und sie ihr zu verkaufen. Da wanderte der Bauer so lange, bis er in die Stadt kam, wo die Königstochter wohnte und verkaufte ihr die zwei Tauben. Er war aber ein wohlmeinender Mann, und als er sie ihr verkaufte, sprach er: „Hört auf die Warnung eines redlichen Bauers und gebet nie den Tauben zu gleicher Zeit zu fressen; einen Tag müßt ihr die Eine füttern, und den nächsten Tag die Andere.“ Das befolgte die Königstochter auch getreulich, und hatte ihre Freude an den hübschen Thieren.

Eines Tages aber mußte sie zur Messe gehen, und hatte noch nicht Zeit gehabt die Taube zu füttern. Da rief sie ihre Kammerfrau, und sprach zu ihr: „Füttere du die Tauben, an dieser ist heute die Reihe. Gieb aber ja der Anderen kein Futter.“ Die Kammerfrau aber war nachlässig, und als die Königstochter zur Messe gegangen war, vergaß sie ihren Befehl und gab beiden Tauben zu fressen. In demselbigen Augenblick wurde die Königstochter in das Schloß des Königs Chiccheredu versetzt. Dort ließ ihr die alte Königin ihre schönen Kleider ausziehen und sie mußte geringe Kleider anlegen und als Küchenmagd die niedrigsten Dienste thun. Dabei wurde sie von der alten Königin arg mißhandelt, bekam wenig zu essen und viele Schläge. Dem König aber that das Herz weh sie in diesem Zustande zu sehen, denn er hatte sie sehr lieb. Er konnte aber Nichts thun gegen den Willen seiner Mutter. Eines Tages aber, da sie wieder so mißhandelt wurde, nahm er sich ein Herz, ergriff sie und trug sie in seinen Armen in sein Zimmer. Dort lebte sie nun mit ihm, und die alte Königin konnte ihr Nichts anhaben, ob sie gleich Tag und Nacht darüber nachdachte, wie sie ihr ein Leid anthun könnte. Da hörte sie eines Tages, daß die Königstochter Aussicht habe ein Kind zu bekommen. Als nun ihre Stunde gekommen war, setzte sich die alte Zauberin an ihr Fenster, steckte die gefalteten Hände zwischen die Knie, und sprach: „Nicht eher soll die Königstochter ein Kind zur Welt bringen, als bis ich die Hände aus dieser Lage genommen habe.“ So saß sie, aß nicht und trank nicht, und die arme Königstochter lag in bittern Schmerzen,

und konnte das Kind nicht zur Welt bringen. Da rief der König einen Bauer und sprach zu ihm: „Geh in alle Kirchen der Stadt, gieb Jeder ein schönes Geschenk und befiehl allen Küstern die Todtenglocke zu läuten. Dann gehe hin und stelle dich unter das Fenster, wo meine Mutter sitzt. Wenn sie nun frägt: Was bedeuten denn diese Todtenglocken? so antworte du, der König Chiccheréddu ist gestorben. Dann wird sie in ihrem Schmerz sich mit den Händen in's Haar fahren und der Zauber wird von meiner Frau genommen sein. Dann aber gehe hin, befiehl den Küstern in allen Kirchen mit allen Glocken Gloria zu läuten, und wenn sie dich dann wieder frägt, was denn nun los sei, so antworte ihr: Die Frau des Königs Chiccheréddu ist eines Kindes genesen." Der Bauer ging hin und that wie der König ihm befohlen.

Als nun die alte Hexe alle die Todtenglocken hörte, frug sie ihn, wer denn gestorben sei. Da antwortete der Bauer: „Der König Chiccheréddu ist gestorben." „O mein Sohn, mein Sohn!" rief die Königin, und raufte sich die Haare aus. In demselben Augenblick genas die Königstochter eines schönen Knaben. Da ging der Bauer hin, und ließ mit allen Glocken Gloria läuten. Das hörte die Königin und frug ihn: „Warum wird denn Gloria geläutet, wenn mein Sohn gestorben ist?" „Die Frau des Königs Chiccheréddu hat einen schönen Knaben bekommen." antwortete der Bauer. Da merkte die alte Hexe, daß sie gefoppt worden war, und in ihrem Zorn schlug sie sich so lange den Kopf gegen die Mauer, bis sie todt hinfiel. Da feierte der König Chiccheréddu ein glänzendes Hochzeitsfest, und die junge Königin ließ ihre Eltern zu sich kommen, und da lebten sie Alle glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachsehen.

---

13. Die Schöne mit den sieben Schleiern.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, und hätten doch so gerne welche gehabt. Da wandte sich die

Königin an die Mutter Gottes vom Carmel,*) und bat: „Ach, heilige Mutter Gottes, wenn ihr mir ein Kind bescheert, so gelobe ich euch, daß ich in seinem vierzehnten Jahr im Schloßhof einen Brunnen errichten lassen will, aus dem soll ein ganzes Jahr lang Oel fließen. Nicht lange, so wurde die Königin guter Hoffnung, und als ihre Stunde kam, gebar sie einen wunderschönen Knaben, der wuchs einen Tag für zwei, und wurde immer schöner und stärker. Da er nun vierzehn Jahr alt geworden war, gedachten seine Eltern an ihr Gelübde, und ließen im Schloßhof einen Brunnen errichten, aus dem floß Oel. Der Königssohn aber stand gern am Fenster und betrachtete die Leute, die von nah und fern herbeikamen, um sich Oel zu schöpfen.

Nun war das Jahr herum und der Brunnen floß nur noch spärlich, da hörte auch ein altes Mütterchen davon, und dachte: „Konnte ich es nun nicht früher erfahren." Wer weiß, ob der Brunnen jetzt noch fließt." Da nahm es ein Krüglein und einen Schwamm, und machte sich auf den Weg zum Brunnen. Der hatte nun schon aufgehört zu fließen, im Becken aber lag noch etwas Oel. Da nahm die Alte den Schwamm, tauchte ihn in's Oel und drückte ihn dann in's Krüglein aus, und das that sie so lange, bis endlich der Krug voll war. Der Königssohn aber stand am Balkon und hatte Alles mit angesehen, und in seinem Uebermuth nahm er einen Stein und warf damit nach dem Krüglein, daß es zerbrach und das Oel verschüttet wurde. Da gerieth die Alte in einen großen Zorn und verwünschte ihn: „So mögest du denn nicht eher heirathen. als bis du die Schöne mit den sieben Schleiern gefunden hast." Von dem Tag an wurde der Königssohn schwermüthig und dachte immer nur an die Schöne mit den sieben Schleiern.

Eines Tages aber trat er vor seine Eltern und sprach: „Lieber Vater und liebe Mutter, gebet mir euren heiligen Segen, denn ich will in die weite Welt hinausziehen und mein Glück suchen." „O mein Sohn," rief die Mutter, „welches Glück willst du denn noch suchen? Du hast ja

*) Madonna del Carmine.

Alles, was du dir wünschen kannst. Bleibe bei uns, mein Kind, du bist uns erst nach vielen Gelübden geschenkt worden, und bist unser einziges Kind." Der Königssohn aber ließ sich nicht von seinem Vorhaben abbringen, sondern sprach: „Liebe Mutter, wenn ihr mir euren Segen nicht geben wollt, so werde ich eben ohne Segen fortziehen, denn ich will nicht länger hier bleiben." Da das die Eltern hörten, ließen sie ihn gewähren und segneten ihn, er aber steckte ein wenig Geld zu sich, bestieg ein schönes Pferd und ritt davon. Da wanderte er eine lange Zeit, immer gerade aus, denn er wußte nicht, wo er die Schöne mit den sieben Schleiern zu suchen habe. Endlich, nach vielen Tagen, kam er eines Abends an den Saum eines großen Waldes. Vor dem Wald aber lag ein hübsches Häuschen, darin wohnte ein Bauer mit seiner Frau und seinen Kindern. „Ich will hier übernachten," dachte der Königssohn, „und morgen will ich dann in den Wald hineinreiten." Also klopfte er an und begehrte ein Nachtlager, und der Bauer und seine Frau nahmen ihn auch freundlich auf. Am nächsten Morgen nahm er dankend Abschied von ihnen und ritt dem Walde zu. Da rief ihm die Bäuerin nach: „Schöner Jüngling, wohin reitet ihr? Wagt euch doch nicht in den finsteren Wald hinein, denn ihr wißt nicht, welchen Gefahren ihr entgegengeht. In diesem Walde sind furchtbare Riesen und wilde Thiere, die bewachen den Eingang zu der Schönen mit den sieben Schleiern. Da könnet ihr nicht durch." Der Königssohn aber antwortete: „Wenn hier der Weg zu der Schönen mit den sieben Schleiern führt, so bin ich auf dem richtigen Weg und muß ihn ziehen." „Ach, laßt euch warnen," sprach die Bäuerin, „ihr wißt nicht, wie viele Prinzen und Königssöhne in den Wald hinein gezogen sind, und Keiner ist je wieder herausgekommen." Der Königssohn ließ sich aber nicht von seinem Vorhaben abbringen, deßhalb sagte endlich die Frau: „Wenn ihr denn durchaus euer Glück versuchen wollt, so höret einen guten Rath. Eine Tagereise tief im Wald wohnt ein frommer Einsiedler; geht heute Abend zu ihm und fraget ihn um Rath." Da dankte der Königssohn der guten Frau und ritt in den Wald hinein, immer tiefer, bis er bei Dunkelwerden am Häuschen des Einsiedlers ankam.

Als er nun anklopfte, frug eine tiefe Stimme: „Wer bist du?“ „Ich bin ein armer Wanderer, der um ein Obdach bittet,“ antwortete der Königssohn. „Ich beschwöre dich bei dem Namen Gottes,“ rief der Einsiedler. „Nein, beschwört mich nicht,“ sagte der Jüngling, „denn ich bin eine getaufte Seele.“ Da öffnete der Einsiedler die Thür und nahm den Königssohn auf, und frug ihn, woher er komme und wohin er gehe. Als er aber hörte, daß er ausgezogen sei die Schöne mit den sieben Schleiern zu suchen, sprach er: „O mein Sohn, laß dich warnen und kehre wieder um. „Du bist verloren, wenn du weiter gehst.“ Der Königssohn wollte sich aber nicht warnen lassen. Da sagte endlich der Einsiedler: „Ich kann dir nicht helfen, aber ich will dir einen guten Rath geben: „Wenn du eine Thür siehst, die auf und zuschlägt, so hake sie fest. Ruhe dich jetzt aus und morgen will ich dir den Weg weisen, denn eine Tagereise tiefer im Wald wohnt mein älterer Bruder, der kann dir wohl helfen. Zu essen kann ich dir aber nur die Hälfte meines Brodes und meines Wassers geben, denn jeden Morgen bringt mir ein Engel vom Himmel einen Krug Wasser und einige Schnitte Brod, davon ernähre ich mich.“ Da theilten sie das Brod und das Wasser und bei Tagesanbruch machte sich der Jüngling auf den Weg.

Bei Dunkelwerden sah er wieder ein Licht von weitem, und als er sich näherte, sah er das Hüttchen des zweiten Einsiedlers, der nahm ihn freundlich auf wie sein Bruder und frug ihn, was er in dieser wilden Gegend suche. Als der Königssohn ihm Alles erzählt hatte, wollte er ihn auch bereden wieder umzukehren, aber der Jüngling blieb standhaft und so sagte endlich der Einsiedler: „Mein Bruder hat dir einen guten Rath gegeben, jetzt will ich dir auch etwas sagen. Wenn du einen Esel und einen Löwen siehst, von denen der Löwe das Heu des Esels im Maule hält und der Esel den Knochen des Löwen, so gehe nur muthig auf sie zu, und hilf ihnen, indem du Jedem das Seine giebst. Ruhe dich jetzt aus, morgen will ich dir den Weg zu meinem ältesten Bruder weisen, der wohnt noch eine Tagereise tiefer im Wald.“

Am nächsten Morgen machte sich der Königssohn wieder auf den

Weg, und bei Dunkelwerden kam er zum dritten Einsiedler, der war so alt, daß ihm sein Bart bis an den Boden reichte. Der Einsiedler nahm ihn freundlich auf und frug ihn nach seinem Begehr. „Gut," sagte er, als der Königssohn Alles erzählt hatte, „ruhe dich jetzt nur aus, morgen will ich dir Bescheid geben." Am andern Morgen aber sprach er zu ihm: „Merke wohl auf jedes Wort, das ich dir sagen werde, denn wenn du eins davon vergißt, so bist du verloren. Drei Sachen mußt du mitnehmen: Einige Brode, einen Pack Besen und ein Bündel Wedel,*) um das Feuer anzufachen. Wenn du nun auf diesem Weg weitergehst, so wirst du zuerst einen Esel und einen Löwen treffen. Der Esel hält den Knochen des Löwen im Maul und der Löwe das Heu des Esels und streiten sich. Befolge aber nur den Rath meines zweiten Bruders, so werden sie dich durchlassen. Dann wirst du einige Riesen treffen, die schlagen mit furchtbaren, eisernen Keulen auf einen Ambos. Warte bis Alle zugleich ihre Keulen erheben und dich also nicht sehen können. Dann laufe unter den Keulen durch, so schnell du kannst. Dann wirst du einen Feigenbaum am Wege stehen sehen, mit kleinen, kümmerlichen Früchten. Pflücke einige, wirf sie aber ja nicht weg, sondern iß sie und lobe den Baum. Wenn du am Feigenbaum vorbei bist, wirst du endlich an einen großen Palast kommen, darin wohnt die furchtbare Riesin, welche die drei Schönen mit den sieben Schleiern bewacht. Du mußt in den Palast hineindringen; gleich zu Anfang aber wird dich die Thüre aufhalten, die schlägt immer auf und zu. Vergiß nur nicht den Rath meines ersten Bruders, so wird sie dich durchlassen. Nun werden dir einige grimmige Löwen entgegenstürzen, um dich zu fressen; wirf du ihnen aber das Brod vor, so werden sie dir Nichts thun. Wenn du nun die Treppe hinaufgehst, so werden dir die Diener der Riesin entgegenstürzen, mit großen Knüppeln, denn sie haben keine Besen und kehren den Boden nur mit Knüppeln. Zeige du ihnen aber deine Besen und weise ihnen, wie sie sie gebrauchen sollen, so werden sie dich nicht mehr aufhalten. Weiter oben werden dir

*) Muscalori.

die Köche der Riesin entgegen kommen, schenke ihnen aber nur die Wedel, so werden sie dich durchlassen, denn sie haben keine. Endlich wirst du zur Riesin gelangen, die sitzt auf einem großen Thron, und wo ihr Ellenbogen ruht, liegen drei Kästchen, in jedem von diesen ist eine Schöne mit sieben Schleiern. Gieb ihr diesen Brief, den wird sie lesen und wird dir dann sagen, du sollest ein wenig warten, bis sie im anderen Zimmer die Antwort schriebe. Sie geht aber um ihre Zähne zu wetzen, damit sie dich fresse. Deßhalb warte nicht auf sie, sondern ergreife schnell eines von den Kästchen und entflieh. Es ist einerlei, welches Kästchen du nimmst, hüte dich aber mehr als Eins zu berühren. Alle die Wächter werden dich ruhig vorbeilassen, reite nur so schnell du kannst, daß dich die Riesin nicht einhole. Das Kästchen darfst du nicht eher aufmachen, als bis du aus dem Walde und in der Nähe eines Brunnens bist. Denn wenn du es öffnest, so wird die Schöne rufen: „Wasser!“ und wenn du nicht gleich mit Wasser bei der Hand bist, so wird sie sterben. Wenn du alle meine Worte genau befolgst, so kommst du vielleicht glücklich wieder.“ Damit segnete der Einsiedler den Königssohn und ließ ihn ziehen.

Der Jüngling ritt immer weiter, bis er den Löwen und den Esel vor sich sah, die stritten sich, wie der Einsiedler ihm gesagt hatte. Da ging er auf sie zu und gab Jedem das Seine, und die ergrimmten Thiere beruhigten sich und ließen ihn durch. Als er nun weiter ritt, hörte er schon von Weitem ein furchtbares Getöse, das waren die Riesen, die mit ihren schweren, eisernen Keulen auf den Ambos schlugen. Da wartete er, bis sie Alle zugleich ihre Keulen erhoben und trieb dann sein Pferd unten durch, so schnell, daß die Riesen ihn nicht einmal bemerkten. Als er glücklich den Riesen entschlüpft war, sah er einen Feigenbaum am Wege stehen, der hing voll Früchte. Da pflückte er einige Feigen, und ob sie gleich klein und kümmerlich waren, so aß er sie doch und sprach: „Wie süß sind diese Feigen.“ Als er noch ein Weilchen geritten war, kam er zum Palast, in dem die Riesin hauste; die Thüre aber schlug immer auf und zu. Da stieg er vom Pferd und faßte die Thüre mit fester Hand und

hakte sie ein. Kaum aber war er durchgegangen, so sprangen ihm die grimmigen Löwen entgegen und wollten ihn fressen. Da warf er ihnen das Brod hin und sie ließen ihn durch. Wie er die Treppe hinaufgehen wollte, kamen ihm die Diener der Riesin entgegen, die trugen große Knüppel und kehrten die Treppe. Als sie ihn aber erblickten, wollten sie ihn todtschlagen. Da nahm er einen von seinen Besen, und rief: „Seht, solch einen Besen solltet ihr haben, dann könntet ihr im Augenblick die Treppe kehren." Da fing er an zu kehren und sie waren so erfreut darüber, daß sie die Besen unter sich vertheilten, und nicht mehr auf ihn achteten und er seinen Weg weiter fortsetzen konnte. Er kam aber nicht weit, denn bald kamen ihm die Köche der Riesin entgegen, die hatten keine Wedel, sondern mußten das Feuer mit dem Athem anfachen. Als er ihnen aber seine Wedel gab und ihnen zeigte, wie sie sie gebrauchen müßten, waren sie hoch erfreut und ließen ihn ruhig durch. Endlich kam er in einen großen Saal, darin saß die Riesin auf einem großen Thron, und war furchtbar anzusehen, und ihr Ellenbogen ruhte auf drei kleinen Kästchen an ihrer Seite. Als sich nun der Jüngling verneigt hatte, übergab er ihr den Brief, den las sie, und sprach: „Warte hier ein wenig, schöner Jüngling, bis ich die Antwort geschrieben habe." Der Königssohn aber wußte wohl, daß sie nur ging ihre Zähne zu wetzen, daher ergriff er augenblicklich das eine Kästchen und entfloh. Er kam glücklich an den Köchen, den Dienern, den Löwen und der Thüre vorbei, bestieg sein Pferd und ritt davon wie der Wind, und auch der Feigenbaum, die Riesen und der Löwe und der Esel ließen ihn durch.

Als die Riesin aus ihrem Zimmer kam und den Jüngling nicht mehr sah, zählte sie sogleich die Kästchen und fand, daß eins fehle. „Verrath, Verrath!" schrie sie da, und lief dem Königssohn nach. „Warum habt ihr ihn durchgelassen?" rief sie den Köchen zu. Die aber antworteten: „So viele Jahre haben wir euch gedient, und ihr habt uns nie einen Wedel geschenkt, um uns die Arbeit zu erleichtern. Dieser Jüngling aber ist freundlich mit uns gewesen, deßhalb haben wir ihn durchgelassen." Da lief sie zu den Dienern und sprach: „Warum habt ihr ihn

nicht mit euern Knüppeln todtgeschlagen?" „So viele Jahre haben wir euch gedient," antworteten sie, „und ihr habt uns nie einen Besen geschenkt, um uns die Arbeit zu erleichtern. Der Jüngling aber hat uns geholfen, und wir sollten ihn todtschlagen?" „O ihr Löwen, warum habt ihr ihn nicht gefressen?" rief die Riesin den Löwen zu. „Wenn ihr nicht still seid, so fressen wir euch. Wann habt ihr uns jemals Brod gegeben, wie der schöne Jüngling gethan hat!" Da sprach die Riesin zur Thür: „Warum hast du ihn durchgelassen?" „So viele Jahre verschließe ich euer Haus," antwortete die Thür, „aber euch ist es nie eingefallen, mich einzuhaken, wenn ich auf- und zuschlage." „O Feigenbaum," rief sie nun, „warum hast du ihn nicht aufgehalten?" „So viele Jahre seid ihr täglich an mir vorbeigegangen," erwiederte der Feigenbaum, „aber niemals habt ihr eine Feige genommen und sie gegessen. Das hat aber der schöne Jüngling gethan und hat meine Früchte gelobt." Da lief die Riesin zu den Riesen und machte ihnen Vorwürfe, daß sie ihn nicht mit ihren Keulen todtgeschlagen hätten. Sie aber antworteten: „Warum zwingt ihr uns auch den ganzen Tag auf den Ambos zu schlagen. Wenn wir die Keulen aufheben, können wir ja nicht sehen, wer vorbeikommt." Die Riesin aber lief und machte auch dem Löwen und dem Esel Vorwürfe, daß sie ihn nicht gefressen hätten. „Seid stille," antwortete der Löwe, „sonst fresse ich euch. So viele Jahre seid ihr an uns vorbeigegangen, und habt nicht daran gedacht Jedem das Futter zu geben, das ihm zukam. Das hat aber der schöne Jüngling gethan." Da mußte die Riesin umkehren, denn Niemand wollte ihr helfen, den Flüchtling zu verfolgen.

Der Königssohn aber eilte mit dem Kästchen durch den Wald, kam auch bei den drei Einsiedlern und bei den Bauersleuten vorbei, und dankte Allen für ihre Hülfe. Als er nun aus dem Walde heraus war, gedachte er das Kästchen aufzumachen. Also ritt er weiter, bis er an einen Brunnen kam, dort stieg er ab und öffnete das Kästchen. „Wasser," rief eine Stimme, und als er Wasser in das Kästchen gegossen hatte, erhob sich ein wunderschönes Mädchen, das war so schön, daß die Schön-

heit durch die sieben Schleier hindurchstrahlte, die es trug. Sonst aber war es unbekleidet. Da sprach der Königssohn zur Schönen mit den sieben Schleiern: „Steige auf diesen Baum und verbirg dich in dem dichten Laub, derweil ich nach Hause gehe und dir Kleider hole.“ „Ja,“ antwortete sie, „aber laß dich nur nicht von deiner Mutter küssen, sonst vergissest du mich, und wirst erst in einem Jahr, einem Monat und einem Tag an mich gedenken.“ Da versprach er ihr das und ritt nach Haus.

Als ihm nun seine Eltern entgegen kamen, rief er: „Liebe Mutter, küsset mich nicht, sonst vergesse ich meine liebe Braut.“ Weil es aber Abend war, so dachte er, er wolle diese eine Nacht bei seinen Eltern ruhen und am nächsten Morgen zu seiner Schönen zurückkehren. Da legte er sich hin, und als er schlief, kam seine Mutter herein, um ihn noch einmal zu sehen, und weil sie eine solche Sehnsucht hatte ihn zu küssen, so beugte sie sich über ihn und küßte ihn. Da vergaß er seine Braut und blieb bei seinen Eltern. Die Schöne aber wartete auf ihn, und als er nicht mehr kam, wurde sie ganz traurig und dachte: „Gewiß hat er sich von seiner Mutter küssen lassen und mich vergessen. So will ich denn hier auf dem Baum sitzen bleiben, und ein Jahr, einen Monat und einen Tag lang auf ihn warten.“

Als nun ein Jahr vergangen war, begab es sich eines Tages, daß eine schwarze häßliche Sklavin an den Brunnen kam, Wasser zu schöpfen. Da sie aber hineinschaute, erblickte sie das Bildniß der Schönen mit den sieben Schleiern, dachte, es wäre ihr eigenes Bildniß und rief: „Bin ich so schön, und sollte mit dem Kruge zum Brunnen gehn?“*) Da zerbrach sie ihren Krug und ging nach Haus. Als sie aber zu ihrer Herrin kam und kein Wasser mitbrachte, schalt die Herrin und frug, wo sie den Krug gelassen habe. „Ich sah mein Bildniß im Wasser,“ antwortete die Sklavin, „und weil ich so schön bin, so will ich nicht mehr gehen Wasser zu schöpfen.“ Die Herrin aber lachte sie aus und schickte sie sogleich wieder zum Brun-

*) Sugnu tantu bedda, e vaju all' aqua cu a quartaredda?

nen mit einem kupfernen Krug. Da schaute die Sklavin wieder in's Wasser und da sie das schöne Bildniß erblickte, so hob sie verwundert die Augen auf und sah die Schöne mit den sieben Schleiern. „Schönes Mädchen," rief sie, „was machst du da oben?" „Ich warte auf meinen Liebsten," antwortete die Schöne, „der ist ein schöner Königssohn, und wird in einem Monat und einem Tag kommen, um mich zu seiner Frau zu machen." „Ich will dich ein wenig kämmen," sprach die Sklavin, stieg zu ihr auf den Baum und kämmte sie. Sie hatte aber eine lange Nadel mit einem schwarzen Knopf, die nahm sie und steckte sie ihr unter dem Kämmen plötzlich in den Kopf. Die Schöne aber starb nicht, sondern wurde eine weiße Taube und flog davon. Nun blieb die schwarze, häßliche Sklavin auf dem Baume sitzen und wartete auf den Königssohn. Der war aber bei seinen Eltern und dachte nicht mehr an seine schöne verlassene Braut.

Nun wohnte in dem Schloß eine steinalte Kammerfrau, die war so alt, daß sie nicht mehr ordentlich sprechen konnte. Der Königssohn aber lachte sie aus, wenn sie so undeutlich sprach. Da er nun eines Tages wieder über sie lachte, und zugleich eine Orange schälte, schnitt er sich in den Finger und ein Blutstropfen fiel auf den weißen Marmorboden. Da rief die Alte: „So möget ihr nicht eher heirathen, als bis ihr eine Braut findet, so weiß wie der Marmorboden und so roth wie Blut." In demselben Augenblick waren ein Jahr, ein Monat und ein Tag vergangen, und der Königssohn rief: „Was soll ich länger suchen; ich habe ja eine schöne Braut." Da nahm er einen prächtigen Wagen und herrliche Kleider und fuhr zum Baum, wo er die Schöne gelassen hatte. Als er aber hinkam und die häßliche Gestalt erblickte, erschrak er und rief: „Was ist denn mit dir vorgegangen?" Sie antwortete:

„Die Sonne kam
Und mir die Farbe nahm,
Der Wind, der blies,
Die Stimme mich verließ." *)

---

*) Vinni lu suli, mi cangiau lu culuri, vinni lu ventu, mi cangiau lu parlamentu.

„Wenn ich denn Schuld daran bin," antwortete der Königssohn, „so will ich dich heirathen, wie du auch sein mögest." Da legte sie die herrlichen Kleider an und setzte sich in den schönen Wagen und fuhr auf das königliche Schloß. Als die Königin sie aber sah, sprach sie zu ihrem Sohn: „Konntest du keine Häßlichere finden? Dies ist also die Schöne, für die du so viel gelitten hast?" „Ich habe sie verlassen," antwortete der Königssohn, „und der Wind, der Regen und der Sonnenschein haben sie so entstellt. Deßhalb will ich sie heirathen, sie mag sein, wie sie will." Also wurde ein schönes Hochzeitsfest gefeiert und der Königssohn heirathete die falsche Sklavin.

Am anderen Morgen aber, als der Koch das Vorzimmer kehrte, kam eine weiße Taube hereingeflogen, die sang: „Koch, Koch im Vorzimmer, was macht der König mit der Sklavin?"*) Dann flog sie fort, gegen Mittag aber, als eben der Koch die Speisen für des Königs Tisch anrichtete, kam die weiße Taube wieder und sang: „Koch, Koch in der Küche, was macht der König mit der Königin?" **) Dann flog sie über die Speisen und schüttelte ihre weißen Flügel, daß Salz herausfiel und alle die Speisen versalzen wurden. Der Königssohn aber, da man ihm die versalzenen Speisen brachte, ließ er den Koch vor sich kommen und frug ihn, wie das zugegangen sei. „Ich bin wohl zerstreut gewesen," antwortete der Koch. Als es aber jeden Tag so ging, wurde der Königssohn endlich böse und wollte den ungeschickten Koch fortjagen. Da gestand der Koch die Wahrheit und erzählte wie zweimal täglich eine weiße Taube komme, und nach ihm und der Königin frage. „Gut," antwortete der Königssohn, „bestreiche morgen den Fenstersims mit Leim, und wenn die Taube kommt, so rufe mich."

Als nun am nächsten Morgen die Taube kam, war der Königssohn schon in der Küche versteckt und sah, wie sie sich auf dem Fenstersims niederließ und sang: „Koch, Koch in der Küche, was macht der König mit der Königin?" Als sie aber fortfliegen wollte, saß sie in dem Leim fest

*) Cocu, cocu ddi la sala, chi fa lu re cu la schiava.
**) Cocu, cocu ddi la cucina, chi fa lu re cu la regina?

und konnte sich nicht los machen. Da sprang der Königssohn hinzu und nahm sie in seinen Arm und streichelte sie. Dabei bemerkte er den schwarzen Knopf und dachte: „Du armes Thier, wer hat dich so gequält?“ Da zog er die Nadel heraus, und alsobald stand die Schöne mit den sieben Schleiern vor ihm, die war noch viel schöner geworden, und sprach: „Ich bin die Braut, die du auf dem Baum verlassen hast. Die schwarze Sklavin, die du zu deiner Frau genommen hast, hat mir die Nadel in den Kopf gestoßen, daß ich eine weiße Taube geworden bin, und hat meine Stelle eingenommen.“ Da ließ der Königssohn der Schönen herrliche Kleider anlegen und ließ sie in einem prächtigen Wagen auf das Schloß fahren, als ob sie von ferne her käme. Zur Sklavin aber sprach er: „Es ist eine fremde Hofdame gekommen, die mußt du mit allen Ehren empfangen und heute soll sie bei uns essen.“ Die Sklavin war es zufrieden und als die Schöne kam, erkannte sie sie nicht. Da sie nun gegessen hatten, sprach der Königssohn: „Edles Fräulein, wollet uns eure Lebensgeschichte erzählen.“ Da erzählte die Schöne, wie es ihr ergangen war, und die Sklavin ward verblendet, also daß sie Nichts merkte. „Was dünket euch,“ frug nun der Königssohn seine Frau, „was verdienet wohl diese falsche Sklavin?“ „Die verdienet nichts Besseres, denn daß man sie in einem Kessel mit siedendem Oel koche, und an einen Pferdeschwanz gebunden durch die ganze Stadt schleife,“ antwortete die Sklavin. Der Königssohn aber rief: „Du hast dein eigenes Urtheil gesprochen, und so soll es mit dir geschehen.“ Da wurde sie in einen Kessel mit siedendem Oel geworfen, und nachher an einen Pferdeschwanz gebunden und durch die ganze Stadt geschleift.

Der Königssohn aber feierte eine noch glänzendere Hochzeit, und heirathete die Schöne mit den sieben Schleiern. Da blieben sie reich und getröstet, und wir sind hier sitzen geblieben.

14. Von der schönen Nzentola.*)

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten kein Kind und hätten doch so gern eins gehabt. Da that der König ein Gelübde, wenn ihm ein Sohn bescheert würde, so wolle er, wenn das Kind zwölf Jahre alt sei, einen schönen Brunnen errichten, und zwölf Stunden lang Oel fließen lassen, daß Jeder sich mit Oel versehen könne. Nicht lange, so wurde die Königin guter Hoffnung, und als ihre Stunde kam, gebar sie einen wunderschönen Knaben. Denkt euch nur, welche Freude die Eltern hatten!

Das Kind wuchs heran, und wurde mit jedem Tage schöner. Als es zwölf Jahre alt war, gedachte der König an sein Gelübde, ließ einen schönen Brunnen in seinem Schloßhof errichten, und in seinem ganzen Reiche verkündigen, vierundzwanzig Stunden lang werde Oel fließen, es könne ein Jeder kommen und Oel schöpfen, so viel er wolle. Da kamen von nah und fern die Leute herbei, und drängten sich um den Brunnen, um das Oel zu schöpfen; der Königssohn aber stand auf dem Balkon und freute sich des Schauspiels. Zuletzt, als das Oel schon aufgehört hatte zu fließen, kam noch eine alte Frau mit einem Krüglein. Als sie aber sah, daß sie ihren Krug nicht mehr würde füllen können, nahm sie einen Schwamm, und sammelte sorgsam das Oel, das in den Ritzen zurückgeblieben war. Der Königssohn aber stand am Fenster und sah zu, und als die Alte ihr Krüglein endlich voll hatte, nahm er im Uebermuth einen Stein, und warf damit nach dem Krüglein, also daß es zerbrach, und das Oel verschüttet wurde. Da rief die Alte im Zorn: „So mögest du nicht eher heirathen, als bis du die schöne Nzentola gefunden hast." Von dem Tage an dachte der Königssohn nur an die schöne Nzentola, und hatte keine Ruhe mehr bei seinen Eltern, und als er etwas älter geworden war, trat er vor seinen Vater und sprach: „Lieber Vater, gebet mir ein Pferd und lasset mich ausziehn, die schöne Nzentola zu suchen." „O mein Sohn,"

*) Diminutiv von Innocenzia.

rief der Vater ganz erschrocken, „bist du verrückt? Weißt du auch, wie schwierig es ist, die schöne Nzentola zu finden? Weißt du auch, daß ihre Eltern Menschenfresser sind? Denke nicht mehr daran, mein Sohn, und bleibe bei uns; hier fehlt dir ja nichts und du bist unser einziger Sohn." Der Königssohn aber ließ sich nicht halten, sondern bat immer und immer wieder den König, ihn doch ziehen zu lassen, bis er ihm endlich ein Pferd gab, und ihn mit seinem Segen ziehen ließ.

Der Königssohn ritt eine lange Zeit immer gerade aus bis er endlich eines Abends in eine wilde Gegend kam, wo kein Haus zu sehen war. In der Ferne aber sah er ein Lichtchen, auf das ging er zu, und kam an eine Hütte, darin wohnte ein Einsiedler. Dieser Einsiedler aber war der erste Wächter der schönen Nzentola. „Wer ist da draußen?" frug er mit einer tiefen Stimme. „Ich bin ein armer Jüngling," antwortete der Königssohn, „lasset mich diese Nacht hier ruhen, und morgen will ich meines Weges weiter ziehen." „Was? du willst wohl die schöne Nzentola rauben? Jetzt fresse ich dich." „Fresset mich nicht," bat der Königssohn, „ich weiß von keiner schönen Nzentola, und will nur zu meinem Vergnügen ein wenig jagen." Da schloß ihm der Einsiedler die Thüre auf, gab ihm etwas zu essen, und wies ihm ein Lager an. Am anderen Morgen als der Königssohn Abschied nahm, gab ihm der Einsiedler einen Stab von Sammet und Gold, und sprach: „Höre auf meinen Rath, nimm diesen Stab, er wird dir nützen. Eine Tagereise von hier wohnt mein älterer Bruder, bei dem mußt du die nächste Nacht ruhen, und wenn du von ihm weiter ziehst, so lasse dir von ihm zwei Brode geben, sie werden dir nützen. Morgen aber wirst du zu meinem ältesten Bruder kommen, der wird dich aufnehmen. Wenn du nun bei ihm zu Tische sitzest, so reiße ihm drei Barthaare aus und verwahre sie wohl, sie werden dir nützen." Der Jüngling dankte und ritt den ganzen Tag, bis er am Abend zum zweiten Einsiedler kam.

Er klopfte an, und der Einsiedler sprach: „Wer ist da draußen?" „Ich bin ein armer Jüngling, lasset mich diese Nacht hier ruhen, und morgen will ich meines Weges weiter ziehen." „Was? du willst wohl die

schöne Rzentola rauben?“ brummte der Einsiedler, „jetzt fresse ich dich!“ „Fresset mich nicht,“ bat der Königssohn, „ich weiß von keiner schönen Rzentola, und will nur zu meinem Vergnügen ein wenig jagen.“ Da machte der Einsiedler seine Thüre auf, und gab ihm zu essen, und ein Lager für die Nacht. Als er am anderen Morgen Abschied nahm, bat er den Einsiedler: „Gebet mir noch zwei Brode mit, daß ich in dieser Einöde nicht Hungers sterbe.“ Da gab ihm der Einsiedler die beiden Brode, und brummte: „Laß es dir nicht einfallen, die schöne Rzentola zu rauben, sonst geht es dir schlecht.“ „Was geht mich die schöne Rzentola an,“ sprach der Königssohn und ritt davon.

Am Abend kam er zum dritten Einsiedler, der war steinalt, und hatte einen langen weißen Bart, und brummte mit tiefer Stimme: „Wer ist da draußen?“ Der Königssohn bat ihn um ein Nachtlager, aber der Einsiedler sprach: „Du willst wohl die schöne Rzentola rauben? Jetzt fresse ich dich!“ Der Königssohn aber verschwor sich, er wisse nicht, wer die schöne Rzentola sei, und der Einsiedler ließ ihn endlich herein. Als sie nun beim Essen waren, fuhr der Königssohn auf einmal dem Alten in den Bart, und riß ihm drei Barthaare aus. „Was fällt dir ein?“ schrie der Einsiedler, „jetzt fresse ich dich!“ „Ach, warum wollt ihr mich denn fressen?“ sprach der Königssohn. „Eine Fliege hat sich in euren Bart verwickelt, und da ich euch davon befreien wollte, blieben mir die Haare zwischen den Fingern hängen.“ Da beruhigte sich der Alte, und wies ihm sein Lager an, und am nächsten Morgen bestieg der Königssohn sein Pferd und ritt weiter.

Nachdem er nun noch eine Zeit lang geritten war, kam er in eine Ebene, und sah ein wunderschönes Schloß vor sich. Die Thüre stand offen, aber eine riesige Scheere war davor angebracht, die bewegte sich fortwährend auf und zu, also daß Niemand durch konnte. Da stieg der Königssohn vom Pferd, nahm den Stab von Sammet und Gold, und steckte ihn zwischen die Scheere, und während die Scheere den Stab zerschnitt, schlüpfte er unten durch. Kaum war er in das Schloß gedrungen, so stürzten ihm zwei brüllende Löwen entgegen, und wollten ihn fressen.

Da warf er ihnen die beiden Brode hin, und während sie damit beschäftigt waren, eilte er die Treppe hinauf. In dem Vorzimmer aber war die Musca vana*) die erhob ein lautes Gesumme, wenn Jemand in das Schloß drang, damit die Hexe es hören und herbeieilen sollte, der Königssohn aber warf ihr die drei Barthaare zu, daß sie sich darin verwickelte, und nicht mehr an's Summen dachte. Endlich trat der Königssohn in einen großen Saal, darin saß die schöne Nzentola, die war schöner als die Sonne. „O schöne Nzentola," sprach er, „sieh, wie viel habe ich um deinetwillen gearbeitet und gelitten. Nun mußt du mir folgen, und meine Gemahlin werden." „Wie ist das möglich?" antwortete sie. „Meine Eltern sind ausgegangen, aber sie werden gleich wiederkommen, und wenn sie dich finden, so fressen sie dich." „Dafür kannst du sorgen," sprach er, „ich habe so viel für dich gethan, jetzt mußt du ausdenken, wie wir fliehen können." „Gut," antwortete die schöne Nzentola, „so will ich dich jetzt in meiner Kammer verstecken, und diese Nacht wollen wir entfliehen." Da versteckte sie ihn in ihre Kammer, und bald kamen der Menschenfresser und seine Frau, und brummten: „Wir riechen Menschenfleisch, wir riechen Menschenfleisch." „Ach was," antwortete die Tochter, „wie sollte ein Mensch hierher kommen. Bin ich nicht gut verwahrt, da die Musca vana und zwei Löwen, und die Scheere mich bewachen?" Als nun der Menschenfresser und seine Frau schliefen, rief die schöne Nzentola den Königssohn, spuckte einmal auf den Boden und entfloh mit dem Jüngling.

Nach einer Weile erwachte die alte Hexe, und da sie die Tochter nicht sah, rief sie: „Schöne Nzentola, komm, lege dich schlafen." „Gleich," ich muß nur noch diesen Strumpf fertig stricken." „Wie weit bist du denn?" „Ich habe das halbe Bein gestrickt." Nach einem Stündchen rief die Hexe wieder: „Schöne Nzentola, komm, lege dich schlafen." „Gleich, ich muß nur noch diesen Strumpf fertig stricken." „Wie weit bist du denn?" „Ich bin beim Abnehmen." Wieder nach einem Weilchen rief die Hexe: „Schöne Nzentola, so komm doch, und lege dich schlafen."

*) Eitle Fliege. Hummel. Brummfliege.

„Gleich, ich muß nur noch den Strumpf fertig stricken.“ „Wie weit bist du denn?“ „Ich stricke die Ferse.“ Unterdessen war es beinahe Tag geworden, da rief die Hexe noch einmal: „Schöne Nzentola, so komm doch und lege dich schlafen.“ Der Speichel aber war vertrocknet und antwortete nicht mehr. „Schöne Nzentola, schöne Nzentola,“ rief die Hexe, aber die schöne Nzentola war längst über alle Berge. Da weckte die Hexe den Menschenfresser, und rief: „Unsere Tochter ist entflohen, komm, wir wollen sie verfolgen.“ Um sie aber einzuholen, verwandelten sich der Menschenfresser und seine Frau in eine rothe und eine weiße Wolke, und hatten die Beiden bald eingeholt.

„Schaue hinter dich, und sage mir, was du siehst,“ sprach die schöne Nzentola zum Königssohn. „Ich sehe eine rothe und eine weiße Wolke,“ antwortete der Königssohn. „So werde ich zur Kirche und du zum Sakristan,“ sprach die Schöne, und alsobald wurde sie zur Kirche und der Königssohn zum Sakristan. Der Menschenfresser aber und seine Frau nahmen ihre natürliche Gestalt an, kamen auf den Sakristan zu und frugen ihn: „Sind ein Mann und eine Frau hier vorbeigekommen?“ „Für die Messe ist's noch nicht Zeit,“ sprach er und that als verstehe er sie nicht. „Sind ein Mann und eine Frau hier vorbeigekommen?“ „Der Pater ist noch nicht gekommen.“ „Sind ein Mann und eine Frau hier vorbeigekommen?“ „Der Kelch ist noch nicht gebracht worden.“ „Sind ein Mann und eine Frau hier vorbeigekommen?“ „Die Hostie ist vergessen worden.“ „Sind ein Mann und eine Frau vorbeigekommen?“ „Das Meßbuch ist nicht zu finden.“ Da verloren die Beiden endlich die Geduld, und kehrten brummend nach Hause zurück. Die Hexe aber hatte keine Ruhe und sprach: „Ich muß sie doch noch einholen, und wenn du nicht mitkommst, so gehe ich allein.“ Da verwandelte sie sich in eine weiße Wolke und flog den Beiden nach.

„Schau hinter dich, und sage mir, was du siehst,“ sprach die schöne Nzentola. „Ich sehe eine weiße Wolke.“ „So werde ich zum Garten und du zum Gärtner darin.“ Da wurde sie zum Garten und der Königssohn zum Gärtner, und als die Hexe kam, frug sie ihn: „Sind ein Mann

und eine Frau vorbeigelaufen?" Der Fenchel ist noch nicht reif." „Sind ein Mann und eine Frau hier vorbeigelaufen?" „Lattich kann ich euch noch keinen geben." „Sind ein Mann und eine Frau hier vorbei gelaufen?" „Was sucht ihr Kohlrabi zu dieser Zeit?" „Willst du mich zum Besten haben," schrie die Hexe und wollte den Gärtner angreifen. Die schöne Nzentola aber rief: „Werde du zum Rosenstrauch und ich zur Rose darauf." Da wurde der Königssohn zum Rosenstrauch, auf dem blühte eine wunderschöne Rose. Doch die Hexe wußte wohl, daß die Rose ihre Tochter sei, und wollte sie pflücken; aber der Rosenstrauch stach sie mit seinen Dornen, daß sie ganz zerkratzt wurde. Sie kehrte sich aber nicht daran, und streckte schon die Hand nach der schönen Rose aus, da rief die schöne Nzentola: „Werde du zum Brunnen und ich zum Aal darin." Alsbald war der Rosenstrauch verschwunden, und statt dessen stand ein Brunnen da, mit klarem Wasser gefüllt, darin spielte ein Aal. Die Hexe wollte den Aal fangen, aber so oft sie ihn schon in der Hand zu haben glaubte, schlüpfte ihr der Aal zwischen den Fingern durch. „Schöne Nzentola, schöne Nzentola," rief sie, „komm mit oder es wird dich reuen." Aber sie mochte rufen, so viel sie wollte, die schöne Nzentola folgte nicht. Da sprach die Hexe: „So möge er denn deiner vergessen bei dem ersten Kuß, den seine Mutter ihm gibt!" und kehrte in ihr Schloß zurück.

Die schöne Nzentola und der Königssohn aber setzten ihren Weg fort, und als sie schon nahe bei der Stadt waren, wo seine Eltern wohnten, sprach er zu ihr: „Schöne Nzentola, es gebührt dir nicht, also in meines Vaters Schloß einzuziehen. Bleibe hier, bis ich gehe, und meinem Vater deine Ankunft melde. Morgen komme ich wieder mit einem herrlichen Wagen und großen Gefolge, und führe dich im Triumph auf das Schloß." „Ach nein," bat sie, „laß mich nicht hier; denn wenn du deine Mutter küssest, so wirst du meiner vergessen." „Sei ohne Sorge," antwortete er, „ich werde meine Mutter nicht küssen, und morgen komme ich wieder." Da führte er sie zu einem Bauer seines Vaters und ließ sie dort im Bauernhaus. Als er nun auf das Schloß kam, waren seine Eltern voller Freude, ihren lieben Sohn wiederzusehen; er aber sprach:

„Liebe Mutter, ihr müsset mich nicht küssen, sonst vergesse ich meine liebe Braut, denn ich habe die schöne Nzentola gefunden, und morgen will ich mit großem Gefolge hinausfahren und sie herbringen. Als er aber am Abend sich zur Ruhe gelegt hatte, konnte die Königin dem Verlangen nicht widerstehen, ihren Sohn zu küssen, und dachte: „Ich will ihn schon an die schöne Nzentola erinnern." Da ging sie in seine Kammer und küßte ihn, und in demselben Augenblick vergaß er die schöne Nzentola, und als er aufwachte, wußte er nichts mehr von ihr. „Lieber Sohn, willst du dich nicht auf den Weg machen, die schöne Nzentola einzuholen? frug die Königin. „Wer ist die schöne Nzentola? Ich weiß nichts von ihr, und will nichts von ihr wissen," antwortete der Königssohn, blieb bei seinen Eltern und führte ein herrliches Leben, und nach einiger Zeit wählte er sich eine andere Braut, und bald sollte die Hochzeit sein.

Der Bauer aber, bei dem die schöne Nzentola geblieben war, pflegte hie und da nach der Stadt zu gehen. Da er nun eines Tages nach Hause kam, frug ihn die Schöne, was es Neues in der Stadt gebe. „Der Königssohn hat sich eine edle Braut erwählt, und nächstens soll die Hochzeit sein," antwortete der Bauer. „Thut mir einen Gefallen," sprach die schöne Nzentola, „kaufet mir in der Stadt sieben rottoli Zucker und Honig, und sieben rottoli Mandelteig." Als der Bauer ihr das nun gebracht hatte, bildete sie zwei schöne Tauben daraus, und sprach einen Zauberspruch über sie aus, gab sie dem Bauer und bat: „Bringet diese Tauben in das königliche Schloß, und lasset sie heimlich in die Kammer des Königssohnes bringen." Der Bauer that, wie sie wünschte, und als der Königssohn in die Kammer kam, saßen da die beiden Tauben.

„Ei, wie hübsch sind diese Tauben," sprach er und ging näher hinzu. Da fing die eine Taube an: „Kurr, kurr, denkst du noch daran, wie du zu mir kamst, und mir sagtest, du hättest so viel für mich gelitten, und nun müßte ich dir folgen?" „Ja," antwortete die andere Taube. „Kurr, kurr, denkst du noch daran, wie ich dich in meine Kammer versteckte, damit meine Eltern dich nicht fressen sollten?" „Ja." „Kurr, kurr, denkst du noch daran, wie ich in der Nacht mit dir geflohen bin,

und auf den Boden spuckte, damit der Speichel statt meiner antworten sollte?" „Ja." „Kurr, kurr, denkst du noch daran, wie meine Eltern uns verfolgten, und ich mich in eine Kirche verwandelte, und dich in den Sakristan? Wie sie dich dann frugen, ob ein Mann und eine Frau vorbeigekommen seien und du antwortetest, der Vater sei noch nicht gekommen, und der Kelch und die Hostie seien noch nicht gebracht worden, und das Meßbuch sei nicht zu finden?" „Ja." „Kurr, kurr, denkst du noch daran, wie meine Mutter uns wieder einholte, und ich mich in einen Garten verwandelte und dich in den Gärtner? Wie sie dich frug, ob ein Mann und eine Frau vorbeigekommen seien, und du sprachst dagegen von Fenchel, Lattich und Kohlrabi?" „Ja." „Kurr, kurr, denkst du noch daran, wie du zum Rosenstrauch wurdest, und ich zur Rose, und wie meine Mutter mich pflücken wollte, und du sie mit deinen Dornen zerstachst?" „Ja." „Kurr, kurr, denkst du noch daran, wie du zum Brunnen wurdest und ich zum Aal darin, und wie meine Mutter mich fangen wollte, und ich ihr zwischen den Fingern durchschlüpfte?" „Ja." „Kurr, kurr, denkst du noch daran, wie meine Mutter mich rief: Schöne Nzentola, komm mit, sonst wird es dich reuen, und ich nicht auf sie hörte, sondern Vater und Mutter verließ, um dir zu folgen? Und wie sie mich dann verwünschte: So möge er denn deiner vergessen bei dem ersten Kuß, den seine Mutter ihm gibt?" „Ja." „Kurr, kurr, und denkst du noch daran, wie du mich im Bauernhaus ließest, und versprachest wieder zu kommen?" Als sie aber vom Bauernhaus sprach, erinnerte sich der Königssohn alles dessen, was vorhergegangen war, und eilte zum König und sprach: „Lieber Vater, schicket meine Braut nur wieder nach Hause zurück, denn ich habe ja schon eine Braut, meine schöne Nzentola, für die ich so viel gelitten habe."

Da setzte er sich in einen prächtigen Wagen, und nahm herrliche Kleider mit, und ein großes Gefolge, und fuhr nach dem Bauernhaus, um die schöne Nzentola abzuholen. „Hatte ich es dir nicht gesagt, du solltest mich nicht hier lassen?" sprach sie. „Meine Mutter küßte mich, während ich schlief," antworte er, „deshalb vergaß ich deiner. Doch nun

sind alle Leiden zu Ende, und ich bin gekommen, dich auf mein Schloß zu bringen." Da legte sie die schönen Kleider an, und setzte sich zu ihm in den prächtigen Wagen, und fuhr auf's königliche Schloß mit allen Ehren. Der König und die Königin aber freuten sich über die schöne Braut ihres Sohnes, und veranstalteten eine glänzende Hochzeit. So wurden sie Mann und Frau, und nun ist die Geschichte aus.

---

15. Der König Stieglitz.*)

Es war einmal ein armer Schuster, der hatte drei sehr schöne Töchter, die Jüngste aber war die Schönste. Er war aber sehr arm und obgleich er den ganzen Tag herumlief und Arbeit suchte, verdiente er doch sehr selten etwas. Wenn er nun Abends mit leeren Händen nach Hause kam, fuhr ihn seine Frau mit harten Worten an und auch seine Töchter machten ihm Vorwürfe.

Eines Tages nun war er lange herumgewandert und hatte Nichts verdient. Da kam er in einen Wald, und weil er so müde war, setzte er sich auf einen großen Stein und sprach ganz trostlos: „Ach, weh mir! Kaum hatte er das gesagt, so stand ein schöner Jüngling vor ihm, der frug: „Warum hast du mich gerufen?" „Ich habe euch nicht gerufen, edler Herr," antwortete der Schuster. „Doch! wenn Jemand sich auf diesen Stein setzt und ruft: Ach, weh mir! dann muß ich immer erscheinen," sprach der Jüngling. Da erzählte ihm der Schuster, wie schlecht es ihm ergehe, und der schöne Jüngling sprach zu ihm: „Komm mit mir, ich will dir etwas geben." Da führte er ihn durch einen unterirdischen Gang in ein wunderschönes Schloß, das war aber auch unterirdisch, und gab ihm zu essen, so viel sein Herz begehrte. Dann füllte er ihm noch die Taschen mit Geld und sprach: „Kehre zu deiner Familie zurück, über acht Tage

*) Cardiddu.

aber mußt du mir deine jüngste Tochter herbringen. Ich kann sie jetzt zwar noch nicht heirathen, aber der Tag wird kommen wo ich sie zu meiner Gemahlin machen kann."

Der arme Schuster machte sich fröhlich auf den Weg, kaufte Einiges ein für seine Familie, und kehrte nach Hause zurück. Als er anklopfte, hörte er schon seine Frau und seine Töchter, die sagten: „Da kommt er gewiß wieder mit leeren Händen, und wir verhungern fast." Als er ihnen aber seine Schätze zeigte, wurden sie ganz freundlich, und seine Töchter umarmten ihn und nannten ihn ihr liebes Väterchen. „So?" sprach er, „jetzt bin ich euer liebes Väterchen!" Da erzählte er ihnen, wie es ihm ergangen sei, und sagte auch seiner jüngsten Tochter, daß er versprochen habe, sie dem Jüngling zu bringen. Die war es zufrieden und nach acht Tagen machte sie sich mit ihrem Vater auf den Weg. Als sie an den großen Stein kamen, setzte er sich darauf und rief: „Ach, weh mir!" Sogleich erschien der schöne Jüngling, führte sie Beide in sein unterirdisches Schloß und bewirthete sie herrlich. Dann umarmte der Vater seine Tochter und ging nach Haus.

Nun hatte das Mädchen ein herrliches Leben. Der schöne Jüngling zeigte ihr alle Zimmer des Schlosses und sprach zu ihr: „Mit diesen Schätzen darfst du thun was du willst, und wenn deine Schwestern dich besuchen, darfst du ihnen davon geben, so viel du willst." Zuletzt aber zeigte er ihr ein verschlossenes kleines Zimmer, und sprach: „Dieses Zimmer aber darfst du nie aufmachen. Hüte dich wohl, dich von deinen Schwestern dazu überreden zu lassen. Es wäre dein Unglück. Achte wohl auf das was ich dir sage, denn ich bin nicht immer bei dir. Ich muß sehr oft auf zwei oder drei Tage fortgehen, ich kann dir aber nicht sagen, wohin." Der schöne Jüngling aber war ein König, der König Cardiddu und war von einer alten Hexe*) in dieses unterirdische Schloß verbannt

*) Mamma draja, Neugriechisch Drakäna, die menschenfressende Hexe, französisch ogresse, während die gewöhnliche Hexe mavara (magara) genannt wird, die schöne, aber nicht immer wohlthätige Zauberin maga, und die Fee fata.

worden, weil er ihre Tochter nicht hatte heirathen wollen. Zu dieser alten Hexe mußte er auch gehen, wenn er auf zwei oder drei Tage fortging. In dem Zimmer aber waren hilfreiche Feen, die nähten Kinderzeug für die Schusterstochter.

Nun begab es sich eines Tages, daß der König wieder auf einige Tage verreisen mußte, und vor seiner Abreise schärfte er seiner Frau alle seine Warnungen noch einmal ein. Als er nun weg war, kamen die Schwestern der jungen Frau und wollten sie besuchen. Da bewirthete sie sie auf's Herrlichste, zeigte ihnen das ganze Schloß und beschenkte sie reichlich. Als sie aber vor der verschlossenen Thür vorbeikamen, sprach die eine Schwester: „Schließe doch diese Thür auf und laß uns sehen was darinnen ist." „Nein," antwortete sie, „in dieses Zimmer darf ich nicht hineingehen, mein Mann hat es mir verboten." „Ach was," sagten die Schwestern, „dein Mann ist so viele Meilen weit, der merkt ja Nichts davon." Sie aber blieb standhaft und wollte nicht aufmachen. Da sagten die Schwestern: „Wenn wir erst einmal fort sind, wirst du ganz gewiß aufmachen." Damit gingen sie fort, und nicht lange so kam der König nach Haus. „Sind deine Schwestern hier gewesen?" frug er, „und hast du ihnen auch das Zimmer nicht aufgeschlossen?" „Nein," sprach sie, „ich habe eurem Befehl gehorcht." Sie hatte aber gar keine Ruhe mehr, und dachte immer nur, wie sie ihre Neugierde befriedigen könnte. Als er nun schlief, nahm sie leise eine Kerze, und beugte sich über ihn, um zu sehen, ob er schliefe. Dabei aber hielt sie die Kerze schief und ein Tropfen Wachs fiel herab, und gerade auf des Königs Stirn. In demselben Augenblick aber befand sie sich auf dem großen Stein im Wald, und der König stand neben ihr und sprach: „Siehst du, daß deine Neugierde dein Unglück gewesen ist? Ich kann dich nun nicht länger behalten, du mußt in die weite Welt hinauswandern. Wenn du aber thust was ich dir sage, wirst du vielleicht doch noch meine Gemahlin. Gehe immer gerade aus, so wirst du endlich an das Haus der alten Hexe kommen. Da setze dich hin, so wird sie dich rufen und dir sagen, du sollest heraufkommen. Nimm dich aber in Acht, sie will dich fressen. Gehe also nicht eher hinauf, als bis

sie dir bei dem Namen des Königs Cardiddu schwört, dich nicht zu fressen. Dann gehe ruhig hinauf und lasse dich vor ihr in den Dienst nehmen. Als der König das gesagt hatte, verschwand er, und die arme Frau blieb allein in dem finstern Wald.

Da fing sie an zu wandern, und weinte bitterlich, und als es Tag geworden war, kam sie richtig an das Haus der alten Hexe. Da setzte sie sich vor die Thür und schaute betrübt vor sich hin. Als die Hexe sie nun erblickte, dachte sie: „Das wäre ein schöner Braten für mich," und rief ihr gar freundlich zu: „Schönes Mädchen, komm doch herauf zu mir." Sie aber antwortete: „Ach nein, ich komme nicht, denn ihr wollt mich doch nur fressen." „Das fällt mir gar nicht ein," sprach die Hexe, „komm nur." „So schwört mir bei dem Namen des Königs Cardiddu," sprach die Frau, „daß ihr mich nicht fressen wollt." Da schwur die Hexe bei dem Namen des Königs Cardiddu, und die arme Frau ging hinauf, und ließ sich als Magd dingen. Die Hexe aber konnte es nicht verwinden, daß sie sie nicht fressen durfte, und trachtete immer, wie sie sie in eine Schlinge locken könnte.

Eines Tages also rief sie ihre neue Magd und sprach: „Ich muß in die Messe gehen, während ich dort bin kehre das Haus und kehre es nicht." Nun stand die arme Frau rathlos da und wußte gar nicht, wie sie diesen Befehl ausführen solle, und in ihrer Angst fing sie bitterlich an zu weinen. Auf einmal erschien der König Cardiddu, und frug sie, warum sie weine. Da klagte sie ihm ihr Leid. „So," sagte er, jetzt weißt du keinen Ausweg mehr? Rufe doch deine Schwestern, die geben dir ja sonst so gute Rathschläge, vielleicht können sie dir jetzt auch helfen." Als er sie aber so weinen sah, sprach er: „Nun, weine nur nicht, ich will dir schon helfen. Kehre das ganze Haus recht säuberlich, dann aber nimm den Korb mit dem Kehricht und laß ihn die Treppe hinunterrollen." Das that sie, und als die Hexe nach Hause kam, sah sie, daß ihr Befehl richtig ausgeführt worden war, und ergrimmte, aber sie konnte ihr Nichts anhaben.

Den nächsten Morgen rief sie sie wieder und sprach: „Ich gehe in

die Messe; zünde das Feuer an und zünde es nicht an." Nun war die arme Frau wieder rathlos und fing an zu weinen. Da kam der König Cardiddu wieder und sprach: „Weißt du dir schon wieder nicht zu helfen? Rufe doch deine Schwestern, die können dir gewiß rathen." „Ach," antwortete sie, „wenn ihr mich nur zum Besten haben wollt, so laßt mich doch in Ruhe." Da that sie ihm leid und er sprach: „Nun, weine nur nicht. Lege das Holz zurecht, als ob du Feuer machen wolltest, stelle auch den Kessel darauf und die Zündhölzchen lege daneben, aber ohne es anzuzünden." Das that sie, und als die Hexe kam, war der Auftrag wieder richtig ausgeführt. „Wenn ich nur wüßte, wer dir dabei hilft," sagte sie. Die arme Frau aber meinte: „Wer sollte mir denn helfen, es kommt ja Niemand her."

Am dritten Morgen ging die Hexe wieder in die Messe und sprach: „Mache das Bette und mache es nicht." Nun fing die arme Frau wieder an zu weinen, denn sie wußte keinen Rath. Da erschien aber der König Cardiddu, und ob er sie auch mit ihren Schwestern neckte, so half er ihr doch endlich, denn er hatte sie von Herzen lieb. „Weißt du was du thun mußt?" sprach er. „Nimm die Betttücher und die Decken auf und falte sie, die Matratzen aber laß liegen." Das that sie und so war auch der dritte Auftrag richtig ausgeführt.

Die Hexe aber konnte sich doch nicht zufrieden geben, und sann wieder etwas Neues aus. Sie nahm alle ihre weiße Wäsche, tauchte sie in Ochsenblut, und machte ein schweres Bündel davon. Das gab sie der armen Frau und sprach: „Diese Wäsche mußt du mir heute Abend gewaschen, gebleicht, gestopft, gebügelt und gefaltet wieder bringen, sonst fresse ich dich." Da nahm die arme Frau das schwere Bündel, das sie kaum tragen konnte, und wanderte mühsam herum, um einen Bach zu suchen. Dabei strömten ihr die Thränen über die Wangen. Da erschien wieder der König Cardiddu und frug sie, warum sie weine. „Ach," antwortete sie, „da soll ich armes Weib bis heute Abend alle diese Wäsche waschen, bleichen, stopfen, bügeln und falten, sonst frißt mich die Hexe. Nicht einmal ein Stück Seife hat sie mir mitgegeben." „Können dir denn

deine Schwestern nicht helfen?" frug der König. „Nun, weine nur nicht. Steige auf jenen Berg hinauf, dort sitzt der König der Vögel. Dem bringe deine Wäsche und sage ihm, der König Cardiddu hätte dich geschickt." Da stieg sie mühsam den Berg hinauf, und kam zum König der Vögel, dem brachte sie ihr Bündel und sagte ihm, der König Cardiddu habe sie geschickt. Da that der König der Vögel einen Pfiff, und sogleich kamen von allen Seiten seine Feen herbei, die nahmen die Wäsche und im Handumdrehen war sie gewaschen, gebleicht, gestopft, gebügelt und gefalten. Die arme Frau aber legte sich hin und schlief bis zum Abend. Als sie nun der Hexe die Wäsche brachte, war diese sehr erstaunt und zornig, daß sie auch diesen Auftrag richtig ausgeführt hatte, und sann über eine neue Arbeit nach.

Da nahm sie alle ihre Matratzen, zeigte sie der armen Frau und sprach: „Bis heute Abend mußt du alle diese Matratzen auftrennen, die Wolle waschen und trocknen, die Ueberzüge waschen und bügeln und die Matratzen gestopft wiederbringen, sonst fresse ich dich." Da nahm die arme Frau eine Matratze nach der andern und trug sie mühsam auf das Feld hinaus, aber sie sah wohl, daß sie die Arbeit nie würde ausführen können. Da setzte sie sich hin und weinte, aber der treue König Cardiddu erschien auch gleich, und sie klagte ihm ihr Leid. „Gehe wieder auf den Berg und sage dem König der Vögel, der König Cardiddu schicke dich," sprach er. Sie konnte aber die schweren Matratzen nicht den Berg hinauftragen, da half er ihr, und als sie zum König der Vögel kamen, pfiff dieser seinen Feen und die besorgten diese ganze Arbeit. Sie aber schlief ruhig bis zum Abend, dann brachte sie der Hexe die Matratzen wieder. Nun wußte die Hexe keinen Rath mehr, und beschloß sie zu ihrer Schwester zu schicken, die war eine noch schlimmere Hexe. Da gab sie ihr einen Brief und ein Kästchen, das sollte sie dieser Schwester bringen.

Die arme Frau ging betrübt ihren Weg und weinte, der König Cardiddu erschien aber auch gleich und frug sie, warum sie denn schon wieder weine. Da klagte sie ihm ihr Leid. „Nun, weine nicht," antwortete er, „merke nur auf das was ich dir sage. Dieses Kästchen sollst

du also der Hexe bringen; hüte dich aber es unterwegs aufzumachen. Erst wirst du an einen reißenden Strom kommen, darin wird Blut und Wasser fließen. Sprich du aber nur: Nein, wie schön ist dieser Strom*), so wird er sich besänftigen und du kannst hindurch. Dann wirst du einen Esel und einen Hund sehen, der Esel hat im Maul den Knochen des Hundes, und der Hund hält das Gras des Esels. Wenn sie dich nun nicht vorbeilassen wollen, so nimm dem Esel den Knochen aus dem Maul und gieb ihn dem Hund, und dem Esel gieb das Gras. Dann wirst du an das Schloß der Hexe kommen; die Thüre aber wird in einem fort sich auf und zu bewegen, daß du nicht durch kannst. Sprich aber nur: Nein, wie schön ist diese Thür, so wird sie stille stehen. Dann gehe die Treppe hinauf und gieb den Brief und das Kästchen ab. Die Hexe wird dir sagen, du sollest warten bis sie den Brief gelesen hat. Hüte dich aber, es zu thun, denn in dem Brief steht, sie solle dich fressen, sondern entflieh so schnell du kannst, und die Thür, der Esel, der Hund und der Strom werden dich durchlassen."

Nun ging die arme Frau getröstet weiter, wie sie aber das Kästchen so anschaute, erwachte die Neugierde in ihr, und sie dachte: „Es sieht's ja kein Mensch, ob ich das Kästchen aufmache." Kaum aber hatte sie den Deckel berührt, so fing das Kästchen an zu klingen, und klang in einem fort. Da erschrak sie heftig, aber je mehr sie versuchte es zum Stillstehn zu bringen, desto lauter klang das Kästchen. Da fing sie an bitterlich zu weinen und sogleich kam auch der König Cardiddu. „Habe ich dich nicht gewarnt?" sagte er. „Warum bist du doch so unverständig? Wäre ich nicht glücklicherweise noch in der Nähe gewesen, so hätte ich dir nicht helfen können. Dies eine Mal will ich dir noch helfen, dann aber sei verständig. Da brachte er die Musik zum Stillstehen, und gab ihr das Kästchen zurück und sie setzte ihren Weg fort. Nicht lange so kam sie an einen reißenden Strom, in dem floß Blut und Wasser. Da sprach sie: „Nein, wie schön ist dieser Strom!" und sogleich glättete sich das Wasser und sie

*) Sci, sci, ch'è beddu stu sciume.

konnte ohne Gefahr hindurchgehen. Bald aber sah sie einen Esel, der hielt einen Knochen im Maul, und einen Hund, der hatte Gras im Maul, und beide stritten sich, also daß sie nicht durchkonnte. Da nahm sie dem Esel den Knochen und gab ihn dem Hund und dem Esel gab sie das Gras und sogleich ließen die Thiere sie durch. Als sie nun an das Schloß der Hexe kam, mußte sie durch eine Thür, die schlug immer auf und zu, also daß sie nicht durchkonnte. Sie sprach aber: „Nein, wie schön ist diese Thür!" und die Thür blieb sogleich stille stehen, und die arme Frau konnte durch. Da ging sie die Treppe hinauf und klopfte an, und als die Hexe herauskam, gab sie ihr den Brief und das Kästchen. „Warte einen Augenblick," sprach die Hexe, „bis ich den Brief gelesen habe," und ging in ein anderes Zimmer, sie aber sprang die Treppe hinunter, und als sie an die Thür kam, sprach sie ihren Spruch, da konnte sie durch, und als sie zu den Thieren kam, gab sie Jedem sein Futter, und auch sie ließen sie durch, und als sie zum Strom kam, sagte sie ihren Spruch und entkam glücklich.

Die Hexe aber, da sie ihre Flucht merkte, lief ihr nach, und rief schon von Weitem der Thür zu: „O Thüre, laß sie nicht durch." Die Thür aber antwortete: „Warum sollte ich sie nicht durchlassen? Sie hat mir gesagt, ich sei schön, du aber schimpfst mich immer." Und die Thür wollte für die Hexe nicht stille stehen, also daß sie sich durchdrücken mußte, so gut sie konnte. Da rief sie auch den Thieren zu, sie sollten die Fliehende nicht durchlassen, aber die Thiere antworteten: „Warum sollten wir sie nicht durchlassen? Sie hat uns ja das Futter gewechselt, daß wir einige Augenblicke Ruhe gehabt haben, du aber hast es nie gethan, und dich wollen wir nicht durchlassen." Da mußte sie einen großen Umweg machen, um vorbei zu kommen, und rief dem Strome zu, er solle die Fliehende aufhalten. Der Strom aber antwortete: „Warum sollte ich sie aufhalten? Sie hat mir gesagt, ich sei schön, du aber schimpfst mich immer, und dich will ich nicht durchlassen." Da floß der Strom immer reißender, und als sie dennoch durch wollte, mußte sie jämmerlich ertrinken.

Als nun aber die arme Frau zu ihrer Herrin zurückkehrte, fand sie, daß große Vorbereitungen zu einem glänzenden Hochzeitsfest gemacht wurden, denn der König Cardiddu sollte nun doch die Tochter der Hexe heirathen. Da mußte auch die arme Frau Hand anlegen und that es mit schwerem Herzen, denn sie hatte den König sehr lieb. Als es aber Abend war, sprach der König zur Hexe: „Lasset die Magd mit zwei brennenden Kerzen am Fußende des Bettes knieen." Und die arme Frau mußte mit zwei brennenden Kerzen am Fußende des Bettes knieen, während die Tochter der Hexe im Bett lag. Die alte Hexe aber wollte um Mitternacht durch ihre Zauberkünste das Stück Boden, auf welchen sie kniete, einfallen lassen, also daß sie sterben müßte. Das wußte aber der König Cardiddu, und nach einer Weile sprach er zu seiner Frau: „Höre, das arme Weib dauert mich, noch dazu in diesem Zustand. Nimm ein Weilchen die Kerzen und laß sie ein wenig sitzen." Da mußte die Tochter der Hexe aufstehen und am Fußende des Bettes niederknieen, die rechte Frau aber setzte sich am Kopfende des Bettes auf einen Stuhl. Da flüsterte der König ihr zu: „Komm und lege dich ganz leise in's Bett Da rückte sie immer näher, bis sie im Bette lag. Als es aber Mitternacht schlug, da gab es einen gewaltigen Lärm, und der Boden sank ein und die Tochter der Hexe fiel in den Keller hinunter. Da standen der König und seine Frau leise auf und entflohen.

Als es nun kaum Tag war, wollte die Hexe nach ihrer Tochter sehen, aber da sie in's Zimmer trat, war Niemand darin. Da lief sie ganz erschrocken in den Keller, und als sie erkannte, daß ihre eigene Tochter sich todt gefallen hatte, fing sie an laut zu schreien, und schwur sich zu rächen. Da verfolgte sie die beiden Fliehenden, und nicht lange, so hatte sie sie beinahe eingeholt. Als der König sie nun kommen sah, sprach er: „Werde du zum Gemüsegarten und ich zum Gärtner darin." Da wurde die Frau zum Gemüsegarten, und der König war der Gärtner darin. Nicht lange so kam die Hexe am Garten an, und frug den Gärtner: „Sagt mir, guter Mann, habt ihr vielleicht einen Mann und eine Frau gesehen, die hier vorbeiliefen?" „Was," antwortete der Gärtner, „junge Erbsen

wollt ihr? die sind noch nicht reif." „Ach nein," sprach sie, „ich frage euch ob ihr einen Mann und eine Frau habt vorbeilaufen sehen?" „Wie könnt ihr nach Rüben fragen," antwortete er, „die sind ja gar nicht an der Zeit!" So antwortete er ihr auf jede Frage, bis die Hexe ungeduldig wurde und davonlief.

Da nahmen die Beiden ihre menschliche Gestalt wieder an und flohen weiter. Die alte Hexe aber hatte sie bald erspäht, und setzte ihnen nach. „Werde du zur Kirche und ich zum Sakristan darin," sprach der König, und alsobald wurde die Frau zur Kirche und er zum Sakristan. Als nun die Hexe vorbei kam, frug sie ihn: „Habt ihr vielleicht einen Mann und eine Frau gesehen, die hier vorbeiliefen?" „Die Messe fängt erst in einer Stunde an," antwortete der Sakristan, „der Pater ist noch nicht gekommen." Und so viel sie ihn auch fragen mochte, er gab keine andere Antwort. Da wurde die Hexe ungeduldig, und lief fort, die Beiden aber nahmen ihre menschliche Gestalt wieder an, und wanderten weiter.

Es dauerte aber nicht lange, da hatte die Hexe sie wieder erspäht, und setzte ihnen nach. „Werde du zum Aal," rief der König, „und ich zum Teich, in dem du herumschwimmst," und sogleich wurde der König zum Teich und seine Frau zum Aal. Als nun die alte Hexe herbeikam, wollte sie den Aal fangen, aber so oft sie ihn auch in Händen hatte, der Aal entschlüpfte ihr immer wieder. Da merkte sie, daß sie auf diese Weise der Beiden nicht habhaft werden konnte, und ging wieder nach Haus, indem sie sprach: „Wartet nur, ich will mich schon noch rächen!" Da setzte sie sich an ihr Fenster, steckte die gefalteten Hände zwischen die Knie, und sprach: „Nicht eher soll die Frau des Königs Cardiddu eines Kindes genesen, bis ich die Hände aus dieser Lage genommen habe."

Der König aber und seine Frau wanderten weiter, bis sie an das königliche Schloß kamen. Kaum aber waren sie dort, so war die Stunde der Frau herbeigekommen, und sie konnte doch das Kind nicht zur Welt bringen, so lange die alte Hexe den Zauber auf ihr ließ. Da rief der König einen treuen Diener, und schickte ihn in alle Kirchen der Stadt

herum, mit dem Befehl an die Küster, sie sollten die Todtenglocken läuten. Dann mußte der Diener sich vor dem Hause der Hexe aufstellen. Als sie ihn nun dastehen sah, frug sie ihn: „Was bedeutet denn das Läuten der Todtenglocken in allen Kirchen?“ Er antwortete: „Der König Cardiddu ist gestorben.“ Da vergaß sie sich in ihrem Jubel und klatschte vor Freuden in die Hände, und sogleich gebar die Frau des Königs einen schönen Knaben. Da mußte der Diener wieder in alle Kirchen laufen, und überall befehlen, mit allen Glocken Gloria zu läuten. Als er sich nun wieder vor das Haus der alten Hexe aufstellte, frug sie ihn: „Warum wird denn Gloria geläutet?“ Er antwortete: „Die Frau des Königs hat einen wunderschönen Knaben bekommen.“ Da merkte sie den Betrug, und in ihrem Zorn rannte sie mit dem Kopf gegen die Mauer, daß sie todt hinfiel. Da feierte der König ein schönes Hochzeitsfest, und es war große Freude im Schloß. Die junge Königin aber ließ ihre Eltern und Schwestern auch an den Hof kommen, und sie lebten alle glücklich und zufrieden, wir aber gehen leer aus.

---

16. Die Geschichte von dem Kaufmannssohne Peppino.

Es war einmal ein Kaufmann, der war ganz unermeßlich reich, und hatte so viel Schätze, daß der König nicht mehr haben konnte. Er lebte mit seiner Frau in Frieden und Eintracht, und nur Eines fehlte ihnen, sie hatten keine Kinder. Da wandte sich eines Tages die Frau an den heiligen Joseph, und sprach: „Lieber heiliger Joseph, wenn ihr mir ein Kind bescheert, so will ich euch eine schöne Kirche bauen, und will jedes Jahr an eurem Festtage ein großes Gastmahl*) halten, und will euch ein kleines Kind von lauterm Golde schenken, und mein Kind soll

*) Am Josephstage, 19. März, pflegen viele Leute ein Gastmahl für die Armen zu veranstalten, bei dem diese festlich gespeist werden. Das nennt man fare convito a S. Giuseppe. Gewöhnlich geschieht das in Folge eines Gelübdes, zuweilen auch nur als eine fromme Sitte.

euren Namen führen.“ Nach einiger Zeit wurde die Frau guter Hoffnung, und als ihre Stunde kam, gebar sie einen wunderschönen Knaben, den nannte sie Giuseppe. Nun denkt euch, welche Freude der Kaufmann und seine Frau an diesem einzigen Sohne hatten! In ihrer Dankbarkeit bauten sie dem heilgen Joseph eine wunderschöne Kirche, und ließen ein kleines Kind von Gold machen, und schenkten es der Kirche. Und als der Tag des Heiligen kam, hielten sie ein großes Gastmahl, zu dem alle Stände geladen waren; die Reichen aßen mit den Reichen, die Bürger mit den Bürgern, und die Armen mit den Armen, und dieses Fest wiederholten sie jedes Jahr.

Der kleine Peppino*) wuchs mit jedem Tage, und wurde so schön, wie man sonst kein Kind sehen konnte, wie konnte es auch anders sein, er war ja durch ein Wunder gemacht, ein Werk des heiligen Josephs. Als er nun 16—17 Jahre alt war, kam er eines Tages zu seinem Vater, und sprach: „Lieber Vater, ich bin nun bald 17 Jahre alt, und habe noch nichts von der Welt gesehen, darum erlaubet mir, mit dem nächsten Schiffe, das ihr absenden werdet, eine Reise zu machen, und die Welt zu sehen.“ „Ach mein Sohn, was willst du denn in der Welt? Du bist ja reich, und brauchst dich nicht zu plagen. Bleibe bei deinen Eltern, denn was sollen wir ohne dich thun?“ So jammerte der Vater, aber Peppino ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen, und bat immer und immer wieder, und weil er der einzige Sohn war, so konnte ihm sein Vater nichts abschlagen, und erlaubte ihm endlich, mit dem nächsten Schiffe zu verreisen. Als aber die Mutter hörte, daß ihr einziger Sohn verreisen wolle, fing sie laut an zu jammern und zu weinen: „Ach, soll ich meinen Sohn dem verrätherischen Meere anvertrauen?“ Doch vergebens, Peppino ließ sich nicht bewegen, da zu bleiben.

Als nun der Vater wieder ein Schiff abzusenden hatte, ließ er es schön ausrüsten für seinen Sohn, rief den Kapitän, und sprach zu ihm: „Ich empfehle dir meinen Sohn, du bist mir für ihn verantwortlich.

*) Deminutiv von Giuseppe.

Wenn du ihn mir gesund wiederbringst, so will ich dich fürstlich dafür belohnen." Der Kapitän versprach, aus allen Kräften für Peppino zu sorgen, und so reisten Beide ab. Nun wollte es das Unglück, daß sie kaum einige Tage gefahren waren, als sich ein furchtbarer Sturm erhob, und der Kapitän meinte, das Schiff werde untersinken. Da ließ er ein kleines Boot in das Meer hinab, und dachte auf diese Weise den Sohn seines Patrons zu retten; kaum war aber Peppino in das Boot gestiegen, als dieses umschlug, und der Jüngling spurlos verschwand. Der Kapitän suchte auf allen Seiten, um ihn zu retten, Peppino kam aber nicht wieder zum Vorschein.

Da er nun nichts mehr machen konnte, fuhr der Kapitän nach Haus. „Ach," dachte er, „wie kann ich nun vor den armen Vater treten, wer soll es ihm erzählen!" Der Kaufmann aber stand am Balkon, und dachte an seinen Sohn. Auf einmal sah er ein Schiff mit gesenkten Segeln einfahren, und erkannte es als das Schiff, in welchem sein Sohn abgereist war. „Ach," dachte er, „gewiß ist mein Sohn ertrunken und gestorben." Als nun der Kapitän ans Land kam, und den Eltern erzählte, wie ihr Sohn untergegangen sei, da gab es im Palast ein großes Trauern und Klagen; der Kaufmann ließ das ganze Haus schwarz behängen und seine Leute mußten Trauerkleider anziehen. Er selbst schloß sich mit seiner Frau ein, sie sahen keinen Menschen und thaten nichts als ihren verlorenen Sohn beweinen. Dem heiligen Joseph aber machten sie Vorwürfe, und sprachen: „O, heiliger Joseph, wie habt ihr uns einen so großen Schmerz angethan; warum habt ihr uns den Sohn gegeben, um ihn uns wieder zu entreißen? Nun machen wir auch an eurem Feiertage kein Gastmahl mehr." Und als der Tag des heiligen Joseph kam, feierten sie ihn nicht. — Doch lassen wir nun die weinenden Eltern, und sehen wir, was aus dem Sohn geworden ist.

Als das Boot umschlug, erfaßte ihn eine große Welle, und warf ihn weit weg auf einen Felsen. Als er sich aber erholt hatte, und um sich blickte, sah er auf einmal, daß der Felsen sich vor ihm öffnete; schöne Mädchen kamen heraus, und sprachen freundliche Worte zu ihm: „Schöner

Jüngling, komm mit uns und bleibe hier, du sollst es gut bei uns haben." Da ließ er sich von ihnen führen, und sie brachten ihn durch den Felsen in einen wunderschönen Garten, in dem blühten die prächtigsten Blumen, und wuchsen die süßesten Früchte. Die schönen Mädchen aber dienten ihm, und brachten ihm, was er nur wünschte. So ging es bis zum Abend, und als er schläfrig wurde, führte sie ihn in einen prächtigen Saal, da stand ein wunderschönes Bett. Sie brachten ihm ein Licht, und nachdem er sich zu Bette gelegt hatte, kamen sie wieder und nahmen das Licht weg. Als er sich aber im Bette umwenden wollte, merkte er zu seinem Erstaunen, daß eine feine, zarte Frauengestalt neben ihm lag, die redete ihn an und sagte: „Bleib nur da, schöner Jüngling; es soll dein Glück sein." Als er aber am Morgen erwachte, war die Gestalt verschwunden, und er hatte sie nicht gesehen.

So ging es ein ganzes Jahr; er lebte wie im Paradies; die schönen Mädchen dienten ihm, und erfüllten jeden seiner Wünsche, und am Abend, wenn sie das Licht weggenommen hatten, lag das schöne Mädchen neben ihm, und redete mit ihm so fein und freundlich, daß er sie von Herzen lieb gewann, und sie gar zu gerne auch einmal gesehen hätte; wenn er aber am Morgen erwachte, war er allein.

Als ein Jahr verflossen war, sprach eines Abends das schöne Mädchen zu Peppino: „Peppino, würdest du auch gerne einmal deine Eltern besuchen?" „Ach ja!" antwortete er, „wenn ich ihnen doch den Trost bringen könnte, daß ich noch lebe, denn sie meinen gewiß, ich sei todt." „Jawohl, das glauben sie," antwortete das Mädchen, „und deshalb haben sie dem heiligen Joseph keine Ehren mehr erwiesen. Nächstens ist aber wieder das Fest des heiligen Joseph. Nimm diese Zaubergerte, und schlage morgen damit gegen den Felsen, so wird er sich öffnen, daß du hindurch kannst. Gehe zu deinen Eltern, und sei glücklich und vergnügt mit ihnen; bedenke aber, daß du dich hier wieder einfinden mußt, sobald du das Fest des heiligen Joseph gefeiert hast, sonst ist es dein Unglück."

Am anderen Morgen legte Peppino königliche Gewänder an, schlug mit der Gerte gegen den Felsen, alsobald öffnete er sich, und draußen

stand ein prächtiges Pferd, und ein großes Gefolge erwartete ihn, um ihn zu begleiten; also daß sein Zug dem eines Königs glich. Als er nun in seine Vaterstadt kam, erscholl das Gerücht, ein großer Herrscher ziehe ein, und die Vornehmsten und Reichsten der Stadt zogen ihm entgegen, und meinten, er wäre ein König, und Jeder bat ihn, doch in seinem Hause abzusteigen. Er aber sandte einen Boten zu seinem Vater, und ließ ihm sagen: „Ein reicher König zieht in die Stadt ein, und will bei euch absteigen." Der Kaufmann antwortete: „Ach! seit länger als einem Jahre ist mein Haus traurig und verödet, da ja mein einziger Sohn verloren gegangen ist. Gegen des Königs Willen läßt sich aber nicht handeln, und so will ich ihn denn in meinem Hause empfangen." Da ließ er seinen Palast aufs herrlichste schmücken, und die Treppe wurde mit den feinsten Teppichen belegt, und als der König kam, gingen ihm der Kaufmann und seine Frau bis an die Treppe entgegen. Als aber Peppino seine Eltern sah, stieg er eilends vom Pferd, küßte seinem Vater die Hand und sprach: „Segnet mich, lieber Vater!" Dann küßte er auch die Hand seiner Mutter und sprach: „Segnet mich, liebe Mutter!" Nun denkt euch die Freude der Eltern, als sie ihren todtgeglaubten Sohn wiedersahen, und mit welcher Herzlichkeit sie dem heiligen Joseph für seine Gnade dankten. Peppino aber mußte Alles erzählen, wie es ihm ergangen war, und wie er auch von dem schönen Mädchen sprach, das er noch nie gesehen habe, sagte seine Mutter: „Dafür wollte ich dir schon einen guten Rath geben!" Nach einigen Tagen war das Fest des heiligen Joseph, da gaben die Eltern ein Gastmahl, so prächtig und so reich, wie sie noch keines gegeben hatten, und luden die ganze Stadt dazu ein.

Als aber das Fest zu Ende war, sprach Peppino: „Nun muß ich euch verlassen, denn ich muß in den Felsen zurück, sonst ist es mein Unglück." Die Mutter fing an zu weinen, und wollte ihn nicht ziehen lassen, Peppino aber antwortete: „Mutter, wenn ihr mich zurückhaltet, so wird es mein Unglück sein." Als sie nun sah, daß sie ihn nicht zurückhalten konnte, gab sie ihm eine kleine Kerze und ein Fläschchen, und sprach zu ihm: „Höre, mein Sohn, wenn du das schöne Mädchen sehen

willst, so befolge meinen Rath. Wenn sie eingeschlafen ist, so stecke die Kerze ins Fläschchen, so wird sie sich alsbald von selbst entzünden, und du kannst die Schöne sehen." Peppino nahm die Kerze und das Fläschchen, umarmte seine Eltern, und ritt mit seinem Gefolge dem Meeresufer entlang, bis er an den Felsen kam. Kaum hatte er sich dem Felsen genähert, als derselbe sich öffnete, die schönen Mädchen ihn umringten, und ihn voll Freude hereinführten. Er aber konnte vor Ungeduld kaum den Abend erwarten, wo er das schöne Mädchen zu schauen hoffte. Als er nun zu Bette gegangen war, nahmen die Mädchen das Licht weg, und alsbald lag die zarte Gestalt wieder neben ihm, und frug ihn: „Nun Peppino, bist du auch recht vergnügt gewesen? Hast du deine Eltern in guter Gesundheit getroffen?" „Ja wohl," edles Mädchen, antwortete er; „doch ich bitte euch, sprechet nun nicht weiter mit mir, denn ich bin müde von dem langen Ritt und möchte gerne schlafen." Als sie aber eingeschlafen war, nahm er schnell die Kerze hervor, und steckte sie in das Fläschchen; alsbald brannte sie licht und hell, und bei dem Scheine sah er ein Mädchen von so wunderbarer Schönheit, daß er sich nicht von dem Anblicke trennen konnte, und sie voll Entzücken anschaute. Wie er sich aber über sie neigte, um sie zu küssen, fiel ein Tropfen Wachs auf ihre feine Wange, — in demselben Augenblick verschwand das ganze schöne Schloß, und er fand sich in finsterer Nacht, nackt und allein, ganz oben auf einem Berge, der mit Schnee bedeckt war. „Ach!" seufzte er, „was soll nun aus mir werden? Wer wird mir helfen?" Es war aber Niemand da, der ihm helfen konnte, und so kroch er denn mühsam auf Händen und Füßen, bis er am Morgen am Fuße des Berges ankam. Da sah er nicht weit von sich einen großen Bauernhof liegen, auf den ging er zu, klopfte an, und als der Bauer ihm aufmachte, sprach er zu ihm: „Ach, guter Mann, könnt ihr mich nicht in eurem Hof anstellen, daß ich auf diese Weise mein Brod verdiene?" „Wer seid ihr denn?" frug der Bauer. „Ach, ich bin ein armer Hausirer," antwortete er, „und diese Nacht, als ich über den Berg kam, haben mich die Räuber angefallen, und haben mich ganz ausgeplündert; sogar die Kleider haben

sie mir ausgezogen." „Nun gut, armer Mann," sagte der Bauer, „bleibet bei mir, und ich will euch zu essen geben, auch hier und da ein altes Kleidungsstück; dafür müsset ihr mir die Schafe hüten. Ihr dürfet sie aber nicht in jenen Wald treiben, denn da haust ein mächtiger Lindwurm mit sieben Köpfen; der würde euch und die Schafe fressen." Also blieb Peppino bei dem Bauer, trug ärmliche Kleidung und bekam geringe Speise, und mußte täglich die Schafe auf die Weide führen.

Eines Tages, da die Schafe weideten, hörte er auf einmal eine laute Stimme, die ihn rief: „O, Peppe!" Er schaute sich um, sah aber Niemand. Da rief die Stimme noch einmal, und sprach: „Folge der Stimme!" Da ging er dem Klang der Stimme nach, und kam an einen Felsen, davor stand eine wunderschöne Frau, die reichte ihm drei Borsten und sprach: „Verwahre sie wohl, und wenn du etwas nöthig hast, so verbrenne sie." Als sie das gesagt hatte, verschwand sie, Peppino aber verwahrte die drei Borsten auf seiner Brust.

Nach einigen Tagen hörte er sich wieder rufen: „O, Peppe!" und als er sich umsah, sprach die Stimme: „Folge der Stimme!" Da folgte er dem Klang der Stimme, und kam an denselben Felsen, da stand die schöne Frau, und gab ihm drei Federn, und sprach: „Verwahre sie wohl, und wenn du etwas nöthig hast, so verbrenne sie." Dann verschwand sie, und Peppino legte die Federn zu den Borsten.

Wieder nach einigen Tagen rief sie ihn zum drittenmal, und gab ihm drei Haare mit denselben Worten.

Nun verging noch einige Zeit, da begab es sich, daß der Fürst, dem die Güter alle gehörten, einen Boten zum Bauer sandte, und ihm sagen ließ: „Der Patron will, daß ihr ihm in drei Tagen alle Rechnungen bringet." Seit vielen Jahren aber hatte der Bauer die Rechnungen nicht mehr in die Reihe gebracht, also daß er ganz niedergeschlagen da saß, und sich den Kopf zerbrach, wie er die Rechnungen machen sollte. Das sah Peppino, und sprach zu ihm: „Massaro, soll ich euch nicht helfen? ich kann auch Rechnungen machen." Damit war der Bauer

zufrieden und Peppino brachte ihm alle Rechnungen in Ordnung, und nach drei Tagen konnte der Bauer in die Stadt gehen, und dem Fürsten die Rechnungen überbringen. Als sie nun der Fürst durchgelesen hatte, sprach er: Habt ihr diese Rechnungen selbst gemacht, Massaro?" Der Bauer dachte: „Der dumme Peppe hat sich gewiß geirrt," und antwortete ganz kleinlaut: „Ach, Excellenz, habet Nachsicht mit mir, einer meiner Knechte hat sie gemacht." „Das ist kein Knecht," antwortete der Fürst, „sondern gewiß ein feiner Herr, bringe ihn her, denn er soll mein Verwalter werden." „Ach, Excellenz, ich kann ihn euch nicht bringen, denn er trägt so ärmliche schlechte Kleider." „Bekümmere dich nicht darum," sprach der Fürst, und gab ihm gute Kleider und ein Pferd mit, damit Peppino ordentlich zur Stadt kommen konnte. Der Bauer ging ganz vergnügt nach Hause, und sprach zu Peppino: „O, Peppe! dir blüht ein großes Glück; der Patron sagt, du seiest zum Knecht zu gut und hat dich zu seinem Verwalter gemacht." Da wusch sich Peppino, und legte die feine Kleidung an, und als er so fein und sauber da stand, sah man erst, wie schön er war. Also kam er in die Stadt, und blieb beim Fürsten als sein Verwalter, und der Fürst liebte ihn wie seinen Sohn.

Nun hatte aber der Fürst eine einzige Tochter, die war ein sehr schönes Mädchen; und als sie den schönen Jüngling sah, verliebte sie sich in ihn, also daß sie nur den einzigen Wunsch hatte, er möchte doch ihr Gemahl werden. Da sagte sie oft zu ihm: „Ach! Peppino! wenn es mein Vater erlaubte, so möchte ich dich wohl gerne heirathen." Er aber antwortete: „O, edles Fräulein! euch gebührt es, einen Fürsten zu heirathen, und nicht einen armen Burschen wie ich einer bin." Denn er dachte nur immer an seine schöne Braut, und wenn er seine Arbeiten beendigt hatte, ging er an den Meeresstrand und seufzte: „Ach, wenn mich doch ein günstiger Wind zu ihr hinführte!" So vergingen sieben Jahre, da sprach Peppino zum Fürsten: „Excellenz! ich habe euch nun so lange treu gedient, nun lasset mich ziehen, denn ich kann nicht länger bei euch bleiben." Der Fürst war sehr betrübt, und seine Tochter weinte sich fast die Augen aus; Peppino aber blieb dabei: „Ich

kann nun nicht länger bei euch bleiben.“ Da nun der Fürst sah, daß er ihn nicht mehr halten konnte, beschenkte er ihn reichlich und ließ ihn ziehen. Peppino aber ging an das Ufer des Meeres, und da er ein Schiff sah, das absegeln sollte, frug er die Schiffer: „Wohin fahrt ihr?“ „Gegen Sonnenuntergang.“ „So nehmet mich mit, und ich will euch hundert Unzen geben, denn ich muß auch gegen Sonnenuntergang ziehen.“ Da nahmen sie ihn mit, und fuhren gegen Sonnenuntergang, und als sie viele Tage gefahren waren, sah er endlich den Felsen vor sich liegen, in dem das schöne Schloß war. Hier ließ sich Peppino ans Land setzen, und blieb allein am öden Ufer zurück. Der Felsen aber war verschlossen, und öffnete sich erst, nachdem er eine lange Zeit gewartet hatte. Niemand kam ihm entgegen, um ihn zu begrüßen; da ging er hinein, und fand Alles gerade so, wie er es verlassen hatte. Die schönen Mädchen brachten ihm wohl zu essen und zu trinken, aber so freundliche Worte sprachen sie nicht mehr zu ihm, wie früher. Als er sich zu Bette gelegt hatte, nahmen sie das Licht nicht fort; das schöne Mädchen lag aber doch neben ihm, und frug ihn gar spöttisch: „Nun, wie hat es dir auf dem Schneeberg gefallen? Und wie lieblich war es, dem Bauer zu dienen, und ihm die Schafe zu hüten? Warum bist du denn nicht bei der schönen Fürstentochter geblieben?“ Er aber antwortete ihr demüthig, und bat sie um Verzeihung, bis sie wieder ganz freundlich wurde, und zu ihm sprach: „Höre mich an, Peppino; ich bin eine verzauberte Königstochter, und wenn du an jenem Abende deine Neugierde bezähmt hättest, so wäre ich nun schon lange erlöst. Mein Vater war ein mächtiger König und ich seine einzige Tochter. Er wollte mich aber nicht verheirathen, und als er zum Sterben kam, verzauberte er mich in dieses Felsenchloß hinein; und sein Geist hält mich hier gefangen.“ „Gibt es denn kein Mittel, dich zu erlösen?“ frug Peppino. „Wohl gibt es ein Mittel,“ antwortete sie, „was aber dazu gehört, kannst du nun und nimmer ausführen.“ „Ach, sage mir doch, was es ist,“ bat er, „du wirst sehen, ich habe den Muth dazu.“ „Nun denn, so höre genau zu, was ich dir sagen werde. Wenn du dich und mich erlösen willst, so mußt du morgen früh den

Felsen verlassen, und diese Zaubergerte mitnehmen. Dann mußt du in jenen Wald gehen, wo der Lindwurm mit den sieben Köpfen haust. Am Saum des Waldes schlage mit der Gerte auf den Boden, so wird sich ein Pferd aus dem Boden erheben, und ein Zauberschwert. Besteige das Pferd, schnalle das Schwert um, und reite so in den Wald und bekämpfe muthig den Lindwurm. Denn du wirst ihn besiegen, und ihm die sieben Köpfe abhauen. Die Köpfe aber bringe dem Bauer, der dich so mitleidig aufgenommen hat, und sage ihm, er solle sie zum Fürsten bringen, und sich von demselben dafür die Erlaubniß erbitten, zwölf Jahre lang in dem Walde Holz fällen zu dürfen. Alsdann gehe wieder in den Wald, dort mußt du dir ein Kaninchen herbeizaubern und einen Hund. Der Hund wird das Kaninchen jagen, und dir bringen; zerschneide es, so wird eine weiße Taube daraus auffliegen. Auch die Taube wird der Hund dir bringen; zerschneide sie, so wirst du in ihrem Leib ein Ei finden, das mußt du wohl verwahren. Endlich mußt du um Mitternacht in den Wald kommen, dort wirst du mich sehen, liegend und schlafend. Auf mir aber liegt der Geist meines Vaters. Nähere dich leise, ziele gut, und wirf ihm das Ei mitten auf die Stirn, so wird er in den Abgrund rollen, und auf ewig verschwinden. Wenn du dieses Alles vollbracht hast, so bin ich erlöst." „Wie soll ich aber das Kaninchen herbeizaubern?" frug Peppino. „Dafür mußt du selbst sorgen," antwortete sie.

Am andern Morgen verließ Peppino den Felsen, er nahm die Zaubergerte, und wanderte viele Tage lang, bis er endlich an den Wald kam, wo der Lindwurm hauste. Da schlug er mit der Gerte auf den Boden, und alsbald erhob sich ein prächtiges Pferd und ein blitzendes Schwert, er schnallte das Schwert um, schwang sich aufs Pferd, und ritt in den Wald hinein. Nicht lange, so kam ihm der Lindwurm entgegen, und wollte ihn verschlingen. Er aber zog muthig sein Schwert, und kämpfte mit dem Lindwurm, bis er ihm alle sieben Köpfe abgehauen hatte. Da kam er zu dem Bauer und sprach zu ihm: „Ihr habt mir so viel Gutes erwiesen, als ich arm und elend war, nun bin ich reich und

mächtig geworden, und zum Dank schenke ich euch diese sieben Köpfe. Ich habe den Lindwurm umgebracht, und das sind die Köpfe. Bringet sie zu eurem Patron, und gebet ihm diese freudige Nachricht, unter der Bedingung, daß er euch auf zwölf Jahre erlaube, in dem Walde Holz zu fällen." „Nun bin ich ein gemachter Mann," rief der Bauer voll Freude; „seit so viel Jahren ist Niemand mehr in den Wald gegangen um Holz zu fällen, weil der grimmige Lindwurm darin hauste; deshalb wird mir der Patron in seiner Herzensfreude die Bedingung gern zugestehen."

Darauf nahm Peppino Abschied von dem Bauer, und ging wieder in den Wald, in tiefen Gedanken, denn er wußte nicht, wie er nun das Kaninchen herzaubern sollte. Auf einmal gedachte er an die drei Borsten, welche die schöne Frau ihm gegeben hatte; die schöne Frau war aber niemand anders gewesen als die verzauberte Königstochter. Da verbrannte er die drei Borsten, und alsbald sprang ein Kaninchen aus dem Gras und lief durch den Wald. Da verbrannte er auch die drei Federn, und sogleich sprang ein Hund hervor, der verfolgte das Kaninchen und brachte es dem Peppino. Dieser schnitt es entzwei, und eine weiße Taube flog heraus; der Hund verfolgte sie, bis sie sich niedersetzte, dann ergriff er sie, und brachte sie dem Jüngling. Peppino schnitt sie auf und fand in ihrem Leib ein Ei, gerade so, wie die Königstochter es vorhergesagt hatte. Das Ei verwahrte er, und als es Mitternacht war, schlich er leise in den Wald. Da sah er die Königstochter vor sich liegen und schlafen, und sie schien ihm viel schöner als je; auf ihr aber lag der Geist ihres Vaters. Leise schlich er hinzu, und als er ganz nahe bei ihnen stand, zog er das Ei hervor, zielte, und warf es dem Geiste des alten Königs mitten auf die Stirn. Kaum hatte er ihn getroffen, so gab es einen furchtbaren Schlag, der König rollte in den Abgrund hinab, und ward nicht mehr gesehen; die Königstochter erwachte, und fiel ihm voll Freuden in die Arme, vor ihnen aber stand ein prächtiges Schloß, mit vielen herrlichen Schätzen. Da rief die Königstochter: „Du hast mich erlöst, und nun gehören alle diese Schätze dir. Wir wollen sie mit-

nehmen, und zu deinen Eltern gehen, und dann soll unsere Hochzeit sein." Da nahmen sie alle die Herrlichkeiten mit, und kehrten in Peppino's Vaterstadt zurück.

Als aber der Kaufmann und seine Frau ihren lieben Sohn wiederkehren sahen, und mit ihm seine schöne Braut, dankten sie voll Freude dem heiligen Joseph, und feierten eine prächtige Hochzeit. Und so blieben sie reich und getröstet, wir aber sind hier sitzen geblieben.

---

17. Von dem klugen Mädchen.

Es waren einmal zwei Brüder, der eine hatte sieben Söhne, der andere aber sieben Töchter. Wenn nun der Vater von den sieben Söhnen seinem Bruder begegnete, so rief er ihm immer zu: „O Herr Bruder, ihr mit sieben Blumentöpfen und ich mit sieben Schwertern!"*) Das verdroß den Andern über die Maßen und wenn er nach Hause kam, war er immer mißmuthig und verstimmt. Seine jüngste Tochter aber war ein wunderschönes Mädchen und dabei sehr schlau. Da sie nun ihren Vater immer so mißmuthig sah, frug sie ihn eines Tages, was ihm fehle. „Ach Kind," antwortete er, „da ist mein Bruder, der wirft mir immer vor, daß ich nur sieben Töchter habe und keine Söhne, und sagt mir so oft er mich sieht: O Herr Bruder, ihr mit sieben Blumentöpfen und ich mit sieben Schwertern!" „Wißt ihr was, Vater," sprach das kluge Mädchen, „wenn euer Bruder wieder so spricht, so antwortet ihm nur, eure Töchter seien klüger als seine Söhne und bietet ihm eine Wette an, er solle seinen jüngsten Sohn ausschicken und ihr wolltet eure jüngste Tochter ausschicken, wem von beiden es zuerst gelinge dem Königssohn seine Krone zu rauben." „Ja, das will ich thun," sagte der Vater, und als er das nächste Mal seinen Bruder antraf, und der ihn wieder neckte, antwortete er: „O Herr Bruder, meine Töchter sind aber doch klüger als Eure Söhne, und zum

*) O sau frate, voi cu setti graste, e ju cu setti spadi.

Beweis dafür biete ich euch eine Wette an: Schicket euern jüngsten Sohn aus, so will ich meine jüngste Tochter schicken und dann wollen wir sehen, wer von Beiden es zuerst fertig bringt, dem Königssohn seine Krone zu rauben." Der Bruder war es zufrieden und so zogen der Jüngling und die Jungfrau zusammen aus.

Als sie eine Weile gegangen waren, kamen sie an ein Flüßchen,*) in dem eben viel Wasser floß. Die Jungfrau zog ihre Schuhe aus, schürzte ihr Röckchen und watete munter durch's Wasser. Der Jüngling aber dachte: „Was soll ich mir meine Füße naß machen? Ich will warten bis sich das Wasser verlaufen hat!" Also setzte er sich hin und damit das Flüßchen schneller trocken werden sollte, schöpfte er Wasser mit einer Haselnußschaale und goß es aus in den Sand. Seine Base aber ging weiter, bis sie einem Bauerburschen begegnete: „Schöner Bursche," sprach sie, „gieb mir deine Kleider, so will ich dir die meinigen dafür geben." Der Bursche war es zufrieden und so nahm das Mädchen die Männerkleidung und legte sie an. Dann machte sie sich wieder auf den Weg, bis sie in die Stadt kam, wo der Königssohn wohnte. Da ging sie vor das königliche Schloß und fing an auf und ab zu gehen; der Königssohn aber stand am Balkon, und da er den schönen Jüngling sah, rief er ihn und frug ihn wie er heiße. „Ich heiße Giovanni, und bin hier fremd," antwortete sie, könnt ihr mich nicht in euern Dienst nehmen?" „Willst du mein Sekretär sein?" frug der Königssohn. Sie war es zufrieden und der Königssohn nahm sie in seinen Dienst und gewann seinen Sekretär von Tag zu Tag lieber. Wenn er aber ihre schönen weißen Hände betrachtete, so kam ihm immer der Gedanke: „Das ist ja keine Männerhand, Giovanni ist gewiß ein Mädchen!" Da ging er zu seiner Mutter und sagte ihr das, sie aber antwortete: „Ach geh' doch, warum soll es nun gerade ein Mädchen sein!" „Nein Mutter," sagte der Königssohn, ich bin gewiß, daß Giovanni kein Mann ist, seht doch nur seine feinen weißen Hände an.

*) Fiumara.

Johannes schreibt
Mit seiner Hand,
Hat Frauen Art und Weise,
Die macht mich krank zum Tode.*)

„Nun denn, mein Sohn," sprach die Königin, wenn du dir Gewißheit verschaffen willst, so nimm ihn mit in den Garten. Wenn er sich eine Nelke pflückt, so ist er ein Mädchen, pflückt er sich aber eine Rose, so ist er gewiß ein Mann." Das that der Königssohn, rief seinen treuen Diener und sprach zu ihm: „Giovanni, wir wollen ein wenig in den Garten gehen. „Wohl, Königliche Hoheit," antwortete das kluge Mädchen, und sie gingen in den Garten. Sie hütete sich aber wohl nach den Nelken zu schauen, sondern pflückte sich eine Rose und steckte sie in's Knopfloch. „Sieh doch einmal die schönen Nelken an," sprach der Königssohn. Sie aber antwortete: „Was sollen wir mit den Nelken, wir sind ja keine Mädchen!"**)

Nun ging der Königssohn zu seiner Mutter, die sagte: „Siehst du, ich habe es dir ja gesagt!" „Nein Mutter," antwortete er, „ich lasse es mir nicht ausreden, denn

Johannes schreibt,
Mit seiner Hand,
Hat Frauen Art und Weise,
Die macht mich krank zum Tode.

„Weißt du was," sagte die Königin, „schlage ihm vor, dich in's Meerbad zu begleiten, wenn er es annimmt, so kann dir doch kein Zweifel bleiben." Der Königssohn rief seinen Sekretär und sprach: „Giovanni, es ist heute so warm, wollen wir nicht zusammen in's Meerbad gehen?"

---

*) Giovanni scrive
Cu manu suttile
Modu di donna
Ca mi fa murire.

**) Das Mädchen zieht nämlich die Nelke vor, weil sie obgleich unscheinbar, doch herrlich duftet, während der Jüngling mehr auf die Schönheit sieht. Außerdem ist die Nelke das Zeichen der glücklichen Liebe; das Mädchen wirft ihrem Liebhaber eine Nelke herab, wenn sie seine Bewerbung annimmt.

„Warum nicht!“ antwortete das kluge Mädchen. „Wir wollen gleich gehen, königliche Hoheit.“ Als sie aber an den Meeresstrand kamen, rief sie auf einmal: „Ach, königliche Hoheit, ich habe vergessen, die Handtücher mitzunehmen; wartet aber einen Augenblick auf mich, derweil ich in's Schloß zurückeile und sie hole.“ Da lief sie in's Schloß, trat vor die Königin und sprach: „Der Königssohn will sogleich seine goldene Krone haben, und läßt euch bitten, sie mir ohne Verzug zu geben.“ Da gab ihr die Königin die goldene Krone, und das kluge Mädchen schrieb schnell auf einen Zettel:

„Jungfräulich kam ich,
Jungfräulich geh ich weg.
Gefoppt ist der Prinz
Gar schlau und frech.“ *)

Diesen Zettel klebte sie am Thore an, bestieg ein Pferd und ritt mit der Krone davon. Als sie nun an das Flüßchen kam, saß ihr Vetter noch immer da, und schöpfte Wasser mit seiner Haselnußschaale. Da zeigte sie ihm lachend die goldene Krone, und sprach: „Hatte mein Vater nicht Recht, da er sagte, wir seien klüger als ihr?“ Damit ritt sie durch den Strom, und kam fröhlich nach Hause.

Unterdessen aber wartete der Königssohn immer noch auf seinen Sekretär, und als er endlich die Geduld verlor, und nach Hause ging, sah er schon von Weitem den Zettel am Thore, und da er ihn gelesen hatte, lief er voll Schmerz zu seiner Mutter und rief: „Sagte ich euch nicht, daß Giovanni ein Mädchen sei? Und nun ist sie fort, und ich wollte sie zu meiner Gemahlin erheben?“ Da ließ er sein Roß satteln, und machte sich auf, um das schöne Mädchen zu suchen.

Lange Zeit ritt er immer gerade aus, und so oft ihm Jemand begegnete, frug er ihn, ob er nicht einen schönen Jüngling habe vorbei-

---

*) Schetta vinni,
Schetta mi nni vaju,
E lu figghiu ddu rè
Gabbatu l'aju.

reiten sehen? aber Niemand konnte ihm Auskunft geben. Endlich kam er an das Flüßchen, wo der Sohn des anderen Bruders noch immer mit der Haselnußschaale Wasser schöpfte. „Schöner Bursche," rief er ihn an, „ist vielleicht ein Jüngling zu Pferd hier vorbeigeritten, der in seiner Hand eine goldene Krone trug?" „Das ist ja meine Base," antwortete der Bursche, „die ist zur Stunde gewiß zu Hause." „So führe mich zu ihr hin," sprach der Königssohn, und sie gingen zusammen in die Wohnung des Mädchens. Dieses hatte unterdessen wieder Frauenkleidung angelegt und sah so noch viel schöner aus, und als der Königssohn sie erblickte, eilte er auf sie zu, und sprach: „Du sollst meine liebe Gemahlin sein!" Da nahm er sie auf sein Schloß, und sie ließ auch ihren Vater und ihre Schwestern hinkommen, und sie feierten eine glänzende Hochzeit und blieben zufrieden und glücklich, wir aber sitzen hier und schauen einander an.

18. Die gedemüthigte Königstochter.

Es war einmal ein König, der hatte eine sehr schöne Tochter, sie war aber auch sehr launenhaft und stolz, und nie war ihr ein Freier recht. So viele auch auf das Schloß kommen mochten, sie machte sich über alle lustig, und ließ sie mit Schimpf und Schande abziehn, der König machte ihr Vorwürfe, sie aber wollte nicht hören, und trieb nach wie vor mit den Freiern ihr Spiel. Endlich wollte kein Freier mehr kommen.

Da schickte der König in ferne Länder, wo man noch nichts von ihr wußte, und ließ die Bilder von den schönsten Prinzen kommen, sie gefielen ihr aber Alle nicht. Endlich jedoch, weil der König ihr so viel Vorwürfe machte, zeigte sie auf das Bild eines sehr schönen Königs, und sprach: „Lasset Den kommen, ich will ihn zum Manne nehmen." Da ward der alte König hoch erfreut, und ließ den jungen König mit allen Ehren abholen, und empfing ihn auf's Glänzendste. Er ließ ihm zu Ehren schöne Festlichkeiten geben, und Alles schien gut weiter zu gehen.

Eines Tages aber, da sie zu Tische saßen, bemerkte die Königstochter, daß der junge König einen Stuhl genommen hatte, auf dem ein Federchen lag, und daß ihm beim Essen ein wenig Sauce auf die Brust fiel. „O," rief sie gleich, „Feder auf dem Stuhl, Sauce auf der Brust!"*) und wollte ihn nun nicht mehr haben. Da ward der junge König sehr gekränkt, und mußte mit Beschämung in sein Land zurückkehren; der alte König aber ward so zornig, daß er seine Tochter verstieß, und sie mit einer Kammerfrau in die weite Welt hinaus jagte.

Da wanderte die Königstochter mit ihrer Kammerfrau, bis sie in ein Städtchen kamen, wo sie ein kleines Häuschen mietheten. Sie mußten aber doch leben. Also zog die Kammerfrau aus und verschaffte sich Weißzeug, das brachte sie nach Haus, und die Königstochter nähte es. So trieben sie es lange Zeit.

Der junge König aber hatte die Königstochter von Herzen lieb gewonnen, und hatte keine Ruhe ohne sie. Da er nun hörte, daß sie von ihrem Vater verstoßen worden war, verkleidete er sich in einen Hausirer, und wanderte mit seinem Kasten durch das ganze Reich, um sie wo möglich zu finden. Eines Tages nun kam er in die Stadt wo sie wohnte, und da er seine Waare ausrief, fiel ihr ein, daß sie keine Nadeln mehr habe, und rief ihn, um bei ihm welche zu kaufen. Als er sie nun sah, ward er sehr erfreut, und verkaufte ihr allerlei, und dazwischen unterhielt er sich mit ihr. Als er nun hörte, daß sie Weißzeug nähe, bestellte er ein Dutzend Hemden bei ihr, und kam oft, um nachzusehen, wie weit sie wären. Er wollte sich aber an ihr rächen für die Demüthigung, die sie ihm zugezogen hatte, also gab er sich nicht zu erkennen, sondern kam immer als Hausirer.

Nach einiger Zeit nahm er einmal die Kammerfrau bei Seite, und sprach zu ihr: „Wenn es ihr recht ist, möchte ich gern dies junge Mädchen heirathen. Ich kann sie zwar jetzt noch nicht heirathen, aber ich möchte sie doch mitnehmen in mein Land, denn ich kann nicht länger hier

*) Pinna in seggia e sarsa in pettu!

bleiben." Da ging die Kammerfrau zu ihrer jungen Herrin, und redete ihr zu, sie solle den Hausirer doch nehmen, „denn," sprach sie, „wenn ich sterben sollte, dann wäret ihr ja allein auf der Welt." Die Königstochter wollte zwar nicht gern, aber ihr Stolz war gebrochen, und sie sagte „ja", und ging mit dem Hausirer in die weite Welt. Sie wanderten viele viele Tage lang, bis sie in das Reich des jungen Königs kamen. Die arme Königstochter war so matt, daß sie kaum mehr vorwärts konnte; da führte sie ihr Mann in ein ärmliches Häuschen und sprach: „Siehst du, da ist meine Wohnung, da müssen wir uns behelfen."

Nun mußte die zarte Königstochter alle Arbeit thun, kochen, und waschen und nähen, und jeden Morgen wanderte der Hausirer fort, und wenn er am Abend wiederkam, brachte er ihr eine Kleinigkeit mit, und sagte: „Siehst du, das ist Alles, was ich verdient habe. Er blieb aber den ganzen Tag in seinem Schloß bei seiner Mutter, der er erzählte, daß er die junge Königstochter bei sich habe, die ihn so gekränkt habe.

Nach einiger Zeit kam er einmal zur Königstochter und sprach: „Wir müssen nun ausziehen, denn ich kann die Miethe nicht länger bezahlen. Ich will aber zur Königin gehen, und sie bitten, uns zu erlauben, in einem ihrer Ställe zu schlafen. Sie ist meine Gönnerin, und wird mir meine Bitte nicht abschlagen." Da ging er fort, und als er wiederkehrte, sprach er: „Die Königin hat es mir erlaubt, und wir werden von nun an im Stall wohnen." Also mußte die zarte Königstochter im Stall wohnen, und auf dem Stroh schlafen. Sie trug es aber mit Geduld, und dachte nur: „Ich habe es verdient durch meinen Stolz." Ihr Mann aber ging jeden Morgen mit seinem Kasten fort, um zu hausiren; er ging aber nur ein Paar Schritte, so lange sie ihn sehen konnte, dann trat er durch eine andere Thüre in das Schloß, kleidete sich als König an, und ging nun immer an ihr vorüber, ohne daß sie in ihm ihren Mann erkannt hätte; sie sah aber wohl, daß er der von ihr verschmähte Freier war, und meinte, sie müsse in den Boden sinken vor Scham.

Eines Tages kam er nun zu seiner Mutter, und sprach: „Die

Königstochter ist noch nicht genug gestraft für ihren Stolz; laßt sie heraufkommen, und im Schloß als Näherin arbeiten." „Ach, mein Sohn," sprach die Mutter, „laß doch das arme Mädchen in Ruh, und nimm es wieder zu Gnaden an." „Nein," antwortete er, „die Demüthigung, die ich durch sie erfahren habe, soll sie auch erfahren."

Da ging er zu seiner Frau, und sprach: „Im Schlosse wird jetzt viel Kinderzeug genäht, denn der König hat sich verheirathet, und die junge Königin erwartet ein Kind. Die alte Königin aber hat dich rufen lassen, damit du auch arbeiten hilfst." „Ach nein," antwortete sie, „laß mich hier bleiben, ich schäme mich dem jungen König unter die Augen zu kommen." „Ach was," rief er, „wovon sollen wir denn leben? Geh gleich hinauf, der junge König wird sich nicht um dich bekümmern. Und höre, sei nicht dumm, und wenn du ein Hemdchen oder ein Häubchen nehmen kannst, so thue es, du wirst es bald brauchen." „Ach nein," sprach sie, „wie könnte ich so etwas thun." „Mache mich nicht bös," rief ihr Mann, „und thue, was ich dir sage. Du kannst es ja im Busen verstecken."

Die arme Königstochter ging also in's Schloß, und weil sie sich vor ihrem Mann fürchtete, so nahm sie ein Hemdchen unbemerkt weg, und versteckte es im Busen. Als sie aber so saß und nähte, kam auf einmal der junge König herein, und rief: „Wen habt ihr denn hier zum Nähen? ich kenne diese Frau als eine Diebin." Die arme Königstochter wurde bald roth, bald blaß, und die alte Königin sprach: „Laß die Näherin in Ruhe, mein Sohn; es ist eine arme Frau, die bei uns im Stall wohnt. „Nein," sprach er, sie ist eine Diebin, und ich will es euch beweisen." Da griff er ihr in den Busen, und zog das Hemdchen heraus. Die arme Königstochter erschrak so sehr, daß sie ohnmächtig wurde. „Mein Sohn," sprach die Königin, „sieh, wie das arme Mädchen leidet Ende nun ihre Leiden." „Nein," sprach er, „sie ist noch nicht genug gestraft," und ließ sie in den Stall hinuntertragen.

Als er am Abend wieder kam, erzählte sie ihm weinend ihr Unglück. und sagte, sie wolle nicht wieder ins Schloß gehen. Er aber fuhr sie hart an, und befahl ihr den nächsten Morgen wieder hinauf zu gehen, und

auch wieder etwas zu nehmen. „Du kannst es ja unter die Schürze verstecken, meinte er. Sie weinte zwar bitterlich, mußte aber doch gehorchen, und den nächsten Morgen ging sie wieder in's Schloß zum Nähen, und als sie Niemand beobachtete, nahm sie zwei Häubchen, und versteckte sie unter die Schürze. Als sie aber nähte, kam der König herein, und rief: „Habt ihr diese Diebin schon wieder heraufkommen lassen? Ich will euch doch zeigen, daß nichts vor ihr sicher ist." Da griff er ihr unter die Schürze, und zog die Häubchen hervor. Die Königstochter wurde ohnmächtig, und trotz der Bitten der alten Königin ließ sie der König wieder in den Stall zurückbringen.

In der Nacht aber kam ihre Stunde, und sie gebar einen wunderschönen Knaben. Da brachte ihr ihr Mann ein wenig Fleischbrühe, und sprach: „Die Königin schickt dir diese Fleischbrühe, und diese alten Windeln für unseren Sohn." In der Fleischbrühe aber war ein Schlaftrunk; und als die Königstochter sie genommen hatte, schlief sie fest ein. Da ließ der König sie in's Schloß hinauftragen, wo ein schönes Bett für sie bereit stand, und ließ ihr ein Hemd von der feinsten Leinwand anziehen, und sie in's Bett hinein legen. Neben dem Bett aber stand eine kostbare Wiege für den jungen Prinzen, der auch gekleidet wurde, wie es sich für den Sohn eines Königs ziemte. Der junge König aber legte seine Hausirertracht ab, und zog königliche Kleider an. Als nun die Königstochter erwachte, schaute sie sich verwundert um, und glaubte zu träumen. Da trat der König herein, und frug sie freundlich, wie es ihr gehe. Sie aber wußte nicht, wie sie seinen Augen begegnen sollte. „Kennst du mich nicht?" frug der König. „Ich bin ja dein Mann, der Hausirer. Ich habe dich für deinen Stolz strafen wollen, doch nun ist alles Leid vorbei, und du bist meine liebe Gemahlin." Als nun die junge Königin gesund geworden war, feierten sie ein glänzendes Hochzeitsfest, und die Eltern der Königin mußten auch kommen, und freuten sich sehr, als sie ihre Tochter wieder sahen. Da lebten sie glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachsehen.

---

19. Gevatter Tod.

Es war einmal ein Mann, der hatte ein einziges Kind. In jenen Zeiten aber ließen manche Leute ihre Kinder nicht taufen, so lange sie klein waren, sondern warteten bis sie größer wurden. So war denn auch dieses Kind schon sieben Jahre alt, und der Vater hatte es noch nicht taufen lassen.

Da das der liebe Gott vom Himmel aus sah, verdroß es ihn, und er rief den St. Johannes und sprach zu ihm: „Höre einmal Johannes, gehe einmal hin zu Dem und Dem, und sage ihm, ich ließe ihn fragen, warum er seinen Sohn noch nicht getauft habe." Da kam St. Johannes auf die Erde und klopfte an die Thür des Mannes. „Wer ist da?" frug der Mann. „Ich bin es, St. Johannes!" „Was wollt ihr denn von mir?" frug der Mann wieder. „Mich schickt der liebe Gott," sprach der Heilige, „und läßt dich fragen, warum du deinen Sohn noch nicht hast taufen lassen?" „Ich habe eben noch keinen guten Gevatter finden können," antwortete der Mann. „Nun, wenn es das ist," meinte St. Johannes, „so will ich bei deinem Kinde Gevatter stehen." „Ich danke euch," sagte der Mann, „es kann aber nicht sein. Wenn ihr bei meinem Kinde Gevatter steht, so werdet ihr nur den einen Wunsch haben, ihn möglichst bald in's Paradies zu nehmen, und das will ich nicht." Also mußte St. Johannes unverrichteter Sache in den Himmel zurück.

Da schickte der liebe Gott den heiligen Petrus aus, den Mann zu warnen. Es ging ihm aber nicht besser, der Mann gab ihm dieselben Antworten wie dem St. Johannes und wollte den heiligen Petrus nicht zum Gevatter.

Da dachte der liebe Gott: „Was hat denn der nur im Sinn? Er will gewiß seinem Sohn die Unsterblichkeit verschaffen, so kann ich ihm nur den Tod schicken." Da rief der liebe Gott den Tod herbei und schickte ihn zu dem Mann, er solle ihn fragen, warum er das Kind noch nicht habe taufen lassen. Der Tod kam also zu dem Mann und klopfte an. „Wer ist da?" frug der Mann. „Mich schickt der liebe Gott," antwor-

tete der Tod, „er läßt dich fragen, warum dein Kind noch nicht getauft ist." „Sagt dem lieben Gott," sprach der Mann, „ich hätte noch keinen passenden Gevatter gefunden." „Willst du mich zum Gevatter?" frug der Tod.*) „Wer seid ihr denn?" „Ich bin der Tod." „Ja," rief der Mann, „euch will ich gern zum Gevatter meines Kindes, und wir wollen es gleich taufen lassen." Also wurde das Kind getauft.

Nach einigen Monaten aber erschien auf einmal der Gevatter Tod wieder bei dem Mann. Der nahm ihn freundlich auf, wollte ihm auch allerlei Gutes vorsetzen. Der Tod aber sprach: „Mach nicht so viel Umstände, ich bin nur gekommen dich zu holen." „Wie," rief der Mann ganz erstaunt, „dazu habe ich ja euch zum Gevatter erwählt, damit ihr mich und meine Frau und meinen Sohn solltet verschonen." „Das geht nicht an," antwortete der Tod, „die Sichel schneidet auch alles Gras, das sie auf ihrem Wege findet, ich kann dich nicht verschonen." Da nahm der Tod den Mann in einen finsteren Keller, darin brannten an allen Wänden eine ganze Menge Lampen. „Siehst du," sprach er, „das sind Lebenslichter; jeder Mensch hat ein solches Licht, und wenn es verlischt, so muß er sterben." „Welches ist denn mein Licht?" frug der Mann. Da zeigte ihm der Tod ein Lämpchen, darin war fast gar kein Oel mehr, und als es verlosch, fiel der Mann um und war todt.

Hat denn der Tod den Sohn auch sterben lassen? Ja freilich, der Tod kann ja Niemand verschonen. Als seine Zeit um war, mußte der Sohn auch sterben.

---

20. Von dem Pathenkinde des heiligen Franz von Paula.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, und hätten doch so gern eins gehabt. Die Königin aber hatte eine besondere Verehrung für den heiligen Franziskus von Paula.**)

*) Eigentlich Gevatterin, da der Tod weiblichen Geschlechtes ist.

**) A rigina era divota di S. Franciscu i Paula.

Da betete die Königin zum heiligen Franziskus und bat ihn, ihr doch ein Kindchen zu gewähren, sie würde es auch Paul oder Pauline heißen. Nicht lange, so gebar die Königin ein schönes Töchterchen und nannte es Pauline.

Pauline wuchs heran und wurde immer schöner. Als sie sieben Jahre alt war, schickten die Eltern sie in die Schule. Wenn sie nun mit dem Bedienten in die Schule ging, mußten sie immer an einer schmalen Gasse vorbei, die war sehr lang und lief zwischen zwei Mauern. Sie hatte aber keinen Ausweg und Häuser waren auch keine da. Einmal sprach nun die kleine Pauline zum Bedienten: „Warte einen Augenblick auf mich, ich komme gleich wieder," und ging in die Gasse hinein. Da sah sie ein Mönchlein stehen, das winkte ihr und sprach: „Liebe Pauline, ich bin dein Onkel, komm her und habe mich lieb." Das Mönchlein aber war der heilige Franziskus, der gab der kleinen Pauline Süßigkeiten, und sprach: „Jeden Morgen, wenn du zur Schule gehst, so komm herein in dies Gäßchen; du darfst aber Niemand sagen, daß du mich hier findest." Pauline that es und jeden Morgen ließ sie den Bedienten warten und ging dem heiligen Franziskus die Hand zu küssen.

Eines Tages sprach nun der Heilige zu ihr: „Liebe Pauline, frage deine Mutter, ob es besser sei in der Jugend zu leiden, oder im Alter, und komme morgen und bringe mir die Antwort." Als Pauline aus der Schule nach Hause kam, ging sie sogleich zu ihrer Mutter, und sprach: „Liebe Mutter, sagt mir doch, was ist besser, in der Jugend zu leiden, oder im Alter?" „O Kind," erwiederte die Mutter, „was sind das für Fragen, und wer hat dir solche Dinge in den Kopf gesetzt? An dich können ja die Leiden nicht herankommen." Pauline aber bat ihre Mutter, sie möchte ihr doch antworten, der Gedanke sei ihr eben so durch den Kopf gegangen. Endlich antwortete die Mutter: „Nun denn, mein Kind, für dich hat es ja keine Bedeutung, wenn du es aber durchaus wissen willst, so ist es wohl besser in der Jugend zu leiden, so ruht man im Alter."

Am nächsten Morgen ging Pauline wieder in's Gäßchen und über-

brachte dem Heiligen die Antwort ihrer Mutter. Da sprach der heilige Franziskus: „Nun wohl, Kind, so komm mit mir," und nahm sie in seine Arme und verschwand.

Der Bediente wartete unterdessen am Eingang des Gäßchens und als Pauline immer nicht kam, ging er ihr endlich nach. Aber Pauline war nirgends zu finden. „Wie ist denn das möglich?" dachte er, „die Gasse hat keinen Ausweg, Häuser sind auch keine da und über die hohen Mauern wird sie doch auch nicht geklettert sein." Da lief der arme Mann endlich im hellen Schrecken zur Lehrerin und frug ob die Kleine vielleicht auf einem andern Weg zur Schule gekommen sei, es war aber keine Pauline da. Die Lehrerin begleitete ihn in das Schloß und theilten es dem König und der Königin mit. Da schickten sie nach allen Seiten aus das Kind zu suchen, es war aber Alles vergebens. Pauline war und blieb verschwunden. Der Schmerz der armen Eltern war sehr groß und die Königin sprach: „Mein armes Kind wird wohl ein Verhängniß zu erfüllen haben." *)

Lassen wir nun die Eltern und sehen wir uns nach Pauline um. Der Heilige brachte sie in eine ganz einsame Gegend, in einen Thurm, der hatte keine Thüre und nur ein Fenster. Darin wohnte der Heilige mit Pauline und erzog sie und lehrte sie Alles, was zu ihrem Stande gehörte.

Und Pauline wuchs heran und wurde mit jedem Tage schöner. Sie hatte aber wunderschönes langes Haar. Wenn nun der Heilige von einem Ausgange zurückkehrte, rief er ihr immer: „Pauline, Pauline, lasse deine schönen Flechten herunter und nimm mich hinauf!" **) Da ließ Pauline ihre schönen Flechten hinunter und der Heilige kletterte daran hinauf, in den Thurm.

Nun begab es sich eines Tages, als Pauline schon erwachsen war,

---

*) Avrà a passare qualche destino.

**) Paulina, Paulina,
cala sti beddi trizzi (sic!) e pigghia a mia.

daß der König auf die Jagd ging und auch in die Gegend des Thurmes kam. Während er noch diesen sonderbaren Thurm ohne Thür anstaunte, sah er ein Mönchlein daher kommen, das ging geraden Wegs auf den Thurm zu. Da versteckte sich der König hinter einen Busch, weil er neugierig war, wie das Mönchlein wohl in den Thurm kommen würde. Der heilige Franziskus wußte wohl, daß der König hinter dem Busch versteckt war, und rief daher: „Birne und Quitte, laß deine schöne Flechten herunter und nimm mich hinauf." *) Pauline aber erkannte die Stimme des Heiligen und ließ ihre Flechten hinunter. Der König aber sah nur die wunderschönen Flechten und ward nur noch begieriger auch in den Thurm zu dringen. Als nun der Heilige bald wieder den Thurm verließ, stellte er sich unter das Fenster und rief: „Birne und Quitte, laß deine schöne Flechten herunter und nimm mich hinauf." Da glaubte Pauline, der Heilige sei es wieder und ließ ihre Flechten hinunter und der König kletterte daran hinauf. Sie konnte ihn aber kaum ziehen, denn der heilige Franziskus hatte sich immer so leicht gemacht, daß sie sein Gewicht kaum gespürt hatte. Als der König nun in das Zimmer sprang und das wunderschöne Mädchen sah, stand er zuerst ganz sprachlos da. Sie aber erschrak bei dem Anblick des fremden Mannes und floh entsetzt durch alle Zimmer. Der König eilte ihr jedoch nach und suchte sie mit sanften Worten zu beruhigen: „Edles Fräulein," sprach er, „erschreckt nicht so vor mir. Ich will euch ja kein Leid thun. Kommt mit mir auf mein Schloß, meine Mutter wird euch freundlich empfangen und ihr sollt meine Gemahlin sein." Nach und nach beruhigte sie sich und hörte ihn an, aber sie sagte, sie könne nicht mit ihm gehen, sie müsse auf ihren Onkel warten. Der Heilige aber kam nicht zurück, denn er wünschte, daß Pauline mit dem König gehe. Als nun der Heilige immer nicht kam, bewog der König das schöne Mädchen ihm zu folgen. Da brachte er sie zu seiner Mutter und sprach: „Liebe Mutter, dies Mäd-

---

*) Pira e cutugnu,
cala sti beddi trizzi cu.

chen soll meine Gemahlin sein." Die Mutter aber wollte es nicht, da Niemand wußte, wo Pauline her war. Aber weil sie ihren Sohn so lieb hatte, so nahm sie Pauline doch freundlich auf und ließ es geschehen, daß sie bei dem König wohnte.

Nach einem Jahr gebar Pauline ihren ersten Sohn. In der Nacht aber kam der heilige Franziskus, nahm das Kindlein weg, bestrich Paulinens Mund mit Blut und beraubte sie der Sprache. Als nun am Morgen die alte Königin in das Zimmer kam war das Kindchen weg, die junge Mutter aber konnte nicht sagen, was aus ihm geworden war. Da erhob die alte Königin ein großes Geschrei und rief den König und sprach: „Eine Wehrwölfin*) hast du dir aus dem Walde mitgebracht, die ihre Kleinen frißt. Sieh, wie ihr Mund noch vom Blut befleckt ist." Der König wollte es nicht glauben, als er aber zu Pauline kam, konnte sie ihm nicht antworten wo das Kind geblieben sei. Da ward der König tief betrübt, weil er sie aber so lieb hatte, so wollte er sie nicht verstoßen. Die arme Pauline aber weinte den ganzen Tag und betete in einem fort zum heiligen Franziskus.

Nach einem Jahr gebar sie ihren zweiten Sohn, und in der Nacht erschien wieder der Heilige und gab ihr die Sprache zurück. „Ach, heiliger Franziskus," flehte sie, „laßt mir meine Kindlein, sehet wie viel ich leiden muß." „Ja, Kind," sprach der Heilige, „erinnerst du dich nicht, wie deine Mutter sagte, es sei besser in der Jugend zu leiden, so ruhe man im Alter? Leide also in deiner Jugend, so wirst du nachher dein Alter genießen." Da nahm er auch das zweite Kindlein weg, bestrich ihren Mund mit Blut und beraubte sie der Sprache. Als nun am Morgen das Kind wieder fort war, war die alte Königin außer sich vor Zorn, und wollte die arme Pauline verstoßen und wegjagen. Der König aber wollte dennoch nicht, denn er hatte sie zu lieb.

Als nun wieder ein Jahr vergangen war, gebar Pauline ein kleines Mädchen, in der Nacht aber erschien der Heilige und Pauline flehte ihn

*) Lupa di voscu. Bedeutet auch Geißblatt, madreselva.

an: „O, heiliger Franziskus, laßt mir doch wenigstens dies eine Kindlein." Er aber erwiderte: „Ich muß das Kindlein nehmen, aber sei getrost, deine Leiden haben nun bald ein Ende." Damit nahm er das Kind, bestrich ihren Mund mit Blut und verschloß ihr denselben. Am andern Morgen ward die alte Königin aber so wüthend, daß sie die arme Pauline in ein abgelegenes Zimmer einschloß, Wachen davor stellte und ihrem Sohn verbot zu ihr zu gehen. „Diese Wehrwölfin muß sterben," sprach sie, „und du sollst nun eine ebenbürtige Prinzessin heirathen." Der König war tief betrübt, und weil er nicht selbst zu Paulinen kommen konnte, so schickte er seinen Diener hin, der mußte durchs Schlüsselloch schauen und ihm berichten, was sie thue. „Sie kniet am Boden," antwortete er immer, „und fleht zum heiligen Franziskus." Sie aber bat immer den Heiligen, er möge sie doch von ihren Leiden erlösen.

Unterdessen ließ die alte Königin eine benachbarte Prinzessin an den Hof kommen und sprach zu ihrem Sohn: „Diese Prinzessin wirst du heute heirathen." Der König war tief betrübt und wollte nicht, aber seine Mutter bestand darauf. Nun sollte ein schönes Hochzeitsmahl gehalten werden und nach dem Mahl sollte die Hochzeit sein. Da erschien der heilige Franziskus bei der armen Pauline in ihrem Gefängniß und brachte die drei Kinder mit, die waren Eines schöner als das Andere. Dann brachte er ihr auch kostbare Kleider und einen königlichen Mantel und für die Kindlein brachte er drei goldene Sesselchen und sprach zu Pauline: „Kleide dich königlich an und setze dich mit den Kindern hin; wenn es Zeit ist, werde ich dich rufen." Der König aber sprach zu seinem treuen Diener: „Gehe noch einmal hin, und schaue, was meine arme Pauline macht." Der Diener ging hin, kam aber ganz entsetzt zurück: „Ach, Majestät, was habe ich gesehen!" „Nun, was hast du gesehen?" frug der König. „Denkt euch nur, sie sitzt da in einem herrlichen königlichen Mantel, mit einer Krone auf dem Kopf und neben ihr sitzen drei Kinder auf goldenen Sesselchen, die sind so schön wie drei Engelchen." Der König wollte gern selbst durch das Schlüsselloch schauen, aber die Wachen ließen ihn nicht durch und er mußte zum Mahle gehen.

Während sie nun bei Tische saßen, kam der heilige Franziskus und rief Pauline und ihre Kinder und führte sie aus dem Gefängniß, und die Wachen ließen sie durch, denn sie merkten wohl, daß das Mönchlein ein Heiliger war. Da ließ der heilige Franziskus die Kindlein vorausgehen in den Eßsaal und die beiden Aeltesten mußten zum König und zur alten Königin treten, und ihnen die Hand küssen und sprechen: „Guten Tag Papa, Guten Tag Großmama, ich will auch essen, wo ist mein Platz?“ Als aber der König die Kinder sah, war er sehr erfreut und sprach: „Ihr seid gewiß meine lieben Kinder,“ und umarmte sie. Da kam auch Pauline herein und sie war noch viel schöner als früher und konnte auch wieder sprechen, und mit ihr kam der heilige Franziskus, der sprach zum König: „Ich bin der heilige Franziskus und ich hatte deine Kindlein fortgenommen, jetzt aber sind eure Leiden zu Ende, und wir wollen fröhlich zusammen essen, und nachher traue ich euch.“ Als das die fremde Braut hörte, wurde sie ohnmächtig und mußte fortgetragen werden, und als sie wieder zu sich kam, kehrte sie zu ihrem Vater zurück. Der heilige Franziskus aber traute den König und Pauline, gab ihnen seinen Segen und verschwand. Da lebten sie glücklich und zufrieden mit ihren Kindlein, wir aber haben das Nachsehen.

---

21. Die Geschichte von Caterina und ihrem Schicksal.

Es war einmal ein Kaufmann, der war über alle Maaßen reich, und hatte solche Schätze, wie sie nicht einmal der König hatte. In seinem Zimmer, wo er Audienz gab, standen drei wunderschöne Stühle, der eine war von Silber, der zweite von Gold, der dritte von Diamanten. Dieser Kaufmann hatte eine einzige Tochter, die hieß Caterina und war schöner als die Sonne.

Eines Tages saß Caterina in ihrem Zimmer. Auf einmal sprang die Thüre ganz von selbst auf, und es trat eine schöne, hohe Frau herein,

die hielt in ihren Händen ein Rad. „Caterina," sprach sie, „wann willst du lieber dein Leben genießen, in der Jugend oder im Alter?" Caterina schaute sie ganz verwundert an, und wußte sich nicht zu fassen, und die schöne Frau frug noch einmal: „Caterina, wann willst du lieber dein Leben genießen, in der Jugend oder im Alter?" Da dachte Caterina: Wenn ich sage: in der Jugend, so werde ich dafür im Alter leiden müssen. Deshalb will ich lieber im Alter mein Leben genießen, und in der Jugend gehe es mir nach dem Willen Gottes. Also antwortete sie: „Im Alter!" „Dir geschehe, wie du gewünscht hast," sprach die schöne Frau, drehte einmal ihr Rad, und verschwand. Diese hohe, schöne Frau aber war das Schicksal *) der armen Caterina.

Nach einigen Tagen bekam ihr Vater plötzlich die Nachricht, einige von seinen Schiffen seien in einem Sturme gescheitert; wieder nach einigen Tagen erfuhr er, noch mehrere von seinen Schiffen seien untergegangen, und um es kurz zu fassen, es war kaum ein Monat verflossen, so sah er sich aller seiner Reichthümer beraubt. Er mußte Alles verkaufen, was er hatte, aber auch das verlor er, bis er endlich ganz arm und elend blieb. Aus Kummer darüber erkrankte er und starb.

So blieb denn die arme Caterina ganz allein in der Welt zurück, ohne einen Grano, ohne Jemanden zu haben, der sie hätte zu sich nehmen wollen. Da dachte sie: „Ich will in eine andere Stadt gehen, und mir dort einen Dienst suchen," machte sich auf, und wanderte, bis sie in eine andere Stadt kam. Wie sie durch die Straßen ging, stand eben eine vornehme Frau am Fenster, die frug sie: „Wohin gehest du so allein, du schönes Mädchen?" „Ach, edle Frau, ich bin ein armes Mädchen, und möchte gern in Dienst treten, um mir mein Brod zu verdienen. Könnet ihr mich nicht brauchen?" Da nahm die vornehme Frau sie zu sich, und Caterina diente ihr treu.

Nach einigen Tagen sprach eines Abends die Frau: „Caterina, ich muß einen Ausgang machen, und werde die Hausthüre zuschließen." „Gut,"

*) Sorte.

sprach Caterina, und als ihre Herrin fort war, nahm sie ihre Arbeit, setzte sich hin und nähte. Plötzlich ging die Thüre auf, und ihr Schicksal trat herein. „So?" rief dasselbe, „hier bist du, Caterina? und meinst nun wohl, ich solle dich in Ruhe lassen?" Mit diesen Worten lief das Schicksal an alle Schränke, riß die Wäsche und die Kleider von Caterinas Herrin heraus, und riß Alles in tausend Stücke. Caterina aber dachte: „Ach, weh mir, wenn meine Herrin wiederkommt, und Alles in diesem Zustand findet, so bringt sie mich gewiß um." Und in ihrer Angst brach sie die Thüre auf und entfloh. Das Schicksal aber sammelte alle die zerrissenen und zerstörten Sachen, machte sie ganz und legte Alles an seinen Platz. Als nun die Herrin nach Hause kam, rief sie nach Caterina, aber Caterina war nirgends zu sehen: „Sollte sie mich wohl bestohlen haben?" dachte sie, aber als sie nachsah, fehlte von ihren Sachen nichts. Sie verwunderte sich sehr, aber Caterina kam nicht zurück, sondern lief immer weiter, bis sie endlich in eine andere Stadt kam. Als sie nun durch die Straßen ging, stand wieder eine Frau am Fenster, und frug sie: „Wohin gehest du so allein, du hübsches Mädchen?" „Ach, edle Frau, ich bin ein armes Mädchen, und möchte gern einen Dienst annehmen, um mein Brod zu verdienen; könnet ihr mich nicht brauchen?" Da nahm sie die Frau in ihren Dienst, und Caterina diente ihr, und meinte nun in Ruhe bleiben zu können. Es währte aber nur einige Tage; als eines Abends ihre Herrin ausgegangen war, erschien das Schicksal wieder, und fuhr sie mit harten Worten an: „So, hier bist du jetzt? Und meinst du wohl, du könnenest mir entgehen?" Damit zerriß und zerstörte das Schicksal Alles, was es fand, also daß die arme Caterina in ihrer Herzensangst wieder entfloh. Um es kurz zu sagen, dieses schreckliche Leben führte die arme Caterina sieben Jahre lang, lief aus einer Stadt in die andere, und versuchte es überall, einen Dienst anzunehmen. Nach wenigen Tagen aber erschien immer das Schicksal, zerriß und zerstörte die Sachen ihrer Herrschaft, und das arme Mädchen mußte fliehen. Wenn sie jedoch das Haus verlassen hatte, machte das Schicksal Alles wieder ganz und legte es an seinen Platz.

Nach sieben Jahren endlich schien das Schicksal müde zu werden, die unglückliche Caterina immer zu verfolgen. Eines Tages kam Caterina wieder in eine Stadt, und sah eine Frau am Fenster stehen, die frug sie: „Wohin gehest du so allein, du schönes Mädchen?" „Ach, edle Frau, ich bin ein armes Mädchen und möchte gerne einen Dienst annehmen, um mein Brod zu verdienen. Könnet ihr mich nicht brauchen?" Da antwortete die Frau: „Ich will dich gern zu mir nehmen, du mußt mir aber täglich einen Dienst leisten, und ich weiß nicht, ob du die Kraft dazu hast." „Sagt mir, was es ist," sprach Caterina, „und wenn ich es kann, will ich es thun." „Siehst du jenen hohen Berg?" sprach die Frau. „Auf den mußt du jeden Morgen ein großes Bret mit frischgebackenem Brod tragen, und mußt oben mit lauter Stimme rufen: „O Schicksal meiner Herrin! o Schicksal meiner Herrin! o Schicksal meiner Herrin! dreimal. Dann wird mein Schicksal erscheinen, und das Brod in Empfang nehmen." „Das will ich gerne thun," sprach Caterina, und die Frau nahm sie zu sich.

Nun blieb Caterina lange Jahre bei dieser Frau, und jeden Morgen nahm sie ein Tragbret mit frischgebackenem Brode, und trug es den Berg hinauf, und wenn sie dreimal gerufen hatte: „O Schicksal meiner Herrin!" erschien eine schöne, hohe Frau und nahm das Brod in Empfang. Caterina aber weinte oft, wenn sie dachte, daß sie, die so reich gewesen war, nun wie eine arme Magd dienen mußte. Da sprach eines Tages ihre Herrin zu ihr: „Caterina, warum weinest du so viel?" Da erzählte Caterina, wie schlecht es ihr ergangen sei, und ihre Herrin sprach: „Weißt du was, Caterina? Wenn du morgen das Brod auf den Berg trägst, so bitte mein Schicksal, daß es dein Schicksal zu bewegen suche, dich nun in Ruhe zu lassen. Vielleicht hilft das." Dieser Rath gefiel der armen Caterina, und am nächsten Morgen, als sie dem Schicksal ihrer Herrin das Brod gebracht hatte, klagte sie demselben ihre Noth, und sprach: „O Schicksal meiner Herrin! bittet doch mein Schicksal, daß es mich nun nicht mehr verfolge." Da antwortete das Schicksal: „Ach, du armes Mädchen, dein Schicksal ist eben mit sieben Decken bedeckt, deßhalb kann es dich nicht hören. Wenn du aber morgen kommst, so

will ich dich zu ihm hinführen." Als nun Caterina nach Hause gegangen war, ging das Schicksal ihrer Herrin zu dem Schicksal des Mädchens, und sprach: „Liebe Schwester, warum wirst du nicht müde, die arme Caterina leiden zu lassen? Lasse sie nun auch wieder glückliche Tage sehen." Da antwortete das Schicksal: „Führe sie morgen zu mir, so will ich ihr etwas schenken, das soll ihr aus aller Noth helfen."

Als nun Caterina am nächsten Morgen das Brod brachte, führte das Schicksal ihrer Herrin sie zu ihrem eigenen Schicksal, das war mit sieben Decken bedeckt. Das Schicksal aber gab ihr ein Stränglein Seide, und sprach zu ihr: „Verwahre es wohl, es wird dir nützen." Da ging Caterina nach Hause, und sprach zu ihrer Herrin: „Da hat mir mein Schicksal ein Stränglein Seide geschenkt, was ich wohl damit thun soll? Es ist ja keine drei Grani werth." „Nun," sagte die Herrin, „verwahre es nur, wer weiß wozu es nützen kann."

Nun begab es sich nach einiger Zeit, daß der junge König heirathen sollte, und sich deßhalb königliche Kleider anfertigen ließ. Als der Schneider nun ein schönes Gewand nähen sollte, war nirgends Seide von derselben Farbe zu finden. Da ließ der König im ganzen Land verkünden, wer solche Seide habe, solle sie an den Hof bringen, sie werde ihm gut bezahlt werden. „Caterina," sprach ihre Herrin, „dein Stränglein Seide ist ja von dieser Farbe; bringe es doch zum König, daß er dir ein schönes Geschenk mache." Da legte Caterina ihre besten Kleider an, und ging an den Hof, und als sie vor den König trat, war sie so schön, daß er seine Augen nicht von ihr wenden konnte. „Königliche Majestät," sprach sie, „ich habe euch ein Stränglein Seide gebracht, von jener Farbe, die ihr nicht finden konntet." „Wißt ihr was, königliche Majestät," rief einer der Minister, „wir wollen dem Mädchen die Seide mit Gold aufwiegen." Der König war es zufrieden, und es wurde eine Wage gebracht; auf die eine Seite legte der König die Seide, auf die andere ein Goldstück. Nun denkt euch aber, was geschah; so viele Goldstücke der König auch auf die Wage legen mochte, die Seide war doch immer schwerer. Da ließ der König eine größere Wage holen, und alle

seine Schätze auf die eine Schale legen, aber die Seide wog immer noch schwerer. Da nahm der König endlich seine goldene Krone vom Haupt, und legte sie zu all den anderen Schätzen, und siehe da, nun ging die Wagschale mit dem Golde hinunter, und wog genau eben so viel wie die Seide. „Woher hast du diese Seide?" frug der König. „Königliche Majestät, ich habe sie von meiner Herrin geschenkt bekommen," antwortete Caterina. „Nein, das ist nicht möglich," rief der König, „und wenn du mir nicht die Wahrheit sagst, so lasse ich dir den Kopf abschneiden." Da erzählte Caterina Alles, wie es ihr ergangen, seit sie ein reiches Mädchen gewesen war.

Am Hofe aber lebte eine weise Frau, die sprach: „Caterina, du hast viel gelitten, doch nun wirst du auch glückliche Zeiten sehen, und daß erst die goldne Krone die Wage ins Gleichgewicht brachte, ist ein Zeichen, daß du eine Königin sein wirst." „Soll sie eine Königin sein," rief der König, „so will ich sie dazu machen, denn Caterina und keine andere soll meine Gemahlin sein." Und so geschah es auch; der König ließ seiner Braut sagen, nun wolle er sie nicht mehr, und heirathete die schöne Caterina. Und nachdem Caterina in ihrer Jugend so viel gelitten hatte, genoß sie nun ihr Alter in lauter Glückseligkeit, und blieb glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachsehen.

---

22. Vom Räuber, der einen Hexenkopf hatte.

Es war einmal ein König, der hatte drei schöne Töchter, die Jüngste aber war die Schönste und Klügste. Eines Tages rief er sie und sprach zu ihr: „Komm mein Kind und lause mich ein wenig." Das that die jüngste Tochter und fand eine Laus. Da setzte der König die Laus in einen großen Topf mit Fett und ließ sie viele Jahre darinnen. Als er aber eines Tages den Topf zerschlagen ließ, war die Laus zu einem solchen Ungethüm angewachsen, daß alle Leute davor erschraken und der König sie umbringen ließ. Dann ließ er ihr die Haut abziehen, nagelte

sie über die Thür fest und sprach: „Derjenige, der errathen kann, von welchem Thier dieses Fell ist, der soll meine älteste Tochter zur Frau bekommen. Wer es aber nicht erräth, der muß seinen Kopf dabei verlieren.“ Da kamen von nah und fern Prinzen und vornehme Herren und wollten die schöne Königstochter freien, aber Keiner konnte das Räthsel errathen, und so mußten sie jämmerlich sterben.

Nun war auch ein Räuber, der lebte in einer wilden Gegend ganz allein. Der hatte einen Hexenkopf*) in einem kleinen Körbchen, bei dem holte er sich immer guten Rath, wenn er irgend etwas unternehmen wollte. Dieser Räuber hörte nun davon, wie so viele Freier das Leben ließen und Keiner das schwere Räthsel herausbringen konnte. Da trat er vor seinen Hexenkopf und frug: „Sage mir, Kopf, von welchem Thier ist das Fell, das der König über seiner Thür angenagelt hat?“ „Von einer Laus,“ antwortete der Kopf. Nun war der Räuber guter Dinge und machte sich auf den Weg nach der Stadt. Unterwegs frugen ihn die Leute, wo er hinginge. „Ich gehe nach der Stadt und will die älteste Königstochter freien,“ antwortete er. „So geht ihr eurem gewissen Tode entgegen,“ meinten die Leute. Als er nun in die Stadt kam, ließ er sich bei dem König melden, er hätte auch Lust, das Räthsel zu errathen. Da ließ ihn der König hereinkommen, zeigte ihm die Haut und frug: „Kannst du mir sagen, von welchem Thier dieses Fell ist?“ „Von einem Hasen?“ sagte der Räuber. — „Falsch!“ — „Vielleicht von einem Hund?“ „Falsch!“ „Ist es vielleicht das Fell einer Laus?“ Da hatte er es errathen und der König gab ihm seine älteste Tochter zur Frau. Als nun die Hochzeitsfeierlichkeiten vorbei waren, sprach er zum König: „Ich will nun mit meiner Frau nach Haus zurückkehren.“ Da umarmte die Königstochter ihren Vater und ihre Schwestern, und ging mit ihrem Manne fort.

Nachdem sie lange, lange Zeit gewandert waren, kamen sie in eine wilde, einsame Gegend. „Ach,“ sprach die Königstochter, „wohin führest

---

*) Testa di mavara.

du mich denn? Wie häßlich es hier ist!" „Komm du nur mit!" antwortete der Räuber. Da kamen sie endlich an sein Haus, das war so finster und häßlich, daß die Königstochter wieder sagte: „Wohnst du denn hier? Ach, wie unfreundlich es hier ist!" „Komm nur herein," antwortete der Räuber. Nun mußte die arme Königstochter in der Wildniß wohnen und hart arbeiten. Am zweiten Morgen sprach der Räuber: „Ich muß nun meinen Geschäften nachgehen, besorge unterdessen das Haus." Zu seinem Hexenkopf aber sprach er ganz leise: „Gieb Acht, was sie über mich sagt." Als nun der Räuber weg war, konnte es die Königstochter nicht mehr aushalten, und fing an über ihren Mann zu schimpfen, denn sie hatte ihn nicht gern geheirathet und konnte ihn nun vollends nicht leiden. „Dieser Bösewicht!" sagte sie, „ich wollte doch, er bräche den Hals! Möge das Unglück ihn verfolgen!" und dergleichen mehr. Der Hexenkopf aber hörte Alles mit an und erzählte es dem Räuber, als er nach Hause kam. Da ergriff der Räuber die Königstochter, schnitt ihr den Kopf ab und warf sie in ein Kämmerlein, darin waren noch viele andere Leichen von Mädchen, die er auf dieselbe Weise umgebracht hatte. Den nächsten Tag aber wanderte er wieder an den Hof des Königs. Als er nun zum König kam, frug ihn dieser: „Wie geht es meiner Tochter?" „Meine Frau ist wohl und munter," antwortete der Räuber, „sie langweilt sich aber und möchte ihre zweite Schwester zur Gesellschaft haben." Da gab ihm der König die zweite Tochter mit und er führte sie in jene wilde Gegend. „Ach, Schwager," sprach sie, „wie unheimlich ist diese Gegend! Wohin führet ihr mich denn?" „Komm du nur mit," antwortete der Räuber. Als sie nun an das Haus des Räubers kamen, frug die Königstochter wieder: „Ach, Schwager, ist das eure Wohnung? dieses häßliche Haus?" „Komm nur herein," sprach der Räuber. „Wo ist denn meine Schwester?" frug sie. „Um deine Schwester brauchst du dich nicht zu bekümmern, thu nur deine Arbeit." Also mußte die Königstochter harte Arbeit thun und ihr Herz ward immer mehr von Zorn und Haß gegen ihren Schwager erfüllt. Eines Tages nun sprach er zu ihr: „Ich muß meinen Geschäften nach-

gehen und komme erst heute Abend zurück." Dann ging er auch zum Hexenkopf und sprach: „Gib Acht, was sie über mich sagt." Damit ging er. Die Königstochter aber machte ihrem Hasse Luft, schimpfte über ihn, und nannte ihn einen Bösewicht und wünschte ihm alles Unglück. Als nun der Räuber nach Hause kam, sagte es ihm der Hexenkopf und der armen Königstochter erging es nicht besser als ihrer Schwester.

Nun wanderte der Räuber wieder zum König, der frug ihn, wie es seinen zwei Töchtern gehe. „O sehr gut," antwortete der Räuber, „sie hätten aber gern ihre jüngste Schwester, um bei einander zu sein." Da gab ihm der König auch die Jüngste mit. Die war aber sehr klug, und als sie in die Wildniß kamen, sprach sie: „Nein, Schwager, wie schön ist diese Gegend! Wohnt ihr hier?" Und als sie an das Haus kamen, sprach sie wieder: „Ei, was ist das Haus so schön!" Als sie aber hineingingen, hütete sie sich wohl, nach ihren Schwestern zu fragen, sondern ging fröhlich an ihre Arbeit. Nun ging der Räuber wieder seinen Geschäften nach und der Hexenkopf mußte auf Alles achten, was die Königstochter sagen würde. Als sie nun ihre Arbeit fertig hatte, kniete sie nieder und betete laut für den Räuber, dem sie alles Gute wünschte, in ihrem Herzen aber wünschte sie, es möchte ihm ein Unglück begegnen. Am Abend kam der Räuber und frug gleich den Hexenkopf: „Nun, was hat sie von mir gesagt?" Da antwortete der Kopf: „Ach, so Eine haben wir noch nicht hier gehabt! Sie hat den ganzen Tag gebetet und fromme Wünsche für dich gethan!" Da war der Räuber sehr erfreut und sprach zur Königstochter: „Weil du vernünftiger gewesen bist, als deine Schwestern, so sollst du es gut bei mir haben und ich will dir auch zeigen, wo deine Schwestern sind." Da führte er sie in das Kämmerlein und zeigte ihr die todten Schwestern. „Ihr habt wohl daran gethan, sie zu tödten, Schwager, wenn sie euch nicht geehrt haben," sprach die kluge Königstochter. Nun hatte sie es gut bei dem Räuber und war Herrin im Haus.

Eines Tages aber, da der Räuber wieder einmal auf mehrere Tage fortgegangen war, kam sie von ungefähr in sein Zimmer, und als sie die Augen aufhob, erblickte sie den Hexenkopf. Der war in seinem

Körbchen oberhalb des Fensters angenagelt. Weil sie aber so klug war, so rief sie dem Kopf zu: „Was machst du da oben? Komm doch herunter zu mir, hier kannst du es viel besser haben." „Nein," antwortete der Kopf, „ich befinde mich hier oben ganz gut, und habe keine Lust, hinunter zu gehen." Die Königstochter aber schmeichelte dem Hexenkopf, also daß er sich bethören ließ und endlich herunterstieg. „Was hast du für struppiges Haar," sprach die Königstochter, „komm mit mir, ich will dich fein machen." Da folgte ihr der Hexenkopf in die Küche, und die Königstochter nahm einen Kamm und begann den Kopf zu kämmen. Sie hatte aber gerade den Ofen geheizt, um das Brod zu backen. Während sie nun das Haar kämmte, wand sie sich leise den langen Zopf um den Arm, und mit einem Male schleuderte sie den Kopf in den Ofen, machte die Ofenthür zu und ließ ihn ruhig verbrennen.

An den Kopf aber knüpfte sich das Leben des Räubers und während er nun verbrannte, fühlte der Räuber auch seine Gesundheit und sein Leben schwinden und starb. Die Königstochter aber war an dem Fenster hinaufgestiegen, wo noch das Körbchen hing, in welchem der Kopf gehaust hatte. Dort fand sie ein kleines Töpfchen mit Salbe und als sie damit ihre Schwestern bestrich, wurden sie wieder lebendig. Da bestrich sie auch alle die anderen Mädchen und Jede nahm sich von den Schätzen des Räubers, so viel sie tragen konnte; dann kehrten sie Alle zu ihren Eltern zurück. Die drei Schwestern aber kamen zu ihrem Vater und lebten mit ihm glücklich und zufrieden, bis sie drei schöne Prinzen heiratheten.

---

23. Die Geschichte vom Ohimè. (Ach!)

Es war einmal ein armer alter Holzhacker, der hatte drei schöne Enkeltöchter. Von ihnen war die jüngste auch die schönste und klügste, und hieß Maruzza *). Der arme Mann hatte keinen Verdienst, Geld hatte

*) Diminutiv von Maria.

er auch nicht, so daß er gar nicht wußte, was er mit seinen Enkelinnen machen sollte.

Als er nun eines Tages im Walde Holz sammelte, ward er so müde und matt, daß er sich auf einen großen Stein setzte, und laut seufzte: „Ach, (Ohimè)." Sogleich erschien ein großer Mann, der frug ihn: „Warum rufst du mich?" „Ich habe euch nicht gerufen," sagte der Holzhacker ganz erschrocken. „Hast du nicht Ohimè gerufen? Daß ist mein Name," sprach der große Mann. „Du siehst aber aus, wie ein armer Schlucker, darum will ich dir helfen. Bringe deine älteste Enkelin zu mir, daß sie meiner Frau diene, so will ich dich reich beschenken. Führe sie an diese Stelle, und rufe mich bei meinem Namen, so werde ich erscheinen." Bei diesen Worten gab er ihm etwas Geld, und der alte Mann lief voll Freude nach Haus zu seinen Enkeltöchtern. „Denke dir," sprach er zur Aeltesten, „dir ist ein großes Glück bescheert; ein vornehmer Herr will dich in seinen Dienst nehmen, damit du seiner Frau dienest; nun bist du versorgt." Als seine Enkelin das hörte, küßte sie den Boden und sprach: „Ich danke euch, mein Gott!" Nach einigen Tagen machte sich sich bereit, und ihr Großvater brachte sie in den Wald, und rief laut: „Ohimè!" Da erschien Ohimè, und als er das schöne Mädchen sah, sprach er: „Du hast dein Wort gehalten, und nun soll deine Enkelin es auch gut haben, und einmal jede Woche kannst du kommen, und dich nach ihr erkundigen." Da machte er dem Großvater ein schönes Geschenk, nahm das Mädchen an die Hand, und führte sie vor einen Felsen. Alsobald öffnete sich dieser, daß sie hineintreten konnten. Drinnen aber waren prachtvolle Säle, mit den herrlichsten Schätzen und Kostbarkeiten. „Wo ist die Patrona?" frug das Mädchen. „Die Patrona bist du," antwortete Ohimè, „und wenn du mir gehorchst, und Alles thust, was ich dir gebiete, sollst du auch meine Frau werden." Mit diesen Worten führte er sie durch das ganze Schloß, und zeigte ihr die schönen Sachen. Zuletzt aber kamen sie in einen Saal, darin lagen viele ermordete Mädchen. „Siehst du," sprach Ohimè, „alle diese haben mir nicht gehorcht, und haben ihre Pflicht nicht erfüllt, deßhalb haben sie ihre Strafe be-

kommen. Darum laß dich warnen." „Wenn sie euch nicht gehorcht haben, so ist es ihnen recht geschehen," sagte sie, „ich aber will schon meine Pflicht thun." Also blieb das Mädchen bei Ohimè und hatte es gut bei ihm.

Nach einigen Tagen sprach Ohimè zu ihr: „Ich muß auf drei Tage verreisen, und lasse dir ein Gebot zurück; wenn du das nicht erfüllst, so geht es dir schlimm." „Was soll ich denn thun?" frug sie. Da gab er ihr ein Todtenbein, und sprach: „Das mußt du essen, und wenn ich wiederkomme, so will ich es nicht mehr sehen." Mit diesen Worten verließ er sie; sie aber blieb in schweren Sorgen zurück. „Wie kann ich denn ein Todtenbein essen? dachte sie, „so ein schmutziges, ekliges Ding. Da kann Ohimè lange warten, bis ich das esse." Weil sie es nun nicht essen wollte, warf sie es zum Fenster hinaus, und meinte, Ohimè werde es nicht merken. Als er aber nach Hause kam, war seine erste Frage: „Hast du deine Pflicht gethan?" „Ja wohl, Patron." Da rief Ohimè mit lauter Stimme: „Wo bist du, Bein? „Hier bin ich!" Komm doch einmal her zu mir." Da kam das Bein hervor, und Ohimè sprach zu dem Mädchen: „Weil du mich belogen hast, und deine Pflicht nicht gethan, so sollst du nun auch deine Strafe haben." Damit ergriff er sie, schleppte sie in den Saal, wo die vielen todten Mädchen lagen, und ermordete sie.

Nach einigen Tagen kam der alte Holzhacker wieder in den Wald, und rief den Ohimè, und als er erschien, frug er ihn: „Wie geht es meiner Enkelin?" „Ei, der geht es sehr gut," antwortete Ohimè, „und meine Frau hält sie wie ihre eigene Tochter. Sie möchte auch gerne die zweite Schwester in ihren Dienst nehmen. Bringe sie mir her, so will ich dir ein schönes Geschenk machen." Da lief der alte Holzhacker voll Freude nach Hause, und erzählte seiner zweiten Enkelin, sie solle auch zu dem vornehmen Herrn in Dienst kommen. Die war es denn auch zufrieden, und der Großvater führte sie in den Wald. „O, Ohimè!" rief er, und alsbald erschien Ohimè, und nahm die Enkelin in Empfang. Da führte er sie durch den Felsen in seinen Palast, und zeigte ihr die

herrlichen Säle mit den vielen Schätzen. „Wo ist denn meine Schwester?“ frug sie. „Deine Schwester will ich dir gleich zeigen,“ antwortete er, und führte sie in den Saal, wo sie ihre todte Schwester mitten unter den anderen Leichen sah. „Siehst du, deine Schwester hat meinen Geboten nicht gehorcht, darum ist sie so bestraft worden; und wenn du mir nicht gehorchst, so wird es dir auch so ergehen.“ „O, ich will schon meine Pflicht thun,“ sagte sie, aber in ihrem Herzen zitterte sie und dachte: „Wer weiß, welch schreckliches Gebot er meiner armen Schwester gegeben hat.“

So vergingen einige Tage, und eines Morgens kam Ohimè zu ihr, und sprach: „Ich muß nun auf drei Tage verreisen; während dieser Zeit mußt du das Gebot erfüllen, das ich dir geben werde; sonst geht es dir schlimm.“ Mit diesen Worten gab er ihr einen Fuß von einem Todten, den sollte sie essen. Als nun Ohimè fort war, blieb das arme Mädchen in schweren Sorgen zurück, und dachte: „Wie kann ich diesen garstigen, schmutzigen Fuß essen? Ich will ihn aufs Dach werfen, und dem Bösewicht von Ohimè sagen, ich habe ihn gegessen.“ Das that sie denn, und meinte er solle es nicht merken, als er aber nach Hause kam, war seine erste Frage: „Hast du mein Gebot erfüllt?“ „Ja wohl, Herr!“ „Fuß! wo bist du? komm doch einmal her zu mir!“ Da erschien der Fuß, und Ohimè rief: „Meinst du, du könnest mich belügen? Weil du deine Pflicht nicht gethan hast, so werde ich dich ermorden.“ Da schleppte er sie in den Saal, wo die anderen Todten waren, und ermordete auch sie.

Nach einigen Tagen kam wieder der Holzhacker, um nach seinen Enkelinnen zu fragen. „O, denen geht es sehr gut,“ antwortete Ohimè, „und meine Frau hat sie Beide so lieb, als ob sie ihre Töchter wären. Sie möchte jetzt aber auch die dritte Schwester haben.“ Der arme Holzhacker wußte sich gar nicht zu fassen vor Freude, daß alle seine Enkelinnen so wohl versorgt werden sollten, und eilte nach Hause zu seiner jüngsten Enkeltochter. „Maruzza, mache dich schnell bereit; denn der vornehme Herr will auch dich in seinen Dienst nehmen,“ rief er, und brachte sie in den Wald, wo Ohimè sie freundlich aufnahm, und in den Felsen hinein-

führte. „Wo sind denn meine Schwestern?" frug Maruzza. „Die will ich dir gleich zeigen," sprach er, und schloß den Saal auf, in dem die Leichen lagen. „Siehst du, da sind deine Schwestern, weil sie ihre Pflicht nicht erfüllt haben." Die arme Maruzza erschrak in ihrem Herzen, aber sie sagte nur: „Da habt ihr recht gethan, daß ihr sie gestraft habt, als sie ihre Pflicht nicht erfüllt haben. Mir könnt ihr befehlen, was ihr wollt; ich werde es Alles thun."

Nach einigen Tagen sprach Ohimè zu Maruzza „Ich muß auf drei Tage verreisen, und nun ist der Augenblick gekommen, wo du mir deinen Gehorsam beweisen kannst. Sieh hier diesen Todtenarm; den mußt du aufessen, während ich nicht da bin, und es darf auch kein Bröcklein davon übrig bleiben." Mit diesen Worten ging er fort, und ließ die arme Maruzza in schweren Gedanken zurück. „Ach," dachte sie, „was soll ich nun thun! ach! ich Unglückliche! wie kann ich diesen Todtenarm essen! O, heilige Seele meiner Mutter, gebt mir einen guten Rath und helft mir!" Auf einmal hörte sie eine Stimme, die rief: „Maruzza, weine nicht, denn ich will dir helfen. Heize den Backofen so heiß wie möglich, und laß den Arm so lange darin, bis er zu Kohle gebrannt ist. Dann zerstoße ihn zu feinem Pulver, und binde dir dieses in einem feinen Läppchen fest um den Leib, so wird Ohimè nichts merken, und dich verschonen." Diese Stimme aber war die heilige Seele ihrer Mutter, die der armen Maruzza half. Da that sie Alles, wie die Stimme sie geheißen hatte, heizte den Backofen und ließ den Arm darin, bis er ganz zu Kohle gebrannt war; dann zerstieß sie ihn im Mörser, wickelte das Pulver in ein feines Läppchen, und band es sich fest um den Leib.

Als nun Ohimè nach Hause kam, frug er gleich: „Hast du mein Gebot erfüllt?" „Ja wohl, Herr!" „Arm, wo bist du? komm doch einmal her zu mir!" „Ich kann nicht kommen!" antwortete der Arm. „Wo bist du denn?" „Ich bin in Maruzzas Leib." Als Ohimè das hörte, ward er sehr froh, und rief: „Nun, Maruzza, sollst du auch meine Gemahlin sein, denn jetzt weiß ich, daß du ein aufrichtiges und gehorsames Gemüth hast." Von nun an hatte Maruzza es gut bei ihm;

Ohimè hatte sie lieb, und brachte ihr Alles, was sie sich wünschte. Eines Tages zeigte er ihr auch alle seine Schränke, in denen viele Flaschen mit Tränken und Salben standen. „Siehst du," sprach er, „hier ist eine Salbe, wenn man damit die Todten bestreicht, so werden sie wieder lebendig. Ich zeige sie dir, weil ich weiß, daß du mir treu ergeben bist." Als er ihr nun Alles gezeigt hatte, führte er sie auch vor eine verschlossene Thür, und sprach: „Sieh, Maruzza, Alles was hier ist, gehört dir, und du darfst thun und lassen, was du willst. Diese Thüre aber darfst du nicht aufmachen, denn wenn ich es merke, so ermorde ich dich." Kaum war Ohimè das nächstemal verreist, so nahm Maruzza ihren Schlüsselbund, ging und machte die Thüre auf. Als sie hineintrat, sah sie einen wunderschönen Jüngling, der lag am Boden als ob er todt wäre, und in seinem Herzen stak ein Dolch. „Ach!" dachte Maruzza voll Mitleid, „armer, unglücklicher Jüngling! Darum also wollte der böse Ohimè nicht, daß ich die Thüre aufmachen solle." Da lief sie hin, und holte ein wenig von der Salbe; zog den Dolch aus dem Herzen, und bestrich die Wunde mit der Salbe, und alsbald schlug der Jüngling die Augen auf und war gesund. „Schönes Mädchen," rief er, „du hast mich erlöst; denn ich bin ein Königssohn, und der böse Ohimè hat mich hier gefangen gehalten." „Ach," antwortete sie, „was hilft es, daß ihr nun gesund seid? Bald wird Ohimè wiederkommen, und wenn er euch dann gesund und am Leben findet, wird er euch und mich umbringen. Darum müsset ihr euch wieder hinlegen, und ich will euch den Dolch ins Herz stoßen; und dann will ich sehen, was wir thun können, um den bösen Ohimè zu ermorden." Und so thaten sie denn auch; der Königssohn legte sich wieder hin, und Maruzza stieß ihm mit vielen Thränen den Dolch ins Herz. Denn sie war in heftiger Liebe zu ihm entbrannt.

Als aber Ohimè nach Hause kam, ging sie mit ihm in den Garten, und schmeichelte ihm mit vielen süßen Worten: „Sagt mir doch, lieber Herr, wenn je das Unglück wollte, daß euch einer nach dem Leben trachtete, wie müßte er es anfangen, um euch umzubringen?" „Warum frägst du mich das?" sprach Ohimè, „willst du mich vielleicht verrathen?" „Ach,

was denkt ihr auch! Bin ich nicht eure gehorsame, treue Maruzza? Es war nur ein Gedanke, der mir eben durch den Kopf ging." „Nun, weil du es bist, will ich es dir sagen," sprach Ohimè. „Sieh, ermorden kann man mich nicht; wenn mir aber Jemand einen Zweig von diesem Kraut in die Ohren stopft, so schlafe ich ein, und kann nicht wieder aufwachen." „Nun, nun, sagt mir nichts mehr, ich will gar nichts davon wissen," sagte Maruzza; heimlich aber bückte sie sich, brach ein Zweiglein ab, und steckte es in die Tasche. „Nun setzt euch ein wenig hin, so will ich euch lausen," sprach sie zu Ohimè, und setzte sich; er aber legte seinen Kopf in ihren Schoß, und sie lauste ihn, bis er einschlief. Dann nahm sie schnell das Kraut, und stopfte es ihm in beide Ohren, daß er in einen tiefen Schlaf verfiel. So ließ sie ihn im Garten liegen, und eilte wieder ins Haus, nahm die Salbe, und bestrich zuerst den Königssohn, daß er wieder lebendig wurde; dann lief sie auch in den Saal, wo die todten Mädchen lagen, und bestrich sie Alle mit der Salbe; zuerst ihre Schwestern, dann auch die anderen Mädchen, die der böse Ohimè nach und nach umgebracht hatte. Als sie nun Alle wieder lebendig waren, beschenkte Maruzza sie reichlich, und ließ sie in ihre Heimath zurückkehren, sie selbst aber und der Königssohn nahmen die übrigen Schätze, und gingen fort nach der Heimath des Königssohnes. Denkt euch nun die Freude des Königs und der Königin als ihr Sohn wiederkam, den sie seit so vielen Jahren für todt beweint hatten, und nun kam er wieder und brachte erst noch ein so schönes, kluges Mädchen mit. Da wurde eine prächtige Hochzeit gefeiert, und der Königssohn heirathete die schöne Maruzza, und lebte mit ihr glücklich und zufrieden.

Unterdessen lag Ohimè im Garten, und schlief, und schlief, mehrere Jahre lang. Endlich aber verfaulte das Kraut durch den Wind und Regen, und eines Tages fiel es heraus, und Ohimè fuhr aus dem Schlaf empor. „Wo bin ich?" dachte er, sprang auf und lief in das Haus. Als er aber dort nur die nackten Wände sah, gerieth er in einen großen Zorn, und rief: „Diese Nichtswürdige! Sie hat mich verrathen, nachdem ich mich so auf sie verlassen hatte! Aber warte nur, ich will mich

schon an dir rächen!" Da machte er sich auf, und zog durch alle Länder, um Maruzza zu suchen, und wanderte so lange, bis er endlich eines Tages in die Stadt kam, wo Maruzza wohnte.

Als er nun durch die Straßen ging, hob er zufällig die Augen auf, und sah an einem Fenster die schöne Maruzza stehen." „Ei!" dachte er, „bist du hier, und lebst gar prächtig in einem königlichen Schloß? Nun, warte nur, ich will dich schon kriegen." Da ging er hin, und machte eine Statue aus Silber, die war eben so groß, wie er selbst, und inwendig hohl. In das Innere aber steckte er mehre Instrumente, um Musik zu machen, rief dann einen Burschen herbei, und sprach zu ihm: „Ich mache dir ein schönes Geschenk, wenn du diese Statue auf deinen Rücken nimmst, und damit in der ganzen Stadt herumziehst, um sie für Geld sehen zu lassen. Zuletzt mußt du sie zum Könige bringen, und sie einige Tage bei ihm lassen." Der Bursche versprach Alles zu besorgen, und Ohimè schloß sich in die Statue ein. Da nahm der Bursche ihn auf den Rücken, und trug ihn in der ganzen Stadt herum, und rief mit lauter Stimme: „Ei, was habe ich für einen schönen heiligen Nikolaus, und was der für schöne Musik machen kann." Als die Leute das hörten, riefen Manche ihn herbei und baten: „Laß uns doch deinen heiligen Nikolaus einige Tage hier, daß wir uns an der schönen Musik erfreuen, wir wollen dir auch ein schönes Geschenk dafür machen." Da ließ der Bursche die Statue in den Häusern, und Ohimè spielte dann so wunderschön, daß man bald in der ganzen Stadt von nichts anderm sprach, als von der wunderbaren Statue, und Jeder sie sehen und hören wollte. So gelangte denn endlich auch das Gerücht davon zum Könige, und zu Maruzza, die sprach: „Ach, ruft mir doch auch einmal den Burschen her, ich möchte so gerne die Statue einige Tage hier behalten." Da ließ der König den Burschen aufs Schloß kommen und machte ihm ein schönes Geschenk, damit er seinen heiligen Nikolaus da lassen sollte, und ließ die Statue in sein Schlafzimmer tragen, und ergötzte sich mit Maruzza an der schönen Musik. Am Abend aber, als sie Beide zu Bette lagen, hörte Maruzza auf einmal ein leises Geräusch, und schrie laut: „Zu Hülfe!"

„Was gibt es?“ frug der König, und alle Leute im Schloß liefen erschrocken zusammen. „Dort bei der Statue habe ich ein Geräusch gehört,“ sagte Maruzza; als aber die Diener die ganze Kammer durchsuchten, fanden sie nichts, und der König dachte, Maruzza habe wohl geträumt. Als alles wieder ruhig war, ließ sich dasselbe Geräusch wieder vernehmen; Maruzza schrie laut auf, die Diener liefen zusammen; sie konnten aber nichts entdecken, und der König sagte: „Maruzza, du träumst; wenn du noch einmal schreist, so soll Niemand mehr kommen.“ Das hörte Ohimè in der Statue, denn das hatte er ja eben gewollt; und als der König schlief, machte er leise die Statue auf und kam heraus. Maruzza schrie laut auf, aber es kam Niemand, denn Ohimè legte schnell ein Fläschchen aufs Bett, und alsbald verfielen der König und alle die Leute im Schlosse in einen tiefen Schlaf; Keiner konnte aufwachen, nur Maruzza blieb wach, und sah, wie Ohimè auf sie zutrat, und sie am Arme ergriff. „Du hast mich verrathen!“ rief er, „und meinst nun, du seiest hier sicher. Jetzt aber bist du in meiner Macht, und wirst deiner Strafe nicht entgehen.“ Dann ging er in die Küche, machte ein großes Feuer an, und stellte einen Kessel mit Oel darüber, und als das Oel recht am Sieden war, eilte er in die Kammer zurück, ergriff die arme Maruzza, und wollte sie in die Küche schleppen, um sie in den Kessel mit siedendem Oel zu werfen. Sie weinte und schrie, aber Niemand hörte sie, denn ein tiefer Schlaf lag auf dem König und dem ganzen Schloß. Wie sie sich aber so wehrte, fiel auf einmal das Fläschchen auf den Boden, und in demselben Augenblick erwachte der König, und die Diener kamen in das Zimmer gestürzt. Maruzza aber schrie! „Zu Hülfe! zu Hülfe! der Bösewicht will mich ermorden!“ Da ergriffen die Diener den bösen Ohimè, und der König erkannte ihn nun auch, und befahl, man solle ihn in denselben Kessel mit siedendem Oel werfen, in dem er die schöne Maruzza hatte umbringen wollen. Und so geschah es; der böse Ohimè wurde in das siedende Oel geworfen, und mußte elendiglich verbrennen; der König und Maruzza aber lebten noch lange reich und getröstet, und wir sind hier sitzen geblieben.

---

24. Von der schönen Wirthstochter.

Es war einmal eine Frau, die hielt ein Wirthshaus, in dem sie Reisende beherbergte. Sie hatte auch eine Tochter, die war so schön, daß man nichts Schöneres sehen konnte. Die Mutter aber konnte sie gar nicht leiden, eben weil sie so schön war, und hielt sie immer in einem Zimmer eingesperrt, also daß sie noch kein Mensch erblickt hatte. Nur eine Magd wußte darum, die ihr jeden Tag das Essen brachte.

Nun begab es sich eines Tages, daß der König in dem Wirthshaus übernachten wollte. Als er aber angefahren kam, brachte die Magd dem Mädchen gerade das Essen. Da sie nun eilig abgerufen wurde, vergaß sie die Thüre hinter sich zu schließen, und als die Tochter der Wirthin das bemerkte, ward sie neugierig und wollte auch einmal den König sehen. Da trat sie unter die Thüre, und als der König durch den Gang kam, zog sie sich schnell zurück. Er hatte sie aber doch gesehen und war ganz geblendet von ihrer Schönheit. „Wo ist das schöne Mädchen, das ich auf dem Gang gesehen habe?“ frug er die Magd, die ihn bediente. „Ach, Herr König,“ antwortete sie, „das ist die Tochter der Wirthin, die ist so gut, als sie schön ist. Die Mutter aber hält sie immer eingeschlossen, also daß noch Niemand sie erblickt hat.“ Der König war aber so entzückt von ihrer großen Schönheit, daß er sie zu seiner Gemahlin machen wollte. Weil er nun nicht bei der Mutter um sie anhalten konnte, rief er die Magd zu sich und sprach: „Ich werde einige Tage lang hier bleiben, sprich du mit ihr und frage sie, ob sie meine Gemahlin werden will.“ Da ging die Magd zur Tochter der Wirthin und sprach: „Denkt euch nur, Fräulein, der König will euch heirathen, und läßt euch fragen, ob ihr mit ihm fliehen wollt aus diesem Haus, wo ihr es doch so schlecht habt.“ „Ach,“ antwortete die Arme, „wie könnte ich entfliehen? Meine Mutter hält so strenge Wache!“ „Dafür laßt mich nur sorgen,“ sprach die gute Magd, ging zum König und sagte: „Ich weiß nur ein Mittel. Ihr müßt morgen verreisen, als ob ihr nach Hause zurückkehrtet. Haltet euch aber in der Nähe auf. Das Fräulein aber muß sich krank stellen,

dann werde ich der Wirthin sagen, das käme davon, daß sie immer eingesperrt sei. Läßt sie sie nun mit mir ausgehen, so werde ich sie zu euch bringen. Nehmt mich dann aber auch mit, denn ohne das Fräulein kann ich nicht zurückkehren." Das versprach der König und am nächsten Morgen that er, als ob er verreisen wollte. Er ging aber nur eine Strecke weit, und blieb dann in einem andern Wirthshaus, ohne sich jedoch als König zu erkennen zu geben. Nun stellte sich die Tochter der Wirthin krank, wollte nicht mehr essen, und nahm immer mehr ab. „Was hat denn nur die Dirne, daß sie krank ist?" frug die Mutter die Magd. „Das arme Kind kann ja nicht anders als krank sein," sprach die Magd, „wenn man auch immer eingesperrt ist und niemals an die Luft kommt. Laßt sie morgen mit mir in die Messe gehen; die paar Schritte werden sie wieder gesund machen." Die Wirthin gab es zu, und am nächsten Morgen ging die Magd mit der Tochter in die Messe. Kaum aber waren sie der Mutter aus den Augen, so eilten sie zum König, der hatte den Wagen schon bereit, hob das schöne Mädchen hinein, und fuhr auf und davon. Der treuen Magd aber schenkte er so viel Geld, daß sie mit ihrer ganzen Familie in ein anderes Land ziehen konnte.

Nun kam der König in sein Schloß und führte seine Braut zu seiner Mutter. „Dies ist meine liebe Braut," sprach er, „und nun wollen wir eine glänzende Hochzeit feiern." Das Mädchen war aber so schön, daß die alte Königin sie gleich von Herzen lieb gewann. Da wurde ein glänzendes Hochzeitsfest gefeiert und der König und seine junge Gemahlin lebten glücklich und zufrieden zusammen.

Als nun beinahe ein Jahr vergangen war, brach ein Krieg aus und der König mußte auch in den Krieg ziehen. Da sprach er zur alten Königin: „Liebe Mutter, ich muß nun fortziehen; euch empfehle ich meine liebe Frau an. Wenn sie nun ein Kindlein gebären wird, so laßt es mich sogleich wissen und pflegt sie wohl." Darauf umarmte er seine Mutter und seine Frau und zog von dannen.

Nicht lange, so gebar die Königin ihren ersten Sohn und die alte

Königin pflegte sie wohl und schrieb auch gleich dem König einen Brief, um ihm die Geburt seines Sohnes zu melden. Der Bote aber, der den Brief zum König hintragen sollte, mußte in dem Wirthshaus ausruhen, welches die Mutter der jungen Königin hielt. Da er nun hinkam, ließ er sich zu essen geben und während er aß, frug ihn die Wirthin, woher er komme und wohin er gehe. Da erzählte er, wie er gesandt sei, dem König die glückliche Geburt seines ersten Sohnes zu melden. Als die Wirthin das hörte, beschloß sie sich an der Tochter zu rächen, dafür daß sie entflohen war. Als nun der Bote sich ein wenig hinlegte um zu schlafen, zog sie ihm leise den Brief aus der Tasche und steckte ihm einen andern Brief hinein, darin stand, die Königin habe sich schwerer Untreue schuldig gemacht und verdiene die härteste Strafe. Diesen Brief brachte der Bote zum König.

Als nun der König ihn las, ward er über die Maßen traurig, weil er aber seine Frau so lieb hatte, so schrieb er dennoch, die alte Königin solle sie gut pflegen und Nichts thun, so lange er nicht zurück sei. Mit diesem Brief zog der Bote ab. Als er aber an das Wirthshaus kam, kehrte er wieder ein um zu essen. Da frug ihn die Wirthin, ob ihm der König eine Antwort gegeben habe. „Ja wohl," antwortete er, „der Brief ist in meiner Tasche." Als nun der Bote nach dem Essen wieder schlief, zog ihm die Wirthin leise den Brief aus der Tasche und steckte ihm einen andern hinein, darin stand, man solle der Königin die Hände abhauen, ihr das Kind auf die verstümmelten Arme binden und sie so in die weite Welt hinausstoßen.

Als die alte Königin den Brief erhielt, fing sie bitterlich an zu weinen, denn sie hatte ihre Schwiegertochter sehr lieb. Die junge Königin aber sprach mit Demuth: „Was mein Herr und Gemahl befiehlt, werde ich thun!" Da ließ sie sich die Hände abhauen, ließ sich das Kind auf den Armen festbinden, daß sie es säugen konnte, umarmte die alte Königin und wanderte weg, weit weg in einen finstern Wald hinein.

Als sie lange Zeit gewandert war, kam sie an ein Bächlein, und weil sie so müde war, setzte sie sich hin. „Ach," dachte sie, „hätte ich doch

wenigstens meine Hände, so wäre ich nicht so hülflos. Ich würde dann meinem Kinde die Windeln waschen und es säuberlich kleiden. So aber wird mein unschuldiges Kindlein wohl bald sterben."

Während sie so sprach und weinte, stand auf einmal ein alter ehrwürdiger Mann vor ihr, der frug sie, warum sie weine. Da klagte sie ihm ihr Leid und wie sie so unschuldig so schwere Strafe dulden müsse. „Weine nicht," sagte der Alte, „und komm mit mir, du sollst es gut haben." Da führte er sie ein Stück weit in den Wald, dann schlug er mit seinem Stock in die Erde und alsbald erschien da ein Schloß, das war noch viel schöner, als das königliche Schloß, und ein Garten war dabei, wie ihn der König nicht besser hatte. Der Alte aber war der heilige Joseph und war gekommen, der armen, unschuldigen Königin beizustehen.

Nun lebte die Königin mit dem heiligen Joseph und mit ihrem Kinde in dem schönen Schloß und weil sie so gut war, ließ ihr der heilige Joseph ihre Hände wieder wachsen. Das Kind aber wurde groß und stark und wurde mit jedem Tage schöner. — Lassen wir nun die Königin und sehen wir uns nach dem König um.

Als der Krieg zu Ende war, kehrte er traurig in sein Schloß zurück, denn die Untreue seiner Frau brach ihm schier das Herz. „Wo habt ihr meine Frau hingethan?" frug er seine Mutter. „Ach, du böser Mann," antwortete weinend die alte Königin, „wie konntest du deiner unschuldigen Gemahlin so schweres Leid anthun?" „Wie!" rief er, „habt ihr mir denn nicht geschrieben, sie hätte sich schwerer Untreue schuldig gemacht?" „Ich hätte dir das geschrieben?" sagte die Königin, „ich meldete dir die glückliche Geburt deines Sohnes und du antwortetest mir, ich solle ihr die Hände abhauen lassen und sie mit ihrem Kinde in die weite Welt hinausstoßen." „Das habe ich nie geschrieben," rief der König. Da holten sie Beide ihre Briefe herbei und Beide sagten, diesen Brief hätten sie nicht geschrieben. „Ach, mein armes, unschuldiges Kind," jammerte die alte Königin, „jetzt bist du gewiß schon lange todt!" Da war große Trauer im Schloß und der König wurde so schwermüthig, daß er in eine

schwere Krankheit verfiel, und als er endlich wieder genas, blieb er dennoch immer traurig.

Eines Tages nun sprach die alte Königin zu ihm: „Mein Sohn, das Wetter ist so schön, willst du nicht ein wenig auf die Jagd gehen? Vielleicht zerstreut es dich.“ Da bestieg der König sein Pferd und zog traurig in den Wald hinein, ohne zu jagen, und weil er so traurig war, achtete er nicht auf seinen Weg und verirrte sich bald in dem dichten Wald. Sein Gefolge aber wagte nicht, ihn anzusprechen. Als es schon fast dunkel war, wollte der König umkehren, aber Niemand wußte mehr den richtigen Weg und so geriethen sie immer tiefer in den Wald. Endlich sahen sie von weitem ein Licht brennen und da sie darauf losgingen, kamen sie endlich an das schöne Schloß, in welchem die junge Königin wohnte. Da klopften sie an, und der heilige Joseph machte ihnen die Thür auf und frug nach ihrem Begehr. „Ach, guter Alter,“ antwortete der König, „könnt ihr uns für diese Nacht ein Obdach geben? Wir haben uns verirrt und finden nicht mehr den Weg nach Haus.“ Da hieß sie der heilige Joseph eintreten, bewirthete sie und wies ihnen gute Betten an. Die Königin aber und ihr Sohn ließen sich nicht sehen.

Am nächsten Morgen, während der König frühstückte, ging der heilige Joseph zur Königin und sprach: „Der König hat hier übernachtet; jetzt ist der Augenblick gekommen, wo deine Leiden enden werden.“ Da zog die Königin ihren Sohn fein säuberlich an, und der heilige Joseph hieß ihn hineingehen zum König und ihm die Hand küssen und sprechen: „Guten Morgen, Papa, ich möchte auch mit euch frühstücken.“ Als der König nun das schöne Kind erblickte, ward er sehr gerührt und wußte doch nicht warum. Da ging die Thür auf und die junge Königin trat mit dem heiligen Joseph herein und verneigte sich vor ihm. Da erkannte der König seine liebe Gemahlin und schloß sie voll Freude in seine Arme und umarmte auch seinen kleinen Sohn. Der heilige Joseph aber trat zu ihnen und sprach: „Alle eure Leiden sind nun zu Ende. Lebt glücklich und zufrieden, und wenn ihr einen Wunsch habt, so ruft mich an, denn ich bin der heilige Joseph.“ Damit segnete er sie und verschwand.

Zugleich verschwand auch das Schloß und der König und die Königin mit ihrem Sohn und ihrem Gefolge standen im Wald. Vor sich aber sahen sie den Weg, der sie aus dem Walde hinaus und in ihr Schloß zurück führte. Da kamen sie zur alten Königin, die freute sich von Herzen, ihre liebe Schwiegertochter und ihren kleinen Enkel wiederzusehen. Da lebten sie glücklich und zufrieden, Alle zusammen, wir aber gehen leer aus.

---

25. Von dem Kinde der Mutter Gottes.

Es war einmal ein Geistlicher, der war seinen Nachbarn immer eine Quelle des Aergers, denn er ließ Niemanden in sein Haus kommen, wusch und kochte Alles selbst, und wohnte ganz allein. „Dieser Pfaffe," sagten die Leute, „da lebt er nun ganz allein und giebt Niemanden etwas zu verdienen." So sannen sie denn darauf, wie sie ihm einen Streich spielen könnten.

Nun begab es sich, daß in dem Dorf eine arme, junge Frau wohnte, der war ihr Mann vor kurzem gestorben. Die genas nun eines wunderhübschen Töchterchens und starb bei der Geburt. Da nahmen die Nachbarn das arme, kleine Kindlein und legten es am frühen Morgen auf die Schwelle des Hauses, wo der Geistliche wohnte, denn sie dachten: „Dieses kleine Kind kann er doch nicht allein versorgen, auf irgend eine Weise wird er den Nachbarn etwas zu verdienen geben müssen." Als nun der Geistliche aus seiner Thüre trat und das unschuldige Kindlein erblickte, das jämmerlich schrie, empfand er Mitleid mit ihm, hob es auf und brachte es zu einer Nachbarin, die mußte es säugen, und er gab ihr dafür jeden Monat eine gewisse Summe Geld. Als aber das Kind vier Jahre alt geworden war, nahm es der Geistliche wieder zu sich und die Nachbarn bekamen nach wie vor kein Geld mehr von ihm zu sehen. Das Kind aber schlief am Fuß einer Nische, darin stand eine Mutter Gottes *), die

*) Eigentlich die „schöne Mutter," la bedda madre.

wachte über das Kind, daß es gedieh und mit jedem Tage größer und schöner wurde. Das Kind aber nannte sie „Mutter" und sprach mit ihr, wie mit einer Mutter. Die Mutter Gottes lehrte das Kind lesen und nähen und stricken. Wenn nun der Geistliche nach Hause kam und das Kind an der Arbeit fand, frug er sie: „Wer hat dich das gelehrt?" Dann antwortete das Kind: „Die Mutter," und der Geistliche verwunderte sich sehr darüber.

Als das Kind nun vierzehn Jahre alt geworden war, sah es der Geistliche eines Tages an und bemerkte wie schön es geworden war, und er wurde von einer bösen Lust ergriffen. Da stieg er auf die Kanzel und sprach: „Meine Freunde, rathet mir was ich thun soll. Ich habe vor mehreren Jahren eine junge Henne gefunden. Soll ich sie nun euch verkaufen oder selbst genießen?" Da antworteten die Leute: „Da ihr sie doch einmal gefunden habt, so genießt sie selber." Als er nun nach Hause kam, sprach er zum Kinde: „Ich fürchte mich allein des Nachts, komm und schlafe diesen Abend bei mir." Das Mädchen ging hin und erzählte es der Mutter Gottes, die sprach: „Willst du denn deine arme Mutter verlassen? Bleibe doch lieber bei mir und wenn er dich ruft, so gieb ihm diesen Trank, da wird er gleich einschlafen und du kannst wieder zu mir kommen." Da gab die Mutter Gottes dem Kind einen Schlaftrunk, den reichte das Kind dem Geistlichen, als er es rief. Als nun der Geistliche fest schlief, stieg die Mutter Gottes aus ihrer Nische heraus, nahm das Kind in ihre Arme und entfloh mit ihm. In einer einsamen Gegend stand ein Häuschen, dort hielt sie an und wohnte mit dem jungen Mädchen, das wurde mit jedem Tage schöner.

Nun begab es sich eines Tages, daß der König auf die Jagd ging und dabei auch in die einsame Gegend kam. Mit einem Male sah er das wunderschöne Mädchen vor sich und fand es so schön, daß er zu ihm sprach: „Du sollst meine Gemahlin sein." Da nahm er das Mädchen auf sein Pferd und brachte es in sein Schloß und die Mutter Gottes folgte ihnen.

Als aber die Hochzeit gefeiert worden war, trat die Mutter Gottes

zur jungen Königin und sprach: „Ich kann nun nicht länger bei dir bleiben. Wenn du aber in Noth bist, so rufe mich nur.“ Damit verschwand sie. Nun lebten der König und seine junge Frau glücklich miteinander und nach einem Jahr gebar die Königin zwei wunderschöne Knaben. — Doch lassen wir nun die Königin und sehen uns nach dem Geistlichen um.

Als er am Morgen erwachte und im ganzen Haus das junge Mädchen nicht mehr fand, ward er von Grimm erfüllt und schwur sich zu rächen. Da machte er sich auf und wanderte durch das ganze Land, durch jedes Dorf und durch jede Stadt, um das Mädchen zu suchen. Endlich kam er auch in die Stadt, wo die junge Königin wohnte. Da wurde gerade das große Fest der St. Agatha gefeiert, und alle Leute waren auf den Straßen oder auf den Balkonen. „Gut,“ dachte der Geistliche, „ich will durch alle Straßen gehen und an jedem Fenster hinaufschauen, so werde ich sie finden.“ Als er nun am königlichen Schloß vorbeikam, hob er seine Augen auf und sah neben dem König die junge Königin stehen und erkannte sie sogleich. Da ließ er dem König sagen, er sei ein geistlicher Herr und bitte um die Vergünstigung, dem Zug von seinem Balkon aus sehen zu dürfen. Der König nahm ihn mit großem Respekt auf und führte ihn auch zur Königin, die erkannte ihn aber nicht. Als nun der Zug vorbeiging und Alle mit der Heiligen beschäftigt waren, und selbst die Amme der Kindlein auf den Balkon getreten war, schlüpfte der Geistliche unbemerkt in das Schlafgemach, wo die beiden Kindlein in einer schönen Wiege schliefen und schnitt ihnen mit einem scharfen Messer die Kehle ab. Das blutige Messer aber steckte er unbemerkt in die Tasche der Königin. Als die Amme den Zug betrachtet hatte, eilte sie zu den Kindlein zurück. Da fand sie sie todt, in ihrem Blute schwimmend, und erhob ein großes Geschrei. Der König und die Königin kamen herbeigestürzt, und bedenket den Kummer, den sie fühlen mußten, als sie ihre Kinder in diesem Zustande sahen. „Wer hat das gethan?“ rief der König außer sich vor Wuth. „Majestät,“ murmelte der Geistliche, „seht doch das Kleid der Königin an, es hat ja Blutflecken. Ich bin überzeugt, daß sie

ein blutiges Messer in der Tasche hat.“ Da stürzte sich der König auf seine Frau, und fuhr ihr mit der Hand in die Tasche und fand das Messer. „Sieh,“ rief er, „wenn ich dich nicht ermorde, so ist es nur, weil ich dich dennoch so lieb habe, ich will dich aber nicht mehr sehen. Nimm deine beiden Kinder und verlasse augenblicklich das Schloß.“ Da nahm die Königin ihre beiden todten Kindlein auf den Arm und verließ weinend das Schloß.

Als sie sich nun so allein auf der Straße sah, überkam sie der Schmerz und sie schrie laut auf: „O Mutter, wo bist du nun? Hast du mich denn ganz verlassen?“ In demselben Augenblick stand die Mutter Gottes neben ihr und sprach: „Weine nicht und gib mir deine Kindlein.“ Da benetzte die Mutter Gottes ihre Finger mit Speichel und bestrich damit die Kehlen der Kinder und alsbald wurden sie wieder lebendig und lächelten ihre Mutter an. Die Mutter Gottes nahm nun das eine Kind auf den Arm und die junge Königin das andere, und so wanderten sie miteinander weiter. Da sprach die Mutter Gottes: „Um zu leben, müssen wir irgend etwas unternehmen. Wir wollen am Wege ein Wirthshaus errichten und so unser Brod verdienen.“ Also richteten sie am Wege ein Wirthshaus ein, und die Königin mußte arbeiten vom Morgen bis zum Abend. Die Kinder aber wuchsen und gediehen, und wurden schöner als die Sonne und der Mond. — Lassen wir nun die Königin mit ihren Kindern und sehen wir, was aus dem König geworden ist.

Der grämte sich so über den Verlust seiner lieben Frau und seiner hübschen Kinder, daß er ganz traurig wurde und sich nicht trösten lassen wollte. Der Geistliche aber war bei ihm geblieben und begleitete ihn stets. So verflossen mehrere Jahre, da begab es sich, daß der König eine Reise machen mußte und auch den Geistlichen mitnahm.

Auf ihrer Reise kamen sie auch an dem Wirthshaus vorbei, wo die Mutter Gottes und die Königin wohnten, und weil ein hübscher Garten mit Bäumen dabei war, so sprach der König: „Hier ist so schöner Schatten, wir wollen hier ein wenig ruhen.“ Da traten sie in den Garten und die Königin empfing sie; er erkannte seine Frau aber nicht. Sie aber

hatte ihn wohl erkannt, eilte hin und erzählte es der Mutter Gottes, die sprach: „Laß deine Kinder im Garten spielen mit den goldenen Aepfeln, die ich ihnen geschenkt habe." Als nun die Kinder in den Garten kamen und mit den goldenen Aepfeln spielten, sah sie der König an, und sein Herz war gerührt und er wußte doch selbst nicht warum. Da fing er an mit ihnen zu spielen und erfreute sich an ihrem kindlichen Gespräch. Die Mutter Gottes aber nahm heimlich die goldenen Aepfel und steckte sie in des Königs Tasche, ohne daß er es merkte.

Als nun die Kinder mit ihren Aepfeln spielen wollten, fanden sie sie nicht und fingen an zu weinen. Da sprach die Mutter Gottes: „Warum habt ihr den unschuldigen Kindern das gethan? Wir haben euch freundlich aufgenommen und zum Dank nehmt ihr ihnen die goldnen Aepfel weg." „Wie sollte ich dazu kommen, den armen Kindern etwas zu nehmen?" rief der König. „Ueberzeugt euch doch selbst, daß meine Taschen leer sind." Die Mutter Gottes aber griff in seine Tasche, und zog die goldnen Aepfel heraus.

Als nun der König da stand und kein Wort mehr sagen konnte, sprach sie: „Wie in eurer Tasche die Aepfel sich vorgefunden haben, die ihr doch nicht hineingelegt hattet, so fandet ihr einst in der Tasche eurer Gemahlin das blutige Messer, von dem sie nichts wußte." Da erkannte der König seine Frau und seine lieben Kinder, und umarmte sie voll Freuden. Die Mutter Gottes aber wies auf den Pfaffen, und sprach: „Dort steht der Mörder; bindet ihn und strafet ihn, wie sein Verbrechen es verdient." Da ließ der König den Geistlichen ergreifen, mit einem Pechhemde bekleiden und so verbrennen, und die Asche wurde in die Lüfte gestreut. Die Mutter Gottes aber segnete den König und die Königin und ihre Kinder, und verschwand. Da kehrten sie auf ihr Schloß zurück, und lebten glücklich und zufrieden.

---

26. Vom tapfern Königssohn.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder und hätten doch so gerne einen Sohn oder eine Tochter gehabt. Da ließ der König einen Sterndeuter kommen, der sollte ihm wahrsagen, ob die Königin wohl ein Kind gebären würde. Der Sterndeuter antwortete: „Die Königin wird einen Sohn gebären; wenn er aber erwachsen ist, wird er euch den Kopf abschneiden." Da erschrak der König und ließ in einer einsamen Gegend einen hohen Thurm bauen ohne Fenster. Als nun die Königin einen Sohn gebar, ließ er ihn mit seiner Amme in den Thurm einsperren. Nun lebte das Kind in dem Thurm und wuchs einen Tag für zwei, und wurde immer stärker und schöner. Er kannte aber nur die Amme und hielt sie für seine Mutter.

Nun begab es sich eines Tages, daß er ein Stück Zicklein aß und darin einen spitzen Knochen fand. Den verwahrte er und fing an damit zum Spaß die Mauer aufzukratzen. Das Spiel gefiel ihm und er setzte es fort, bis er ein kleines Loch gebohrt hatte, durch das ein Sonnenstrahl in sein Zimmer fiel. Ganz verwundert grub er weiter und bald war das Loch so groß, daß er den Kopf hinausstecken konnte. Als er nun das schöne Feld mit den tausend Blumen sah und den blauen Himmel und das weite Meer, rief er seine Amme und frug sie, was denn das Alles sei. Da erzählte sie ihm von den großen Ländern, die es gebe und von den schönen Städten, also daß er eine unwiderstehliche Sehnsucht bekam, in das Weite zu ziehen und alle diese Wunder selbst zu sehen. „Liebe Mutter," sprach er, „ich halte es in dem finstern Thurm nicht mehr aus, wir wollen fort und die Welt besehen." „Ach mein Sohn," sprach die Amme, „was willst du in die weite Welt ziehen? Hier haben wir es ja gut, wir wollen lieber hier bleiben." Er bat sie aber inständigst, sie möchte doch mit ihm gehen, und weil sie ihn so lieb hatte und ihm Nichts abschlagen konnte, so gab sie denn endlich nach, schnürte ihr Bündelchen und zog mit ihm in die weite Welt. Als sie viele Tage lang gewandert waren, kamen sie eines Tages in eine ganz einsame Gegend, wo sie Nichts zu essen

fanden. Da sie nun dem Verschmachten nahe waren, sahen sie in der Ferne ein schönes Schloß stehen und gingen darauf zu, um sich etwas Speise zu erbitten.

Als sie aber an das Schloß kamen, war weit und breit kein Mensch zu sehen. Sie stiegen die Treppe hinauf und schritten durch alle Zimmer, es war aber Niemand da. In einem Zimmer war ein Tisch mit köstlichen Speisen gedeckt. „Mutter," sprach der Königssohn, „es ist ja doch Niemand hier. Wir wollen uns hinsetzen und essen." Also setzten sie sich hin und nahmen von den Speisen, dann betrachteten sie die Zimmer und alle die Reichthümer, die sie enthielten.

Auf einmal sah die Amme von Weitem eine Schaar Räuber kommen. „Ach, mein Sohn," rief sie, „das sind gewiß die Besitzer dieses Schlosses, wenn sie uns hier finden, so schlagen sie uns gewiß todt." Da nahm der Königssohn schnell eine vollkommene Rüstung, und legte sie an, nahm das beste Schwert von der Wand, wählte im Stall das beste Pferd und erwartete so bewaffnet die Ankunft der Räuber. Als diese nun näher kamen, begann er zu kämpfen und weil er so stark war, so machte er sie Alle todt, bis auf den Räuberhauptmann. „Laß mich leben," rief ihm dieser zu, „so will ich deine Mutter heirathen und du sollst mein lieber Sohn sein." Da ließ der Königssohn den Räuberhauptmann leben, und der heirathete die Amme. Er konnte es aber nicht vergessen, daß ihm der Königssohn alle seine Gefährten umgebracht hatte und da er sich vor seiner riesenmäßigen Kraft fürchtete, so sann er darauf, wie er ihn durch eine List verderben könnte. Da rief er seine Frau und sprach: „Dein Sohn ist mir zuwider und ich will ihn mir aus den Augen schaffen. Stelle dich krank und sage ihm, es könnte dich Nichts heilen als einige Citronen, so will ich ihn schon in einen Garten schicken, aus dem er nicht zurückkehren soll." Die Amme weinte bitterlich und sprach: „Wie könnte ich meinen Sohn ins Verderben bringen? Laßt ihn doch leben, er hat euch ja Nichts gethan." Der Mann aber drohte ihr: „Wenn du es nicht thust, so schlage ich euch Beiden den Kopf ab." Da mußte sie wohl gehorchen und stellte sich krank. „Liebe Mutter, was

fehlt euch?" frug der Königssohn. „Sagt mir doch, ob ihr nach irgend etwas ein Gelüste habt, so will ich es euch verschaffen." „Ach, lieber Sohn," antwortete sie, „wenn ich nur ein paar Citronen hätte, so würde ich gewiß genesen." „Ich will sie euch holen, liebe Mutter!" rief der Jüngling. „Weißt du, wo du schöne Citronen findest?" sprach nun der Stiefvater. „Du mußt in den und den Garten gehen," und wies ihm einen Garten an, der lag weit weg in einer einsamen Gegend und wurde von wilden Thieren bewacht. Als nun der Königssohn hineindringen wollte, stürzten sich die Thiere auf ihn und wollten ihn zerreißen. Er aber zog sein Schwert und machte sie Alle todt. Dann pflückte er ruhig einige Citronen und kehrte wohlgemuth nach Hause zurück. Als ihn sein Stiefvater kommen sah, erschrak er sehr und frug ihn, wie es ihm ergangen sei. „O," antwortete der Jüngling, „in dem Garten war eine große Schaar wilder Thiere, ich habe sie aber Alle umgebracht."

Der Räuberhauptmann erschrak noch mehr und konnte den Königssohn immer weniger leiden. Da sprach er wieder zu seiner Frau: „Dein Sohn ist mir zuwider und ich will ihn mir aus den Augen schaffen. Stelle dich krank und bitte ihn, dir einige Orangen zu holen." „Nein, nein," sprach die Amme, „das thue ich nicht wieder. Laßt den armen Jungen doch leben." Da drohte ihr der Mann, daß sie endlich doch gehorchen mußte und sich krank stellte. „Liebe Mutter, seid ihr wieder krank?" frug sie der Königssohn. „Ihr wünscht euch gewiß irgend etwas. Sagt mir nur was, so will ich es euch holen." „Ach mein Sohn," antwortete sie, „hätte ich doch nur einige Orangen, um meinen brennenden Durst zu löschen." „Ist das Alles," rief er, „die will ich euch schon holen." Da wies ihn der Stiefvater in einen andern Garten, der war von noch wilderen Thieren bewacht, die wollten sich auf ihn werfen und ihn zerreißen. Er aber zog sein Schwert und brachte sie Alle um, dann brach er ruhig einige der schönsten Orangen ab und brachte sie seiner Mutter.

Der Räuberhauptmann erschrak über die Maßen, als er ihn kommen sah und er ihm erzählte, wie er die Thiere Alle umgebracht habe, und

weil er sich vor ihm fürchtete, so wuchs auch sein Haß und er trachtete nur, wie er ihn los werden könnte. Da befahl er wieder seiner Frau sich krank zu stellen und dann sollte sie dem Königssohne sagen, es könne ihr Nichts helfen, als ein Fläschchen vom Schweiß der Zauberin Parcemina. Die Amme weinte und wollte es durchaus nicht thun, aber ihr Mann drohte ihr und sie mußte wohl gehorchen. Da stellte sie sich krank und als der Königssohn zu ihr kam, stöhnte sie: „Ach, was bin ich so krank, was bin ich so krank.“ „Mutter,“ sprach der Jüngling, „gibt es denn Nichts, das euch Genesung verschaffen kann? Sagt es mir doch, so will ich die ganze, weite Welt durchwandern und es suchen.“ „Ach, mein Sohn,“ antwortete die Amme, „wohl gibt es ein Mittel. Hätte ich ein Fläschchen von dem Schweiß der Zauberin Parcemina, so würde ich wohl genesen.“ „Mutter,“ rief er, „ich will ausziehen und das Mittel suchen, und wenn es irgendwo in der Welt zu finden ist, so will ich es euch bringen.“

Da zog er fort, und weil er den Weg nicht wußte, so wanderte er aufs Gerathewohl viele Tage lang, bis er in einen finstern Wald kam. Dort verirrte er sich und als es Abend wurde, fand er keinen Ausweg mehr. Auf einmal erblickte er in der Ferne ein Licht, und als er sich näherte, sah er eine kleine Hütte, darin wohnte ein Einsiedler. Er klopfte an und ein ganz alter Mann öffnete ihm, und frug nach seinem Begehr. „Ach, Vater,“ antwortete er, „ich habe mich verirrt und bitte euch nun, laßt mich die Nacht hier zubringen.“ „O, mein Sohn,“ antwortete der Alte, „wie kommst du denn in diese Wildniß zu dieser Stunde?“ „Meine Mutter ist krank,“ erwiderte er, „und nichts kann ihr helfen, als ein Fläschchen von dem Schweiß der Zauberin Parcemina. So bin ich denn ausgezogen, es ihr zu holen.“ „O mein Sohn, laß ab von deinem thörichten Vorhaben,“ sagte der Alte. „So viele Prinzen haben es schon versucht, und Keiner ist zurückgekehrt.“ Der Königssohn aber ließ sich nicht überreden, und als der Morgen graute, wollte er wieder von dannen ziehen. Da gab ihm der Einsiedler eine Kastanie und ein Fläschchen, und sprach zu ihm: „Ich kann dir nicht rathen und helfen, eine

Tagereise weiter im Walde wohnt aber mein älterer Bruder; der kann dir vielleicht etwas sagen. Diese Kastanie aber verwahre wohl, sie wird dir einst nützen. Wenn es dir nun gelingt, den Schweiß zu finden, so bringe auch mir ein Fläschchen davon mit." Dann gab er ihm seinen Segen und ließ ihn ziehen.

Nachdem er den ganzen Tag gewandert war, sah er am Abend wieder in der Ferne ein Licht, und als er näher ging, sah er die Hütte, in welcher der zweite Einsiedler wohnte. Da klopfte er an, und der Einsiedler öffnete ihm, der war noch älter als der erste. Da erzählte ihm der Königssohn, warum er in dem finstern Walde umherwandere, und auf alle Weise versuchte ihn der Einsiedler von seinem Vorhaben abzubringen, aber vergebens. Am nächsten Morgen sprach nun der Einsiedler: „Ich kann dir nicht helfen; eine Tagereise tiefer im Wald wohnt aber mein Bruder, der ist noch viel älter als ich, der kann dir vielleicht rathen. Nimm diese Kastanie und verwahre sie wohl, sie wird dir einst nützen. Und wenn es dir gelingt, den Schweiß der Zauberin Parcemina zu erlangen, so bringe auch mir ein Fläschchen voll mit." Damit gab er ihm eine Kastanie, ein Fläschchen und seinen Segen und ließ ihn ziehen.

Spät am Abend kam der Königssohn wiederum zu einem Einsiedler, der war noch viel älter als seine Brüder, und hatte einen großen weißen Bart. Als er nun hörte, wohin der Jüngling gehen wolle, versuchte auch er es, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, aber vergebens; der Königssohn wollte nicht ohne den Schweiß der Zauberin Parcemina nach Hause zurückkehren.

Als ihn nun der Einsiedler am nächsten Morgen wieder entließ, gab auch er ihm eine Kastanie und ein Fläschchen, und wies ihn an seinen vierten Bruder, der wohnte noch eine Tagereise tiefer im Wald.

Da wanderte der Königssohn wieder einen ganzen Tag in den Wald hinein, und als es Abend wurde, kam er zum vierten Einsiedler. Der wohnte nicht einmal in einer Hütte, sondern in einem Korbe, der zwischen den Zweigen eines hohen Baumes hing, und er war so steinalt, daß sein langer weißer Bart über den Korb hinaushing und fast bis an die Erde

reichte. Auch er fragte den Königssohn nach seinem Begehr, und der Jüngling erzählte ihm warum er so weit her gewandert sei. „Lagere dich unter den Baum," sprach der Einsiedler, „morgen früh will ich dir sagen, was du zu thun hast."

Am nächsten Morgen weckte der Einsiedler den Königssohn und sprach zu ihm: „Willst du denn durchaus dein Glück versuchen, so gehe mit Gott. Sieh jenen steilen Berg, den mußt du ersteigen. Auf dem Gipfel steht ein Garten mit einem Brunnen und dahinter ein wunderschönes Schloß, dessen Thüre verschlossen ist. Die Schlüssel aber liegen auf dem Rande des Brunnens. Hole sie und schließe leise die Thüre auf, steige die Treppe hinauf und schreite durch alle die Zimmer. Hüte dich aber wohl, irgend etwas anzurühren von alle den Schätzen, die da umherliegen. Im letzten Zimmer wirst du eine wunderschöne Frau finden, die auf einem Ruhebett liegt und schläft. Das ist die Zauberin Parcemina, und der Schweiß fließt in Strömen von ihrem Gesicht. Kniee neben ihr nieder, sammle mit einem Schwämmchen den Schweiß, und drücke ihn in deine Fläschchen aus. Sobald sie voll sind, so entfliehe so schnell du kannst. Sei vorsichtig und flink, und Gott sei mit dir." Damit segnete er ihn, und der Königssohn zog von dannen, dem steilen Berg zu. Je weiter er hinaufstieg, desto steiler wurde der Berg, aber er dachte an seine Mutter, und schritt muthig weiter.

Endlich gelangte er auf den Gipfel, und fand da Alles, wie der Einsiedler ihm vorhergesagt hatte. Also nahm er schnell die Schlüssel von dem Rand des Brunnens, schloß das Thor auf, stieg die Treppe hinauf und schritt eilends durch alle Zimmer. Im letzten Saal fand er die Zauberin Parcemina, die auf einem Ruhebett lag und schlief, und der Schweiß floß in Strömen von ihrem Gesicht. Da kniete er nieder, nahm das Schwämmchen, sammelte damit den Schweiß, der herniederfloß, und drückte ihn schnell in seine Fläschchen aus. Sobald sie voll waren, entfloh er so schnell er konnte. Als er nun das Thor verschloß, erwachte die Zauberin Parcemina und stieß einen durchdringenden Schrei aus, um die anderen Zauberinnen zu wecken. Aber obgleich sie erwachten,

konnten sie doch dem Königssohn nichts anhaben, denn er war mit einigen großen Sätzen den Berg hinuntergesprungen. Zuerst ging er nun wieder zum ältesten Einsiedler und dankte ihm für seine Hülfe. „Höre mein Sohn," sprach der Greis, „du kehrst nun zu deinen Eltern zurück, und damit du schneller reisen kannst, gebe ich dir diesen Esel und diesen Quersack. Wenn du nun zu deinem Stiefvater kommst, so wird er in große Wuth gerathen, daß dir dein Wagestück gelungen ist, und wird dich angreifen. Laß Alles ruhig geschehen, und bitte ihn nur, wenn er dich umgebracht habe, möge er dich in den Quersack stecken, und auf dem Esel laden." Nun setzte sich der Königssohn auf den Esel und ritt nach Hause; im Vorbeireiten aber überbrachte er den drei Einsiedlern ihre Fläschchen.

Als er nun in die Nähe seines Hauses kam, sah ihn der Stiefvater schon von Weitem kommen, und ein grimmiger Zorn erfüllte ihn. Drohend näherte er sich ihm, und fing an, ihm Vorwürfe zu machen, daß er zu lange ausgeblieben sei. „Vater," antwortete der Königssohn, „ich sehe es wohl, ihr könnt mich nicht leiden, und wollt euren Zorn an mir auslassen. So thut denn mit mir, was ihr wollt, erfüllet mir nur eine Bitte: wenn ich todt bin, so stecket mich in diesen Quersack und bindet mich auf meinem Esel fest, daß er mich in die weite Welt hinaustrage." Dann ergab er sich wehrlos seinem Stiefvater, der ihn im Zorn trat und stieß, endlich ihm den Kopf abschnitt, und den Körper in lauter kleine Stücke hackte. Als er aber seine Wuth gekühlt hatte, dachte er, er könnte wohl den letzten Willen des armen Jünglings erfüllen. Also steckte er alle die Stücke in den Quersack, und band ihn auf dem Esel fest. Kaum aber fühlte der Esel seine Last, so rannte er spornstreichs davon und lief ohne Aufhören, bis er zu dem alten Einsiedler kam, der ihn dem Königssohn geschenkt hatte. Der nahm die Stücke aus dem Quersack, legte sie sorgfältig zusammen, und machte den Jüngling wieder lebendig. Dann sprach er zu ihm: „Höre, mein Sohn, zu deinen Eltern kannst du nun nicht zurückkehren. Sie sind aber ohnehin nicht deine Eltern. Denn du bist ein Königssohn, und dein Vater herrscht noch in dem und dem Reich. So ziehe nun hin, und kehre zu deinen Eltern zurück." Da machte sich

der Königssohn auf, und wanderte, bis er in das Reich seines Vaters kam. Ehe er aber in die Stadt trat, vertauschte er seine Rüstung mit armseligen Lumpen, und band sich den Kopf in ein Tuch ein. Dann sagte er zu den Leuten, „ich habe einen bösen Grind." Da nannten ihn bald alle Leute den „Grindkopf." *).

Als er nun in die Stadt kam, sah er, daß alle Häuser festlich geschmückt waren, und viel Volks zog vor das königliche Schloß. Da frug er einen Mann auf der Straße, was denn los sei. „Heute ist ein großer Festtag," antwortete der, „denn in einer Stunde wird der König von der Spitze des Thurmes ein weißes Tuch herabflattern lassen, und auf wen das Tuch sich legen wird, der soll die Königstochter heirathen." Da erfuhr der Königssohn erst, daß er eine Schwester habe er ließ sich aber nichts merken, sondern sagte nur: „So? da will ich auch hingehen, und sehen, ob das Tuch vielleicht auf mich herniederschweben wird." Die Leute lachten ihn aus, und riefen: „Nein, seht doch, da will der Grindkopf die schöne Königstochter heirathen;" er aber kehrte sich nicht daran, sondern mischte sich unter das Volk, und siehe da, als der König das weiße Tuch herabwarf, blieb es auf dem schmutzigen Grindkopf liegen. Da wurde er vor den König gebracht, und ob die Königstochter auch weinte, so mußte sie ihn doch zum Manne nehmen, und das Hochzeitsfest sollte am Abend gefeiert werden. Der Königssohn aber ging zum Geistlichen und sprach: „Ehrwürdiger Herr, ihr sollt mich heut Abend mit der Königstochter trauen, sprecht aber die bindende Formel nicht aus; denn im Vertrauen will ich es euch sagen, daß sie meine Schwester ist. Verrathet mich aber nicht, denn der Augenblick ist noch nicht gekommen, wo ich mich zu erkennen geben kann."

Am Abend wurde die Hochzeit gefeiert, der Königssohn aber blieb in seinen schmutzigen Lumpen, und wollte sich weder waschen noch sauber anziehen. Als nun das junge Paar in die Kammer geführt wurde, brummte er: „Auf einem so feinen Bett kann ich nicht schlafen; werft mir

---

*) Tignusu.

hier an den Boden eine Matratze hin." Da thaten sie ihm den Willen, und er schlief immer in seinem Winkel auf der Matratze.

Nun begab es sich eines Tages, daß ein Krieg ausbrach, und vor den Thoren der Stadt lagen die Feinde, und es sollte eine Schlacht geschlagen werden. Da zog der alte König auch in die Schlacht, und die Königstochter sprach zum Königssohn: „Meine Mutter und ich wollen der Schlacht von den Mauern aus zusehen; willst du mitkommen?" „Laß mich doch in Ruhe," brummte er, „es ist mir ohnehin einerlei, wer den Sieg erringt." Kaum aber waren sie fort, so biß der Königssohn eine der Kastanien auf, welche ihm die Einsiedler gegeben hatten, und fand darin eine vollständige Rüstung, wie man sie nicht schöner sehen konnte, und ein Pferd, wie es der König nicht besser hatte. Da wusch er sich, legte die Rüstung an, und stürmte hinaus in die Schlacht, wo die Truppen des Königs schon anfingen zu weichen. Doch sein Erscheinen erfüllte die Ritter mit neuem Muth und die Feinde wurden geschlagen. Als aber der König den fremden Ritter zu sich beschied, um ihm für seine Hülfe zu danken, war derselbe verschwunden; und der Königssohn saß wieder in seinem Winkel, in seine schmutzigen Lumpen gehüllt.

Am andern Tage kamen die Feinde mit neuen Kräften wieder, und der König mußte ihnen nochmals eine Schlacht liefern. Die Königstochter ging mit ihrer Mutter wieder auf die Mauer, und kaum waren sie Alle fort, so biß der Königssohn seine zweite Kastanie auf, und fand darin eine Rüstung und ein Pferd, die waren noch schöner als die vom Tage zuvor. Nun stürmte er wieder in die Schlacht und auch heute entschied erst sein Erscheinen den Sieg zu Gunsten des Königs. Nach der Schlacht verschwand er eben so spurlos wie am ersten Tage. Es hatte ihn aber eine Lanze am Bein verwundet. Am Abend nun bemerkte die Königstochter, daß der Grindkopf sein Bein verband, und frug ihn, was er da habe. „Nichts," antwortete er, „ich habe mich gestoßen." Sie erzählte es aber am andern Tage ihren Eltern, und sprach: „Sollte das nicht der unbekannte Ritter sein, der uns so treulich geholfen hat?" Der König und die Königin aber lachten sie aus.

Nun mußte der König zum drittenmal seinen Feinden eine Schlacht liefern, und als Alle fort waren, biß der Königssohn schnell die dritte Kastanie auf, und fand darin eine Rüstung und ein Pferd, die waren noch die allerschönsten. Als er in der Schlacht erschien, wurde wieder das Glück dem Könige günstig, und er schlug die Feinde so gut, daß sie nicht wiederkamen. Der fremde Ritter jedoch verschwand eben so schnell, als an den beiden ersten Tagen. Am Abend war ein großes Fest am Hofe, um die herrlichen Siege zu feiern, und die Königstochter schmückte sich auch, und sprach zum Grindkopf: „Da sind königliche Kleider für dich; willst du dich nicht schmücken und auch zum Fest kommen?" „Laß mich in Ruhe," brummte er, „was soll ich auf euren Festen?" Kaum aber war sie fort, so wusch er sich, legte die königlichen Kleider an, und trat in den erleuchteten Saal, und da war er ein so schöner Jüngling, daß ihn Alle ganz verwundert anschauten. Da trat er zum König und sprach: „Ich bin der schmutzige Grindkopf; ich bin aber auch der unbekannte Ritter, der dreimal in der Schlacht erschienen ist." Da umarmte ihn der König und dankte ihm, er aber sprach: „Ich bin auch zugleich euer Sohn, lieber Vater." Da erschrak der König und sprach: „Wie konntest du dann die Sünde begehen, deine Schwester zu heirathen?" Er aber antwortete: „Beruhigt euch, lieber Vater, ich bin mit meiner Schwester nicht verheirathet, der Pater kann es euch bezeugen." Als nun der Geistliche es bezeugt hatte, war die Freude erst recht groß, und der König und die Königin freuten sich sehr über ihren schönen Sohn. Da lebten sie glücklich und zufrieden, wir aber gehen leer aus.

---

27. Vom grünen Vogel.

Es war einmal ein König, der hatte ein einziges Töchterlein, das er über alle Maßen liebte. Eines Tages, als er oben auf der Terrasse mit der kleinen Maruzza spielte, ging ein Wahrsager vorbei und schüttelte den Kopf, als er die kleine Königstochter ansah. Da ward der König

sehr zornig, und befahl, den Wahrsager zu ergreifen und vor ihn zu führen. „Warum hast du den Kopf geschüttelt, als du meine Tochter ansahest?“ frug er ihn. „Ach, Majestät, ich habe es nur in Gedanken gethan,“ antwortete der Wahrsager. „Wenn du mir nicht sogleich antwortest,“ sprach der König, „so lasse ich dich in den tiefsten Keller*) werfen.“ Da mußte der arme Wahrsager wohl gehorchen, und sprach: „Wenn die Königstochter elf Jahre alt sein wird, so wird ein schweres Schicksal sie erreichen.“ Da ward der König tief betrübt und ließ in einer einsamen Gegend einen Thurm ohne Fenster bauen, und sperrte sein Töchterlein mit seiner Amme hinein. Er kam aber und besuchte sie oft.

Maruzza wuchs heran, und wurde mit jedem Tage größer und schöner. Sie gaben ihr aber beim Essen das Fleisch immer ohne Knochen, damit sie sich kein Leid anthun könne, und nahmen ihr auch Alles weg, womit sie sich verletzen konnte.

Als sie nun beinahe elf Jahre alt war, brachte ihr die Amme eines Tages einen Braten von einem Zicklein, in dem war ein spitzer Knochen zurückgeblieben. Als Maruzza den spitzen Knochen fand, wollte sie gerne damit spielen, und weil sie wußte, daß die Amme ihn ihr wegnehmen würde, so versteckte sie ihn hinter einer Kiste. Als sie nun allein war, nahm sie den Knochen wieder hervor, und fing an, die Mauer ein wenig aufzukratzen. Es war aber gerade eine hohle Stelle in der Mauer, so daß sie schnell ein kleines Loch gebohrt hatte; da bohrte sie immer weiter, bis das Loch so groß war, daß sie den Kopf hinausstecken konnte. Da sah sie alle die schönen Blumen und den blauen Himmel mit der Sonne, und freute sich darüber so sehr, daß sie den ganzen Tag dort hinausschaute. Wenn aber die Amme ins Zimmer kam, so zog sie einen kleinen Vorhang vor das Loch. So trieb sie es mehre Tage, an dem Tage aber, wo sie elf Jahre alt wurde, in demselben Augenblick, als sie in ihr elftes Jahr trat, rauschte es in den Lüften, und durch das Loch kam ein wunderschöner, leuchtend grüner Vogel hereingeflogen, der sprach: „Ich bin ein

---

*) Burgverließ, trabano, fr. oubliette.

Vogel und werde ein Mensch," und alsobald ward er in einen schönen Jüngling verwandelt. Als Maruzza ihn sah, erschrak sie heftig, und wollte anfangen zu schreien, er bat sie aber mit freundlichen Worten, und sprach: „Edles Fräulein, fürchtet euch nicht vor mir, ich will euch ja kein Leid zufügen. Ich bin ein verwunschener Prinz und muß noch manches Jahr verzaubert bleiben. Aber wenn ihr auf mich warten wollt, so sollt ihr einst meine Gemahlin werden." Mit solchen Worten beruhigte er sie; nach einer Stunde wurde er wieder zum Vogel, und verließ sie mit dem Versprechen, am andern Tage wiederzukommen. Von da an kam er jeden Tag um Mittag, und wenn es Ein Uhr schlug, so verließ er sie wieder.

Als nun ein Jahr vergangen war, dachte der König: „Nun wird auch die Gefahr für meine kleine Maruzza vorüber sein," und kam in einem schönen Wagen, und holte sie ab in sein Schloß. Als aber Maruzza in dem prächtigen Schlosse ihres Vaters wohnte, ward sie sehr traurig, denn der schöne, grüne Vogel kam nicht wieder zu ihr, und sie ward so schwermüthig, daß sie gar nicht mehr lachen konnte, und immer in ihrem Zimmer blieb. Da ließ der König im ganzen Lande verkündigen: „Wer die Königstochter zum Lachen bringen könnte, den wolle er reich beschenken. Das hörte auch ein altes Mütterchen, das auf einem Berge wohnte, und machte sich auf, um zum König zu gehen. Wie die alte Frau nun ihres Weges zog, begegnete sie einem Maulthiertreiber, der trieb sein Maulthier vor sich her, das war mit Geldsäcken beladen. „Gieb mir eine Handvoll von deinem Geld," bat sie ihn. Der Maulthiertreiber antwortete: „Hier kann ich dir nichts geben, wenn du aber mit mir kommst bis zu dem Schloß, wo ich die Säcke abliefern muß, so will ich dir einiges geben." Da ging die alte Frau mit ihm, und er führte sie in ein wunderschönes Schloß, in welchem zwölf Feen wohnten. Als sie nun die Treppe hinaufgestiegen waren, öffnete der Maulthiertreiber seine Säcke, und ließ die Münzen auf dem Boden herumrollen. Da waren es aber so viele, daß die alte Frau am bloßen Ansehen genug hatte, und weiter nicht danach verlangte. Nun ging sie durch die Zimmer, um sie

zu betrachten, und sah alle die kostbaren Schätze, die da angesammelt waren. Alle die Stühle, die Tische, die Betten waren von lauterm Golde. Da kam sie in ein Zimmer wo ein gedeckter Tisch stand mit zwölf goldnen Tellern und zwölf goldnen Bechern, und dabei standen auch zwölf goldne Stühle. Da ging sie weiter, und kam in die Küche, da standen die zwölf Feen in einer Reihe, und jede hatte einen goldnen Heerd, auf dem sie in einem goldnen Kessel kochte. Als die Suppe fertig war, nahmen die Feen ihre Kessel vom Feuer und stellten sie auf den Tisch. Weil sie nun die alte Frau unbeachtet gelassen hatten, wurde sie vorwitzig und sprach: „Edle Frauen, ihr sagt mir nichts*), so werdet ihr es mir auch nicht übel nehmen, wenn ich mich selbst bediene." Da nahm sie einen goldnen Löffel, und schöpfte sich etwas Suppe. Als sie aber den Löffel zum Munde führen wollte, fuhr ihr die Suppe ins Gesicht, daß sie sich jämmerlich verbrannte. In demselben Augenblick rauschte es in den Lüften, und der grüne Vogel flog in den Saal. „Ich bin ein Vogel und werde ein Mensch!" sprach er, und wurde sogleich zum schönen Prinzen. Der jammerte aber laut und rief: „O, Maruzza, meine Maruzza, habe ich dich denn ganz verloren? Kann ich dich nirgends wiederfinden?" Die Feen umringten ihn, um ihn zu trösten, die alte Frau aber verließ leise und unbeachtet das Schloß, und dachte: „Diese Geschichte muß ich der jungen Königstochter erzählen; wenn das sie nicht zum Lachen bringt, so ist wohl alles vergeblich."

Als sie nun in das königliche Schloß kam, ließ sie sich beim Könige melden, und sagte ihm, sie sei gekommen, die Königstochter zum Lachen zu bringen. Der König führte sie hinein und ließ sie mit seiner Tochter allein. Nun begann die Alte zu erzählen, wie sie von dem Maulthiertreiber in das schöne Schloß geführt worden sei, und wie sie sich den Mund verbrannt habe, als sie die Suppe versuchen wollte. Maruzza aber fing an laut zu lachen, als sie diese Geschichte hörte. Das hörte der König

*) D. h. „Ihr fordert mich nicht auf, zuzugreifen." — Es gilt in Sicilien als ein arger Verstoß gegen die Höflichkeit, Jemanden nicht zum Essen aufzufordern, wenn man selbst zu Tische ist.

draußen, und freute sich, daß es endlich jemanden gelungen, sein liebes Kind zum Lachen zu bringen. Die Alte aber sprach: „Hört mich nun noch zu Ende, Fräulein!“ und erzählte ihr von dem grünen Vogel, der ein schöner Prinz geworden war, und immer nach seiner lieben Maruzza gefragt hatte.

Da wurde Maruzza noch froher, und sprach: „Mein Vater wird dir ein schönes Geschenk machen, von mir aber sollst du eben so viel bekommen, wenn du mich morgen um dieselbe Stunde abholst, und heimlich in das Schloß der zwölf Feen führst.“ Die Alte versprach es, und den nächsten Tag kam sie, und führte die Königstochter über Berg und Thal, einen weiten Weg, bis sie an das Schloß der zwölf Feen kamen. Da saßen die zwölf Feen wieder vor ihren goldnen Heerden, und die Suppe war eben fertig, und wurde in den goldnen Kesseln vom Feuer genommen. „Seht einmal, Fräulein,“ sprach die Alte, „so wollte ich neulich die Suppe versuchen,“ und nahm mit einem goldnen Löffel ein wenig Suppe. Wie sie ihn aber zum Munde führen wollte, fuhr ihr die Suppe ins Gesicht. Da sprach Maruzza: „Laß es mich einmal versuchen,“ nahm den goldnen Löffel, und schöpfte etwas Suppe, und siehe da, sie konnte die Suppe ruhig zum Munde führen.

Mit einem Male rauschte es in den Lüften, und der grüne Vogel flog herein, und verwandelte sich in den schönen Prinzen. Als er nun anfing zu jammern: „O, Maruzza, meine Maruzza!“ Da stürzte ihm die Königstochter in die Arme, und rief: „Hier bin ich!“ Aber der Prinz wurde ganz traurig, und sprach: „Ach, Maruzza, was hast du gethan? Warum bist du hergekommen? Nun muß ich fort, und muß herumfliegen ohne Ruh und ohne Rast sieben Jahre, sieben Tage, sieben Stunden und sieben Minuten.“ „Wie?“ rief die arme Maruzza, „willst du mich nun verlassen, nachdem ich deinethalben so traurig gewesen bin, und nun diesen weiten Weg gemacht habe, um dich zu sehen?“ Da antwortete der Prinz: „Ich kann dir nicht helfen; wenn du mich aber erlösen willst, so will ich dir sagen, was du thun mußt.“ Da führte er sie auf eine Terasse und sprach: „Wenn du sieben Jahre, sieben Tage,

sieben Stunden und sieben Minuten hier auf mich wartest, dem Sturm und Sonnenschein ausgesetzt, nicht issest, nicht trinkst und nicht sprichst, so kann ich erlöst werden, und dann sollst du meine Gemahlin sein." Damit wurde er wieder ein Vogel, und flog davon. Nun saß die arme Maruzza auf der Terrasse, und als die Feen kamen, und sie baten, nun in das Schloß zu kommen, schüttelte sie nur mit dem Kopf, und blieb in einer Ecke sitzen, aß nicht und trank nicht, und es kam auch kein Wort über ihre Lippen. So blieb sie sieben Jahre, sieben Tage, sieben Stunden und sieben Minuten, im Sturm und Regen, und an der glühenden Sonnenhitze, und ihre feine weiße Haut wurde schwarz, und ihr Gesicht wurde häßlich und entstellt, und ihre zarten Glieder wurden steif.

Da nun die lange Zeit herum war, rauschte es in den Lüften, und der grüne Vogel kam geflogen, und wurde ein schöner Prinz. Da stürzte sie in seine Arme, und weinte, und rief: „Nun bist du erlöst, und nun sind auch meine Leiden zu Ende." Als er aber sah, wie häßlich sie geworden war, und wie schwarz, da mochte er sie nicht mehr, denn alle Männer sind so, und stieß sie hart von sich, und sprach: „Was willst du von mir? ich kenne dich nicht." Da weinte sie, und sprach: „Du kennst mich nicht? Habe ich nicht um deinetwillen meinen alten Vater verlassen? Bin ich nicht um deinetwillen sieben Jahre, sieben Tage, sieben Stunden und sieben Minuten hier oben geblieben, dem Regen und Sonnenschein ausgesetzt, habe nicht gegessen und nicht getrunken, und ist auch kein Wort über meine Lippen gekommen?" Er aber sprach: „Und um eines irdischen Mannes willen hast du hier oben gelegen wie ein Hund, und hast alles dies über dich ergehen lassen?" und spuckte ihr zweimal ins Gesicht, drehte ihr den Rücken und verließ sie. Da fiel die arme Maruzza zu Boden und weinte bitterlich, die Feen aber kamen und trösteten sie, und sprachen: „Habe nur guten Muth, Maruzza, du sollst noch schöner werden, als du bisher warst, und dich an dem bösen Mann rächen." Da brachten sie sie in das Schloß, und wuschen sie mit Rosenwasser viele Tage lang, bis sie wieder ganz weiß wurde, und so schön, daß sie niemand mehr erkennen konnte. Dann zog

Maruzza in das Land, wo der Prinz mit seiner Mutter der alten Königin wohnte, und die Feen begleiteten sie mit allen ihren Kostbarkeiten, und bauten ihr in einer Nacht ein wunderschönes Schloß, dem königlichen Schlosse gerade gegenüber.

Als der Prinz am Morgen zum Fenster hinausschaute, sah er verwundert auf den schönen Palast, der viel schöner war, als sein eignes Schloß, und während er sich noch darüber verwunderte, erschien Maruzza am Fenster gegenüber, mit prächtigen Kleidern und so schön, daß der Prinz kein Auge von ihr verwenden konnte. Er erkannte sie aber nicht, und machte eine tiefe Verbeugung, und wollte sie anreden. Maruzza aber schlug ihm heftig das Fenster vor der Nase zu. „O!" dachte er, „wer ist denn diese Dame, die sich gar besser dünkt als ich?" und rief seine Mutter herbei, um sie zu fragen. Sie wußte es aber nicht, und wen er auch fragen mochte, niemand konnte ihm Auskunft geben.

Nun stellte er sich jeden Morgen auf seinen Balkon, wenn er sie drüben an ihrem Fenster erblickte. Wenn er aber versuchte, sie zu begrüßen und anzureden, so drehte sie ihm stolz den Rücken und schlug das Fenster zu. Da ward der Prinz traurig, denn er hätte gern das schöne Mädchen zu seiner Gemahlin gemacht. „Mutter," sprach er eines Tages zur alten Königin, „thut mir den Gefallen und geht einmal zur schönen Dame, die gegenüber wohnt, und bringt ihr in meinem Namen euer schönstes Stirnband, und fragt sie, ob sie meine Gemahlin sein wolle." Da machte sich die alte Königin auf, und ging in das Schloß zur schönen Maruzza, und ein Diener trug auf einem silbernen Präsentirteller das goldne Stirnband, das glänzte von Perlen und edlen Steinen. Als nun Maruzza hörte, die Königin sei da, und wünsche mit ihr zu sprechen, eilte sie ihr entgegen, und sprach: „O, Frau Königin, warum habt ihr mich nicht zu euch rufen lassen, und habet euch zu mir bemüht? An mir war es, zu euern Füßen zu kommen." Da führte sie sie mit vielen schönen Worten in ihren besten Saal, der strahlte von Gold und Edelsteinen, und sprach: „Womit kann ich euch dienen, edle Königin?" Da antwortete die Königin: „Mein Sohn hat mich hierher gesandt, er ist in

heftiger Liebe zu euch entbrannt, und bietet euch seine Hand an, und als Zeichen seiner Liebe, sendet er euch dieses köstliche Stirnband." „O, welche Ehre!" erwiderte Maruzza, „euerem Sohn gebührt die reichste, vornehmste Königin, nicht aber ein armes Mädchen, wie ich es bin. Ich bin dieser Ehre nicht würdig." Während sie aber so sprach, hatte sie das kostbare Stirnband genommen, und ganz in kleine Stücke zerpflückt, und rief nun „kur, kur, kur, kur," da kamen die zwölf Feen herein, die hatten sich in zwölf kleine Gänschen verwandelt, und schluckten begierig die Goldkörner und die edlen Steine auf. Die alte Königin aber war sprachlos vor Erstaunen und Zorn. „Frau Königin," sagte Maruzza, „was seht ihr so zornig aus? Ich pflege meine Gänschen immer mit lauterm Golde zu füttern." Dabei winkte sie einem Diener, der brachte ihr auf einem Präsentirteller den kostbarsten Schmuck, Stirnbänder und Armbänder, und sie zerpflückte Alles in tausend Stückchen und streute sie den Gänschen vor.

Also mußte die Königin gekränkt und beschämt nach Hause zurückkehren. Der Prinz aber stand wieder am Balkon und schaute nach dem schönen Mädchen aus. Als nun Maruzza die Königin bis zur Thür begleitet hatte, kehrte sie eilends zurück und trat auf ihren Balkon. Als aber der Prinz sie begrüßen wollte, wandte sie ihm den Rücken zu und schloß heftig das Fenster. Da merkte der Prinz, daß sie ihn zurückgewiesen hatte, noch ehe seine Mutter ihm ihre Antwort überbringen konnte, und ward von Herzen traurig. Er konnte es aber doch nicht lassen, sich jeden Morgen auf den Balkon zu stellen und nach der schönen Maruzza zu schauen. Sie aber wandte ihm immer stolz den Rücken zu und schloß heftig das Fenster.

Nach einiger Zeit sprach der Prinz wieder zur alten Königin: „Mutter, thut mir den Gefallen und geht noch einmal zu der schönen Dame hier gegenüber und fraget sie, ob sie meine Gemahlin werden will." „Ach, mein Sohn," antwortete die Mutter, „bedenke doch nur wie grausam sie mich beleidigt hat, ich kann doch nicht zu ihr zurückkehren." Der Prinz aber sprach: „Mutter, wenn ihr mich lieb habt, so erfüllt

meine Bitte und bringet ihr in meinem Namen meine Krone." Da nahm er die Krone vom Kopf und gab sie seiner Mutter, und die alte Königin ließ sich überreden der schönen Maruzza einen Besuch zu machen.

Als nun Maruzza sie kommen sah, eilte sie ihr entgegen und empfing sie mit großer Höflichkeit und als sie bei einander saßen, frug sie wieder: „Womit kann ich euch dienen, edle Königin?" Da antwortete die Königin: „Mein Sohn ist in heftiger Liebe zu euch entbrannt, und hat mich hierhergeschickt, euch zu fragen, ob er nicht die Ehre haben kann, euer Gemahl zu werden. Als Zeichen seiner Liebe sendet er euch seine goldne Krone, die er von seinem Haupte genommen hat." „Ach, edle Königin," sprach Maruzza, „wie könnte ich diese Ehre annehmen? Ein so armes Mädchen, wie ich bin, kann euer Sohn nicht zu seiner Gemahlin machen." Wie sie das gesagt hatte, rief Maruzza ihren Koch und sprach: „Hier, Koch, nimm diese goldne Krone, sie paßt gerade als Reif um meinen Kessel." Als sie aber wieder sah, daß die Königin ganz entstellt wurde vor Zorn, fuhr sie fort: „Edle Königin, was entstellt ihr euch so? Ich pflege immer um meine Kessel einen goldnen Reif zu legen." Da winkte sie dem Koch, der brachte ihr eine ganze Menge Kessel, die waren alle von reinem Gold und hatten einen goldnen Reif. Da kehrte die Königin beschämt und gekränkt nach Hause zurück, Maruzza aber eilte an das Fenster, um dem Prinzen die gewohnte Beleidigung zuzufügen.

Nun wurde der Prinz vor Zorn und Kummer krank und lag einen ganzen Monat schwer krank darnieder. Kaum war er besser, so schlich er auch gleich zu seinem Balkon und als er Maruzza gegenüber stehen sah, versuchte er es wieder sie zu begrüßen. Sie aber drehte ihm den Rücken, schlug ihm das Fenster von der Nase zu. Da sprach der Prinz zu seiner Mutter: „Mutter, wenn ihr mich lieb habt, so geht noch einmal zu der schönen Dame, und fraget sie, ob sie meine Gemahlin werden will." Die Königin wollte nicht, er bat aber so lange, bis sie „ja" sagte. Da nahm er seine schwere, goldne Kette vom Hals und gab sie seiner Mutter, sie solle sie der schönen Dame bringen. Die Königin wurde von Maruzza wieder mit aller Höflichkeit empfangen und Maruzza frug

sie: „Womit kann ich euch dienen, edle Königin?“ Da sagte ihr die Königin wieder, der Prinz wolle sie zu seiner Gemahlin und schickte ihr seine goldne Kette. Maruzza aber erklärte wieder, sie sei zu arm und niedrig für den Prinzen. Dann winkte sie ihrem Diener, gab ihm die Kette und sprach: „Lege sie dem Hund an.“ Als nun die Königin wieder sprachlos da stand über diese neue Beleidigung, sprach Maruzza: „Frau Königin, was seid ihr so erzürnt? Meine Hunde haben immer Ketten von lauterem Golde.“ Da winkte sie ihrem Diener, der brachte ihr auf einem Präsentirteller eine Menge Hundeketten, die waren Alle von schwerem Gold und dick und lang. Die Königin mußte wieder unverrichteter Sache nach Hause zurückkehren. Maruzza aber eilte auf den Balkon und als sie den Prinzen sah, der mit traurigem Gesicht nach ihr ausschaute, drehte sie ihm den Rücken und schloß das Fenster.

Da wurde der Prinz so krank, daß alle Leute glaubten er müsse sterben; aber als er nach langer Zeit wieder etwas besser war, sprach er gleich zu seiner Mutter: „Mutter, ich bitte euch, geht noch einmal zur schönen Dame und fleht sie an, doch meine Gemahlin zu werden und saget ihr, daß wenn sie mich zurückweist und noch einmal das Fenster so verächtlich zuschlägt, so werde ich vor ihren Augen todt niedersinken.“ Die Königin wollte durchaus nicht gehen, da sie aber sah, wie schwach und krank ihr Sohn war, ging sie dennoch zur schönen Maruzza. Da wurde sie freundlich empfangen und sprach: „Edles Fräulein, ich komme mit einer Bitte zu euch, die ihr mir nicht abschlagen müßt. Mein Sohn ist mehr denn je in Liebe für euch entbrannt und fleht euch an, daß ihr seine Gemahlin werden wollet. Wenn ihr ihn aber zurückweiset und ihm das Fenster vor der Nase zuschlaget, so wird er vor euren Augen todt niedersinken, denn ohne euch kann er nicht leben.“ Da antwortete Maruzza: „Saget eurem Sohn: wenn er aus Liebe zu mir sich entschließet, in einem Sarge, unter dem Geläute der Todtenglocken, begleitet von den Priestern, die Grabgesänge singen, aus seinem Hause sich in das meinige tragen zu lassen, so wird uns hier der Geistliche erwarten, der uns trauen soll.“

Mit dieser Antwort kehrte die Königin zu ihrem Sohn zurück, der ließ gleich einen schönen Sarg herrichten und legte sich hinein. Da wurden in der ganzen Stadt die Todtenglocken geläutet, und der Prinz ward in dem Sarge aus seinem Schloß herausgetragen und die Priester begleiteten ihn mit brennenden Kerzen und sangen Grabgesänge. Maruzza aber stand königlich geschmückt auf ihrem Balkon und betrachtete stolz den traurigen Zug.

Als aber der Sarg unter ihrem Fenster angekommen war, beugte sie sich heraus und rief mit lauter Stimme: „Und aus Liebe zu einem irdischen Weib hast du dich dazu hergegeben, bei lebendigem Leib als Todter im Sarge zu liegen?" und spuckte ihm zweimal ins Gesicht. Da erkannte er sie und rief laut: „Maruzza, meine Maruzza." Als er aber so rief, da eilte sie zu ihm hinunter und sprach: „Ja, ich bin deine Maruzza, den Kummer, den du mir zugefügt hast, habe ich dich auch fühlen lassen wollen; doch nun ist Alles gut, und der Geistliche, der uns trauen soll, wartet schon." Da wurde ein glänzendes Hochzeitsfest gefeiert und der Prinz wurde König und Maruzza wurde Königin.

28. Von der Tochter der Sonne.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, und hätten doch so gerne ein Söhnchen oder ein Töchterchen gehabt. Da ließ der König einen Wahrsager kommen, der mußte ihm wahrsagen, ob sie Kinder bekommen würden. Der Wahrsager antwortete: „Die Königin wird eine Tochter gebären, die wird in ihrem vierzehnten Jahre durch die Sonne guter Hoffnung werden. Als der König das hörte, erschrak er, und sprach zum Wahrsager: „Wenn du mir richtig prophezeit hast, so will ich dich reich beschenken." Nicht lange, so merkte die Königin, daß sie Aussicht habe ein Kind zu bekommen. Da dachte der König: „Der Wahrsager hat richtig prophezeit, denn hat das Eine

sich erfüllt, so wird das Andere auch in Erfüllung gehen.“ Er beschenkte also den Wahrsager reichlich nach seinem Versprechen, und ließ in einer einsamen Gegend einen Thurm bauen, ohne Fenster, daß auch kein Sonnenstrahl hineindringen konnte.

Als nun die Königin ein schönes Töchterchen gebar, ließ er es mit der Amme in den Thurm sperren, und da wuchs das Kind auf, gedieh, und wurde mit jedem Tage schöner. Da es nun beinah vierzehn Jahr alt geworden war, schickten ihm eines Tages die Eltern einen Zicklein-Braten, und da die Königstochter den aß, fand sie darin einen spitzen Knochen. Den nahm sie und fing an zum Zeitvertreib die Mauer abzukratzen, und da ein kleines Löchlein entstand, grub sie immer weiter. Auf einmal fiel ein Sonnenstrahl in das Gemach und auf sie, und da sie gerade in ihrem vierzehnten Jahre war, so erfüllte sich auch alsbald die Prophezeiung des Wahrsagers. Die Amme konnte sich nicht genug darüber verwundern, und als eines Tages der König zum Besuch kam, so erzählte sie ihm mit Furcht und Zittern, was mit der Königstochter vorgefallen sei. Der König aber sprach: „Es war ihr Schicksal und sie konnte ihm nicht entgehen.“

Als nun ihre Stunde kam, gebar die Königstochter ein Töchterchen, das war so schön, so schön, daß man nichts schöneres sehen konnte; wie konnte es auch anders sein, da es die Tochter der Sonne war. Da wickelten sie das Kind in Windeln, und setzten es in dem Garten aus, der neben dem Thurm war; seine Tochter aber nahm der König auf sein Schloß. Da lag nun das arme Kindlein im Garten, und wäre gewiß bald verschmachtet.

Es begab sich aber glücklicherweise, daß der Königssohn eines benachbarten Landes eben an dem Tage auf die Jagd gegangen war, und dabei in diese einsame Gegend gerieth. Da er nun an dem Garten vorbeikam, schaute er hinein, und sah, daß wunderschöner Lattich darin wuchs, und bekam Lust ein wenig davon zu nehmen. Also ging er in den Garten hinein, aber als er an den Lattich kam, sah er ein wunderschönes Kind dazwischen liegen. Da nahm er es mitleidig auf, und rief

sein Gefolge herbei, und sprach zu ihnen: „Seht doch dieses wunderschöne Kind. O die niederträchtige Mutter, die es hat dahin werfen können!" Da nahm er es in seine Arme, und brachte es zu seiner Mutter in das königliche Schloß, und bat sie, es aufziehen zu lassen, und weil es im Lattich gelegen hatte, so nannte er es Lattughina.

Lattughina wurde mit jedem Tage schöner, und war bald so schön, daß ihr niemand gram sein konnte; als sie aber älter wurde, entbrannte der Königssohn in heftiger Liebe zu ihr, und wollte sie gerne zu seiner Gemahlin haben. Da frug er sie: „Lattughina, wessen Kind bist du eigentlich?" Lattughina antwortete:

„Ich bin die Tochter von Hund und Katze,
Wenn du mich nicht willst, so stirb und zerplatze."*)

„Willst du mich denn heirathen?" frug er weiter. „Nein," antwortete Lattughina. „Aber warum nicht?" „Weil ich nicht will." Da ging der Königssohn betrübt zu seiner Mutter, und klagte: „Ach, liebe Mutter, ich habe die Lattughina gefragt, ob sie meine Gemahlin werden will, und sie hat mir mit nein geantwortet. Wenn ich sie aber frage, wessen Kind sie denn sei, so antwortet sie mir immer: Ich bin die Tochter von Hund und Katze, und wenn du mich nicht willst, so stirb und zerplatze." „Was kann ich denn dafür, mein Sohn," antwortete die Mutter, „warte noch ein wenig und frage sie zum zweitenmal." Das that der Königssohn, aber Lattughina antwortete immer kurzweg: „Nein." „So sage mir doch wenigstens, wessen Kind du bist," bat der Königssohn. „Ich bin die Tochter von Hund und Katze, und wenn du mich nicht willst, so stirb und zerplatze."**)

Da nun die Königin sah, daß ihr Sohn ganz krank wurde aus Liebe zu der schönen Lattughina, so sprach sie: „Das Mädchen muß mir aus dem Haus, sonst hat mein Sohn keine Ruhe mehr." Also ließ sie dem königlichen Palast gegenüber ein schönes Haus bauen, darin mußte

*) »Sugnu figghia di cani e di jatta,
Si non mi voi, mori e scatta.«

**) D. h. so stirb meinetwegen, es ist mir gleich.

Lattughina wohnen. Der Königssohn kam aber dennoch immer zu ihr, und frug sie: „Lattughina, willst du mich zu deinem Gemahl?“ Sie aber antwortete immer: „Nein,“ und der Königssohn ging traurig zu seiner Mutter, und klagte ihr sein Leid. Endlich verlor die Königin die Geduld und rief: „Wenn sie dich nicht will, so laß sie doch laufen; es gibt noch andre hübsche Mädchen in der Welt.“ Da schickte sie an alle Höfe und Fürstenhäuser, und ließ Bilder kommen von den schönsten Königstöchtern, aber so viele sie auch dem Königssohn zeigen mochte, es wollte ihm keine gefallen.

Endlich, weil er sah daß seine Mutter ganz traurig war, und weil ihn Lattughina doch nicht haben wollte, wählte er eine schöne Königstochter, und sprach: „Lasset diese kommen, so will ich sie heirathen.“ Also wurde eine glänzende Hochzeit veranstaltet, und die Königstochter kam an den Hof, und wurde mit dem Königssohn getraut. Da sie nun aus der Kirche kamen, sah die junge Braut, daß der Königssohn verstimmt war, und gar nicht vergnügt aussah. „Was fehlt euch?“ frug sie ihn. „Ach,“ antwortete er, „ich habe eine Schwester, die ist schöner als die Sonne. Ich habe mich aber mit ihr überworfen, und deßhalb hat sie nicht bei meiner Hochzeit erscheinen wollen, und das betrübt mich.“ „O wenn es weiter nichts ist,“ sprach die Braut, „so gebt euch zufrieden, Morgen schicken wir ihr einen großen Teller voll Süßigkeiten, so wird diese Artigkeit sie wieder versöhnen.“ Das thaten sie denn auch, und schickten am nächsten Morgen einen Bedienten zur schönen Lattughina, mit einem großen Präsentirteller voll Süßigkeiten.*) „Wartet einen Augenbick,“ antwortete Lattughina, „und kommet mit in die Küche.“ In der Küche aber fing sie an zu rufen: „Feuer, zünde dich an,“ und alsobald brannte ein helles Feuer auf dem Heerd. „Pfanne, komm herbei,“ und eine goldne Pfanne kam, und stellte sich von selbst auf das Feuer; „Oel, komm herbei,“ und auch das Oel kam und goß sich von selbst in

*) Bei der Hochzeit schickt man allen Verwandten einen Präsentirteller voll Süßigkeiten; das Unterlassen dieser Höflichkeit wird sehr übel genommen. Den Hauptbestandtheil bilden immer kandirte Zimmtstengelchen, canellini.

die Pfanne. Als es nun recht heiß aufbrodelte, legte Lattughina ihre schönen, weißen Hände in die Pfanne, und hielt sie ein wenig darinnen, und als sie sie wieder herausnahm, lagen da zwei schöne goldne Fische, ihre Hände aber waren ganz unversehrt. Da legte sie die Fische auf den Präsentirteller, gab sie dem Diener und sprach: „Bringet diese Fische dem Königssohn, und saget ihm, er möge sie annehmen, seiner Schwester Lattughina zu Liebe." Der Diener kam in das Schloß zurück, sprachlos vor Erstaunen, und mit offnem Munde. „Nun, was ist denn geschehen?" frug der Königssohn. „Ach, Majestät, was habe ich gesehen!" und erzählte, wie Lattughina die goldnen Fische bereitet habe. „Ach, ist das Alles?" rief die junge Königin, „das kann ich auch." „Nun, wenn du es kannst, so führe es auch aus," antwortete ihr Mann. Da ging sie in die Küche, und rief: „Feuer, zünde dich an!" aber es entzündete sich kein Feuer auf dem Heerd. „Es will mir heute nicht folgen," sprach sie, und rief dem Koch zu: „Nun, zünde du mir das Feuer an." Als nun das Feuer brannte, rief sie die Pfanne, aber die Pfanne kam nicht. „Sie sind heute alle eigensinnig," meinte die junge Königin, „reiche mir einmal die Pfanne her." Eben so erging es mit dem Oel, ob sie es gleich rief, wollte es doch nicht kommen, und der Koch mußte es in die Pfanne gießen. Als es nun recht brodelte, wollte sie auch ihre Hände hinein stecken, aber sie verbrannte sich so jämmerlich, daß sie daran starb. Da ging der Königssohn zu Lattughina und sprach zu ihr: „Lattughina, warum hast du meine Frau ermordet?" „Was habe ich ihr denn gethan?" frug Lattughina. „Sie hat gehört, wie du die schönen goldnen Fische bereitet hast," antwortete der Königssohn, „und wollte es auch so machen; sie hat sich aber so verbrannt, daß sie gestorben ist. „Wer heißt sie denn etwas versuchen, was sie nicht kann?" sprach Lattughina, „ich habe ihr nichts gesagt." „Ach, Lattughina," bat er, „willst du mich nun zu deinem Gemahl haben?" „Nein," antwortete sie. „So sage mir wenigstens, wessen Kind du bist." „Ich bin die Tochter von Hund und Katze, wenn du mich nicht willst, so stirb und zerplatze." Eine andere Antwort wollte sie ihm nicht geben, und er kehrte wieder betrübt zu

seiner Mutter zurück, und klagte ihr sein Leid. „Wenn sie dich nicht will, so laß sie laufen," sprach die Königin, und redete ihm so lange zu, bis er sich wieder eine Braut auswählte, und Hochzeit mit ihr hielt.

Als sie nun aus der Kirche kamen, war der Königssohn wieder so verstimmt, und die Braut frug ihn, was ihm fehle. „Ich habe eine Schwester Lattughina," sprach er, „die ist schöner als die Sonne, und ich habe mich mit ihr gestritten, darum hat sie nicht zu meiner Hochzeit kommen wollen, und das betrübt mich. „O," antwortete die Braut, „morgen wollen wir ihr einen Teller voll Süßigkeiten und Canellini schicken, das wird sie schon versöhnen." Den nächsten Morgen also schickten sie wieder einen Diener zu Lattughina, mit einem Teller voll Süßigkeiten. Lattughina aber hieß den Diener in die Küche kommen und dort warten, und sprach: „Feuer, zünde dich an, und heize den Ofen." Alsobald brannte ein helles Feuer im Ofen, und als er ganz heiß war, kroch sie hinein, und blieb ein wenig drinnen. Als sie aber wieder heraus kam, war sie noch viel schöner geworden, und da sie ihre schönen Flechten aufmachte, fielen Perlen und Edelsteine auf den Boden. Damit füllte sie den Präsentirteller, und hieß den Diener ihn zum Königssohn tragen: „Er möge diese Perlen annehmen, seiner Schwester Lattughina zur Liebe." Der Diener kam wieder mit offnem Mund in das Schloß. „Nun, wie ist es heute ergangen?" sprach der Königssohn.

Als aber der Diener erzählte, was Lattughina gethan habe, rief die junge Braut: „O, das ist gar nichts, das kann ich auch." „Wenn du es kannst, so zeige uns deine Kunst," sprach der Königssohn. Da ging sie in die Küche und rief: „Feuer, zünde dich an, und heize mir den Ofen." Aber es entzündete sich kein Feuer. „Wie eigensinnig das Feuer heute ist," sprach sie, „Koch, heize du mir den Ofen." Als nun der Ofen ordentlich durchgeheizt war, kroch sie hinein, aber sie verbrannte sich jämmerlich, und als sie sie herauszogen, war sie todt. Da ging der Königssohn zu Lattughina, und klagte sie an, daß sie ihm seine Frauen tödte, indem sie diese Künste ausübe, die die andern nachmachen wollten. Lattughina aber antwortete: „Ich habe es ihnen nicht gesagt; sie sind

selbst schuld daran, wenn sie etwas nachmachen wollen, was sie nicht können." „Ach, Lattughina," bat der Königssohn, „willst du mich denn nun noch immer nicht zu deinem Gemahl?" „Nein," antwortete sie. „So sage mir doch wenigstens, wessen Kind du bist!" „Ich bin die Tochter von Hund und Katze, wenn du mich nicht willst, so stirb und zerplatze." So gab sie ihm immer dieselbe Antwort, und der Königssohn ging traurig zu seiner Mutter und klagte ihr sein Leid. Da beredete ihn die alte Königin, daß er sich wieder eine Braut auswähle, und ließ eine schöne Königstochter kommen, mit der wurde er getraut.

Da sie nun aus der Kirche kamen, sah die Braut, daß er ein trauriges Gesicht machte, und frug ihn, was ihm fehle. Da antwortete er wieder, er habe sich mit seiner Schwester gezankt, also daß sie nicht habe zur Hochzeit kommen wollen. „Laß es gut sein," sagte die Braut, „morgen schicken wir ihr einen großen Teller voll Süßigkeiten, das wird sie versöhnen."

Das thaten sie denn auch, und als der Diener zu Lattughina kam, saß sie auf dem Balkon und wärmte sich an den Sonnenstrahlen. „Wartet nur einen Augenblick," sprach sie, und blieb ruhig sitzen. Als die Sonne nun nicht mehr in das Zimmer schien, sondern nur auf das eiserne Geländer des Balkons, setzte sie ihren Stuhl dort hinauf, und setzte sich drauf, und siehe da, der Stuhl blieb ruhig stehen. Und als die Sonne hinter dem Dach verschwand, setzte sie sich mit ihrem Stuhl gar auf das Ziegeldach hinauf. Der Diener lief ganz entsetzt in das Schloß zurück, und erzählte, was er gesehen habe. „Ach, das kann ich auch," rief die Braut. „So laß uns einmal sehen," sprach ihr Mann. Da sie aber den Stuhl auf das Balkongeländer stellte und sich darauf setzen wollte, fiel sie hinunter und brach den Hals.

Nun ging der Königssohn wieder zur Lattughina, aber so viel er sie auch bitten mochte, ihn zum Gemahl zu nehmen, oder ihm wenigstens zu sagen, wessen Kind sie sei, so hatte sie doch nur immer dieselbe Antwort für ihn. Da ging er traurig zu seiner Mutter, und sprach: „Lattughina will mich nicht heirathen, und eine Andre kann ich doch nicht mehr ver-

langen, sonst heißen sie mich den Frauenmörder *). Was soll ich thun?" „Ja, mein Sohn," antwortete die Königin, „nun kann ich dir nicht mehr helfen. Nun mußt du herauskriegen, wessen Kind Lattughina ist, dann wird sie dich vielleicht heirathen." Also dachte der Königssohn immer darüber nach, wessen Kind Lattughina wohl sein möchte, und konnte es nicht herausbringen.

Als er nun eines Tages so übers Feld ging, und ganz betrübt seinen Gedanken nachhing, begegnete ihm ein altes Mütterchen, das frug ihn: „Sage mir doch, schöner Jüngling, warum bist du so traurig?" Anfangs wollte er es ihr nicht sagen, endlich aber ließ er sich bewegen, und klagte der Alten sein Leid. Die antwortete „Ich kann dir nur einen Rath geben. Gehe hin zu Lattughina, und sage ihr, du wärest krank, sie möge dir einen kühlenden Trank bereiten. Wenn sie nun ihre Geräthschaften herbeiruft, so nimm ihren goldnen Mörser und halte ihn ganz fest, ohne daß sie es merkt, so wird sie sich vielleicht in ihrem Unmuth verrathen. Dieser Rath gefiel dem Königssohn gar wohl, und er machte sich auf den Weg zu Lattughina.

„Ach, Lattughina," sagte er, „ich bin so unwohl, bereite mir doch einen kühlenden Trank." „Das will ich gern thun," sprach sie, und fing an zu rufen: „Glas, komm herbei; Zucker, komm herbei; Citronen, kommt herbei;" und alles was sie rief, kam von selbst herbei. Der Königssohn aber hatte auf dem Tisch den goldnen Mörser stehen sehen, den nahm er geschwind, ohne daß Lattughina es merkte, und steckte ihn fest zwischen seine Knie. Der Zucker aber war in gar so großen Stücken, deßhalb rief Lattughina: „Mörser, komm herbei!" Der Mörser aber konnte nicht kommen, denn der Königssohn hielt ihn fest. Da sie nun mehremale den Mörser vergeblich gerufen hatte, verlor sie endlich die Geduld, und rief: „Bin ich doch Tochter der Sonne, und so ein elender Mörser will mir nicht gehorchen!" Der Königssohn aber sprang auf, und rief: „Und bist du denn Tochter der Sonne, so sollst du auch meine

---

*) Ammazza-mugghieri.

Gemahlin sein." Da sie aber merkte, daß er es herausgebracht hatte, wessen Kind sie sei, sprach sie mit Freuden: „Ja, ich will deine Gemahlin sein." Also wurde ein schönes Hochzeitsfest gefeiert, und Lattughina lud auch ihre Mutter und ihre Großeltern dazu ein, und es war große Freude im ganzen Land. Da blieben sie reich und getröstet, wir aber sind hier sitzen geblieben.

---

29. Von der schönen Cardia.

Es war einmal ein König, der hatte drei schöne Töchter und einen Sohn. Da er nun fühlte, daß er sterben mußte, rief er seinen Sohn und sprach: „Mein Sohn, ich muß nun sterben und du wirst König sein. Ich empfehle dir deine drei Schwestern, sorge für sie und höre was ich dir zu sagen habe. Auf der Terrasse steht ein Nelkenstrauch, der wird drei Knospen treiben. Wenn die erste Knospe sich öffnet, so gib wohl Acht; den ersten Mann der vorbeigeht, mußt du deiner ältesten Schwester zum Mann geben. Eben so mußt du es bei der zweiten und dritten Knospe thun, um deine jüngeren Schwestern auch zu verheirathen." Der Vater starb und sein Sohn wurde König.

Jeden Morgen ging er auf die Terrasse und betrachtete den Nelkenstrauch. Nicht lange, so trieb der Strauch drei Knospen, die wurden immer größer, und eines schönen Morgens war die erste Knospe zu einer schönen Nelke erblüht. Da pflückte der junge König die Nelke ab und beugte sich über die Terrasse. In demselben Augenblick ging ein schöner, vornehmer Mann vorbei, dem rief er zu: „Mein Herr, nehmet diese Nelke von mir an und erweiset mir die Ehre in mein Schloß heraufzusteigen." Als nun der junge Mann ins Schloß kam, frug er ihn, wer er sei. „Ich bin der König der Raben," antwortete der Fremde. Da trug ihm der junge König seine älteste Schwester zur Gemahlin an und der König der Raben war es zufrieden, und es ward eine schöne Hochzeit gefeiert. Dann nahm der König der Raben seine junge Gemahlin,

wanderte mit ihr fort und der König hörte Nichts mehr von seiner Schwester.

Nach einigen Tagen öffnete sich auch die zweite Nelke, und der König pflückte sie und beugte sich über die Terrasse. Eben ging ein junger, schöner Mann vorbei, dem reichte er die Nelke und bat ihn auch in das Schloß zu kommen. Da er ihn nun frug, wer er sei, antwortete der junge Mann: „Ich bin der König der wilden Thiere.“ Da gab der König ihm die zweite Schwester zur Frau und nach der Hochzeit gingen der König der wilden Thiere und seine Gemahlin fort.

Nun war der König allein mit seiner jüngsten Schwester und wurde sehr traurig, wenn er die Knospe ansah, die nun bald aufblühen sollte, denn er hatte seine Schwester sehr lieb und trennte sich ungern von ihr. Aber er konnte doch nicht gegen den letzten Willen seines Vaters handeln, und als er eines Morgens eine schöne, blühende Nelke am Strauch fand, so pflückte er sie, bot sie einem schönen, vornehmen Mann, der eben vorbeiging, und bat ihn, in sein Schloß zu kommen. Als er ihn frug, wer er sei, antwortete der Fremde: „Ich bin der König der Vögel.“ Da gab ihm der König seine jüngste Schwester zur Frau und nach der Hochzeit mußte auch sie mit ihrem Mann fortziehen.

Als nun der König ganz allein geblieben war, ward er ganz traurig und dachte nur immer an seine Schwestern. Eines Tages begab es sich aber, daß er traurig auf dem Felde herumirrte. Da begegnete ihm ein altes Mütterchen, das frug ihn, warum er denn so traurig sei. „Ach, laß mich in Ruhe, Alte,“ antwortete er, „ist es nicht genug, daß ich so tief betrübt bin, muß ich dir noch den Grund erzählen?“ Die Alte aber verfolgte ihn mit ihren Bitten und Fragen, bis er endlich ganz erzürnt sie unsanft von sich stieß, daß sie zu Boden fiel. Da gerieth das alte Mütterchen in einen großen Zorn und rief: „So mögest du denn wandern, ohne Ruh und ohne Rast, bis du Cardia *), meine Seele, hilf mir, gefunden hast.“ Da wurde der König noch trauriger als er bis dahin

*) Cardia, anima mia, dammi riparu.

gewesen war, und eine große Sehnsucht erwachte in ihm, diese Cardia zu finden, und endlich konnte er es nicht mehr aushalten und begab sich auf die Wanderschaft, um Cardia zu suchen.

Da wanderte er viele, viele Tage lang, immer gerade aus, aber Niemand konnte ihm sagen, wo Cardia zu finden sei. Endlich kam er in einen finstern Wald, und als er ein wenig darin herumgeirrt war, sah er von ferne ein hübsches Haus stehen. Am Fenster aber stand eine Frau und als er näher kam, sah er, daß es seine älteste Schwester war. Sie erkannte ihn auch und lief eilends zu ihm herunter und umarmte ihn voll Freuden. „Mein lieber Bruder," sprach sie, „wie kommst du in diese Wildniß? Ach, wenn nur mein Mann dich nicht sieht!" „Würde denn dein Mann mir etwas zu Leide thun?" frug der König. „Ach," antwortete sie, „wenn er nach Hause kommt, will er jeden Unbekannten, der ihm in den Weg kommt, zerreißen, wenn er sich aber beruhigt hat, so ist er gut und freundlich gegen Alle!" Da versteckte die Schwester ihren Bruder im Keller, und als ihr Mann nach Hause kam, sprach er: „Es ist mir, als ob dein Bruder hier wäre; wenn er sich hier sehen läßt, so werde ich ihn zerreißen." Da redete sie es ihm aus, und als er sich beruhigt hatte, sprach sie: „Was würdest du nun meinem Bruder thun, wenn du ihn sähest?" „Ich würde ihn umarmen und herzlich willkommen heißen." Da rief sie ganz erfreut ihren Bruder und der König der Raben umarmte ihn und frug, warum er so allein umherirre. Da erzählte ihm der König, wie er ausgezogen sei, die Cardia zu suchen, und der König der Raben schenkte ihm eine Mandel und sprach: „Verwahr sie wohl, sie wird dir nützen."

Da wanderte er weiter und nach einigen Tagen kam er wieder an ein hübsches Haus, darin wohnte seine zweite Schwester, die freute sich sehr ihn zu sehen. Sie bat ihn aber, sich zu verstecken, „denn wenn mein Mann dich hier fände, würde er dich zerreißen. Wenn er aber sich beruhigt hat, so will ich dich rufen." Da versteckte sie ihn im Keller, und als ihr Mann kam und frug, ob ihr Bruder nicht dagewesen sei, redete sie es ihm aus. Als er sich aber besänftigt hatte, rief sie ihren Bruder

herauf und der König der wilden Thiere umarmte ihn und hieß ihn herzlich willkommen. Da er nun hörte, daß der junge König ausgezogen sei, die schöne Cardia zu suchen, schenkte er ihm eine Kastanie und sprach: „Verwahre sie wohl, sie wird dir nützen.“

Da wanderte der König wieder mehrere Tage und endlich kam er an ein Haus, darin wohnte seine jüngste Schwester, die umarmte ihn mit großer Freude. Es ging ihm aber nicht besser, als bei den andern Schwestern; er mußte sich verstecken, um den Zorn des Königs der Vögel nicht zu reizen. Als sich aber ihr Mann beruhigt hatte, rief die Schwester ihren Bruder und der König der Vögel empfing ihn mit großer Freude. Da er nun hörte, warum der König sein Reich verlassen habe, schenkte er ihm eine Nuß und sprach: „Verwahre sie wohl, sie wird dir nützen. Du bist nun nicht mehr weit von Cardia entfernt; wenn du immer weiter in den Wald hineingehst, so wirst du endlich an das Haus der Hexe kommen, bei der Cardia wohnt. Es sind aber noch viele andere junge Mädchen da, und wer die schöne Cardia will, muß sie unter Allen heraussinden. Sie sind zwar Alle verschleiert, aber sei nur getrost, Cardia hat sieben Schleier, die Andern haben Jede nur zwei. Da du das weißt, kannst du nicht irren.“

Da wanderte der König wieder fort, immer tiefer hinein in den Wald, bis er endlich in das Haus der Hexe kam, wo Cardia wohnte. Da trat er keck vor die alte Hexe und sprach: „Ich bin gekommen, die schöne Cardia zu erlangen und als meine Frau mitzunehmen.“ „Schön,“ sprach die alte Hexe, „wer aber die schöne Cardia erlangen will, muß sie auch verdienen und drei Aufgaben erfüllen.“ Da antwortete der König: „Saget mir was ich zu thun habe, so will ich es ausführen.“ Da führte ihn die alte Hexe am Abend in einen großen Keller, der war bis oben angefüllt mit Bohnen. „Diese Bohnen müssen bis morgen früh verschwunden sein,“ sprach sie, „ob du sie issest, oder was du sonst damit anfängst, ist mir ganz gleichgültig; wenn ich aber eine einzige Bohne erblicke, so fresse ich dich.“ Damit sperrte sie den jungen König ein und er blieb rathlos vor dem großen Bohnenvorrath stehen. Wie er noch so

stand und dachte: „es bleibt dir nun Nichts übrig, als dich auf den Tod vorzubereiten,“ fiel ihm auf einmal die Mandel ein, die der König der Raben ihm gegeben hatte. Da zerbiß er sie und in demselben Augenblick stand der König der Raben vor ihm und frug ihn, was er wünsche. Da klagte er ihm seine Noth, der König der Raben aber that einen Pfiff und sogleich flog ein großer Schwarm Raben im Keller herum, die frugen: „Was befiehlt unser Gebieter?“ „Freßt mir geschwind alle die Bohnen auf und laßt auch nicht eine Einzige liegen.“ Da fielen die Raben über die Bohnen her und im Nu war der Keller leer und auch nicht eine Bohne übrig geblieben; die Raben aber und ihr König verschwanden eben so schnell, als sie gekommen waren.

Als nun am Morgen die Hexe die Thüre öffnete und sich schon auf den guten Braten freute, stand der König da in dem ganz leeren Keller und die Aufgabe war gelöst. „Wer hat dir denn geholfen?“ frug die Hexe. „Wer sollte mir geholfen haben?“ antwortete er. „Ihr habt ja selbst die Thüre geschlossen. Ich habe die Bohnen eben gegessen.“ Am Abend führte ihn die Hexe in einen andern Keller, der war voller Leichen. „Dies ist die zweite Aufgabe,“ sprach sie. „Siehst du, alle diese Leichen sind von den Prinzen und Königssöhnen, die versucht haben, die schöne Cardia zu gewinnen. Bis morgen früh müssen sie Alle weggeräumt sein, und wenn ich nur ein Knöchelchen oder ein Härchen finde, so werde ich dich fressen.“ Da schloß sie die Thüre fest zu und der junge König stand wieder rathlos da. Da zerbiß er auch die Kastanie und sogleich erschien der König der wilden Thiere und frug ihn, was er wünsche. Als er ihm nun sein Leid geklagt hatte, that der König der wilden Thiere einen Pfiff und sogleich wimmelte es von wilden Thieren des Waldes, die sprachen: „Was befiehlt unser Gebieter?“ „Räumt mir alle diese Leichen aus dem Weg, ohne irgend etwas davon übrig zu lassen.“ Da stürzten sich die wilden Thiere auf die Leichen und verzehrten sie, und im Nu war Nichts mehr davon zu sehen. Die wilden Thiere aber und ihr König verschwanden wie sie gekommen waren.

Am Morgen öffnete die Hexe die Thür und war nicht wenig

erstaunt, auch die zweite Aufgabe richtig gelöst zu finden. „Nun kommt aber noch das Schwerste," sprach sie, „und wenn du die dritte Aufgabe nicht lösen kannst, so hilft dir Alles Andere nicht." Da führte sie ihn in ein großes Gemach, in dem lagen nun eine Menge leere Matratzen am Boden. „Bis morgen früh mußt du alle diese Matratzen mit den feinsten, weichsten Federn füllen, sonst fresse ich dich." Als sie nun die Thüre geschlossen hatte, griff der König schnell zu seiner Nuß und knackte sie auf. Sogleich erschien der König der Vögel und als er gehört hatte, was sein Schwager wünschte, that er einen Pfiff und es flogen große Schwärme von Vögeln ins Zimmer hinein, die frugen: „Was befiehlt unser Gebieter?" „Schüttelt euren Flaum ab und lasset ihn in diese leeren Matratzen fallen." Da schüttelten sie sich, daß der Flaum nur so herumflog und alle die Matratzen gefüllt wurden. Dann verschwanden sie und ihr König mit ihnen.

Als nun am Morgen die Hexe die Thür öffnete, lagen alle die Federbetten schön gefüllt, eins neben dem andern, und so war auch die dritte Aufgabe richtig gelöst. „Nun mußt du aber noch die schöne Cardia unter all ihren Gefährtinnen herausfinden, sonst hilft dir Alles Andere nicht," sprach die Hexe und führte den König in einen großen Saal, darin standen eine Menge Betten und auf jedem Bett lag ein tief verschleiertes Mädchen. Da berührte der König leise mehrere Mädchen, um die Schleier zu zählen, und jedesmal machte die alte Hexe ein ganz vergnügtes Gesicht, weil sie hoffte, sie könne ihn nun doch noch fressen. Er aber sagte kein Wort, bis er endlich an ein Mädchen kam, das war mit sieben Schleiern bedeckt. Da riß er ihm die sieben Schleier ab und rief: „Diese ist meine Cardia, und sie soll meine Gemahlin sein."

Die alte Hexe aber konnte nicht Anders, als es zugeben, denn er hatte die Richtige getroffen. Sie dachte aber doch noch, wie sie sie verderben könnte und sprach: „Wohl, meine Kinder, ihr sollt euch heute noch heirathen; wenn ihr mir aber morgen nicht ein kleines Enkelchen vorzeigt, das „Großmama" zu mir spricht, so werde ich euch doch noch Beide fressen." Da wurde die Hochzeit gefeiert und die andern jungen

Mädchen dienten der schönen Cardia. Als aber die Hexe das junge Paar in das Brautgemach geführt hatte, bereiteten die jungen Mädchen eine kleine Puppe, die nahm Cardia mit ins Bett.

Am Morgen kam die Hexe schon bei Tagesanbruch*) und rief: „Nun, ist mein kleines Enkelchen da?" Da antwortete Cardia mit verstellter Stimme: „Großmama, Großmama", und hielt der Hexe die Puppe hin. Als aber die Hexe sich über das Bett beugte, um das Kind zu sehen, sprang der König hinzu und schnitt ihr mit seinem Schwerte den Kopf ab.

Nun war die Freude erst vollkommen; die jungen Mädchen dankten Alle dem König, der sie von der schlimmen Hexe befreit hatte und kehrten vergnügt in ihre Heimath zurück. Der junge König und Cardia zogen auch durch den Wald in ihr Reich zurück, und unterwegs fanden sie den König der Vögel, den König der wilden Thiere und den König der Raben, die dankten dem König, daß er sie auch erlöst habe. Denn nun brauchten sie nicht mehr in dem finstern Wald zu hausen, sondern zogen mit ihren Frauen an den Hof des Königs und der schönen Cardia und so lebten sie Alle glücklich und zufrieden.

---

30. Die Geschichte von Ciccu.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte drei Söhne; der älteste hieß Peppe**), der zweite Alfin, und der jüngste Ciccu***). Der Mann war sehr arm und eines Tages hatten er und seine Söhne nichts zu essen. Da berief er seine drei Söhne und sprach zu ihnen: „Meine lieben Kinder, ihr wißt wie arm wir sind. Ich sehe nun kein anderes Mittel,

---

*) Pi farci la bon levata. — Am Morgen nach der Hochzeit wird das junge Paar möglichst frühe besucht, und muß die Gäste mit Chocolade bewirthen. Das heißt man fare la buon levata. Die Sitte kommt selbst in den höhern Ständen vor.

**) Giuseppe, Joseph.

***) Francesco, Franz.

als daß ich betteln gehe, denn ich bin alt, und kann nicht mehr ordentlich arbeiten." „Nein, lieber Vater," antworteten die Söhne, „betteln gehen dürft ihr nicht; lieber wollen wir selbst betteln und euch unterhalten. Wenn ihr es aber erlaubt, so wollen wir euch einen Vorschlag machen." „Sprecht nur," sagte der Vater. „Wir wollen euch in den Wald führen, dort könnt ihr mit unserer Axt Holz schneiden, wir binden die Bündel und tragen sie in die Stadt um sie zu verkaufen." Der Vater war es zufrieden und sie machten sich auf den Weg nach dem Wald. Weil aber der Vater schon alt und schwach war, so nahmen ihn die Söhne der Reihe nach auf die Schulter, und trugen ihn bis zum Wald. Dort errichteten sie eine kleine Strohhütte *), wo sie die Nacht zubringen konnten, und nun ging der Vater jeden Morgen in den Wald und hieb Brennholz; die Söhne banden es zu Bündeln und trugen es in die Stadt, wo sie es verkauften, und dem Vater dafür Brod, Wein und andre Lebensmittel brachten. Während ihrer Abwesenheit hieb dann der Vater schon neues Brennholz, und die drei Brüder konnten somit jeden Morgen in die Stadt wandern.

Als sie einige Tage dieses Leben geführt hatten, frugen sie ihren Vater: „Wie fühlt ihr euch jetzt, lieber Vater?" „Recht gut; so können wir ja herrlich leben," antwortete der Alte.

So vergingen mehrere Monate, da wurde der Vater recht krank, und fühlte, daß er sterben müsse. Da sprach er zu seinen Söhnen: „Liebe Kinder, holt mir einen Notar, daß ich mein Testament machen kann." Als nun der Notar kam, sprach der Alte: „Ich besitze ein altes Häuschen im Dorf und den Feigenbaum der daneben steht. Das Haus laß ich meinen drei Söhnen zusammen, daß sie es bewohnen mögen; den Feigenbaum vertheile ich folgendermaßen: meinem Sohn Peppe lasse ich die Zweige; meinem Sohn Alfin lasse ich den Stamm; meinem Sohn Ciccu lasse ich die Früchte. Dann besitze ich eine alte Decke, die lasse ich meinem ältesten Sohn; eine alte Börse, die soll mein zweiter

*) Pagliaro.

Sohn haben, und ein Horn, das lasse ich meinem jüngsten Sohn." Als der Vater so gesprochen hatte, starb er. Da sprachen die Brüder unter einander: „Was sollen wir nun machen? Sollen wir wie bisher im Wald bleiben, oder sollen wir in das Dorf zurückkehren? Wir wollen lieber hier bleiben, wir haben ja hier unser gutes Auskommen." So blieben denn die Brüder im Wald, hieben Brennholz, und verkauften es nach wie vor in der Stadt.

Eines Abends nun begab es sich, daß es sehr heiß war, und sie sich ins Freie vor die Strohhütte schlafen legten. Da kamen drei Feen vorbei; die sahen sie so liegen und die Eine sprach: „Seht doch, liebe Schwestern, diese hübschen Burschen. Wollen wir nicht Jedem eine Gabe schenken?" „Thun wir das," sagten die Schwestern. Da sprach die Erste: „Der Aelteste hat eine Decke; ich schenke ihm, daß, wenn er sie umhängt, und sich an irgend einen Ort hinwünscht, er sogleich dort sein soll." Da sprach die zweite Fee: „Der zweite Bursche hat eine Börse; ich schenke ihm, daß, so oft er zur Börse spricht: Liebe Börse, gib mir diese oder jene Summe Geldes, er sie darin finden soll." Da sprach die dritte Fee: „Der Jüngste besitzt ein Horn; wenn er auf dem schmalen Ende bläst, so soll das Meer von Schiffen wimmeln; bläst er auf dem breiten Ende, so sollen Alle wieder verschwinden." Damit verschwanden sie. Ciccu aber hatte nicht geschlafen, sondern Alles mit angehört, und dachte: „Ei, da wäre ja allem Mangel abgeholfen."

Als sie nun am nächsten Tage mit einander arbeiteten, sprach er zu seinen Brüdern: „Die alte Decke und die Börse sind ja ganz ohne Werth; ich bitte euch, gebt sie mir." Die Brüder hatten den Ciccu sehr lieb, und weil er sie so freundlich bat, so gaben sie ihm die Decke und die Börse. Da sprach Ciccu: „Hört einmal, liebe Brüder, ich bin das Leben in dem Walde satt, wir wollen in die Stadt ziehen, und dort etwas anfangen." „Ach nein, Ciccu, bleiben wir lieber hier," sagten die Brüder, hier haben wir es ja gut; wer weiß, wie es uns in der Welt ergeht." „Wir können es ja einmal probiren," meinte Ciccu, „wenn es uns schlecht geht, so kehren wir zum Wald zurück." Da nahmen sie die

fertigen Holzbündel und trugen sie zur Stadt, und Ciccu nahm die Decke, die Börse und das Horn mit.

Als sie in die Stadt kamen, fanden sie, daß auf dem Markt Brennholz im Ueberfluß war; sie bekamen also nicht viel Geld für ihr Holz, und als sie es überzählten, langte es nicht einmal zu einem Mittagessen für sie. Ciccu aber sagte: „Kommt nur mit in das Wirthshaus, ich will uns schon etwas zu essen verschaffen." Da gingen sie in das Wirthshaus, und Ciccu sprach zum Wirth: „Bringt uns ein Mittagessen mit drei Gerichten, das Beste, was ihr habt, und einige Flaschen guten Wein dazu. Die Brüder erschraken, und flüsterten ihm zu: „Ciccu, was machst du denn? wie sollen wir bezahlen?" „Laßt mich nur machen," antwortete Ciccu. Als sie nun gut gegessen und getrunken hatten, sprach Ciccu zu seinen Brüdern: „Geht ihr nur fort, ich will jetzt die Rechnung machen." Die Brüder waren froh fortzukommen, denn sie dachten: „da setzt es gewiß Prügel ab." Ciccu aber ließ sich von dem Wirth sagen, wie viel die Zeche betrage, und sprach dann zu seiner Börse: „Liebe Börse, gib mir eine Unze*)," und sogleich fand er in der Börse eine Unze. Da bezahlte er den Wirth, und kehrte vergnügt zu seinen Brüdern zurück. „Wie hast du denn den Wirth bezahlt?" frugen sie ihn. „Was geht euch das an? ich habe ihn schon dazu gekriegt, mich gehen zu lassen." Die Brüder aber wurden ängstlich, und wollten nicht gern länger mit Ciccu zusammenbleiben. Da sprach Ciccu: „Hier schenke ich jedem von euch zwanzig Unzen, wendet sie wohl an; denn ich ziehe nun meine Straße und will mein Glück suchen." Damit umarmte er sie und zog von dannen.

So wanderte er, bis er endlich in die Stadt kam, wo der König wohnte. Dort schaffte er sich schöne Kleider an, und kaufte sich ein schönes Haus, gerade dem königlichen Palaste gegenüber. Dann verschloß er das Thor, und ließ nun aus seiner Börse Gold auf die Treppe regnen, bis die ganze Treppe mit Gold überzogen war; die Zimmer aber ließ er herrlich ausschmücken. Als er nun das Thor wieder öffnete und

*) Sechs rheinische Gulden.

ein herrliches Leben begann, verwunderten sich alle Leute über die schöne goldne Treppe, und man sprach in der ganzen Stadt von Nichts anderm. Da hörte es der König, und ging hinüber, um das schöne Werk auch zu sehen, und Ciccu empfing ihn mit aller Ehrerbietung und führte ihn im ganzen Hause umher.

Nun hatte der König eine Frau und eine wunderschöne Tochter, die wollten auch gerne das schöne Haus mit der goldnen Treppe sehen. Da ließ der König bei Ciccu anfragen, ob er wohl seine Frau und seine Tochter in sein Haus führen dürfe, und Ciccu antwortete natürlich, es würde eine große Ehre für ihn sein, wenn die Königin und ihre Tochter zu ihm kommen wollten. Als nun Ciccu die schöne Königstochter sah, gewann er sie von Herzen lieb und wollte sie gern zu seiner Frau haben. Die Königstochter aber wollte gern wissen, wie er es angefangen habe die Treppe zu vergolden. Sie stellte sich also, als ob sie Gefallen an ihm hätte, und schmeichelte ihm mit freundlichen Worten, bis er endlich nicht mehr wußte, was er that, und ihr erzählte, wie die drei Feen im Walde den Zauberspruch über die Decke, die Börse und das Horn ausgesprochen hatten. Da bat sie ihn, er möge ihr doch die Börse auf einige Tage leihen, damit sie sich eine eben solche Börse machen könne, und so groß war seine Liebe zu ihr, daß er Alles vergaß und ihr die Börse gab.

Die Königstochter nahm sie mit nach Hause, und dachte nicht mehr daran, sie dem armen Ciccu wiederzugeben. Unterdessen hatte Ciccu alles Geld verbraucht, das er noch hatte, und weil er seine Börse nicht hatte, so wußte er auch nicht, wo er Geld hernehmen sollte. Da ging er zur Königstochter, und bat sie, ihm doch die Börse wiederzugeben, sie aber wußte ihn immer hinzuhalten, bis er endlich eines Tages keinen Grano mehr hatte. Da ging er zu ihr und sprach: „Heute mußt du mir durchaus meine Börse wiedergeben, ich habe sie eilig nöthig." Sie antwortete: „Ach laß sie mir nur noch bis morgen früh, dann sollst du sie gewiß bekommen." Ciccu ließ sich wieder überreden, am nächsten Morgen aber erhielt er die Börse doch nicht. Da gerieth er in einen

13*

großen Zorn und schwur, sich an dem Mädchen zu rächen. Als es nun dunkle Nacht geworden war, nahm er einen Stock in die Hand, hing die Decke um, und wünschte sich in das Schlafzimmer der Königstochter. Kaum hatte er den Wunsch ausgesprochen, so war er auch schon dort. In einem schönen Bette lag die Königstochter, Ciccu aber riß sie unsanft heraus, und schlug sie so lange, bis sie ihm die Börse zurückgab; dann wünschte er sich in sein Haus zurück.

Die Königstochter aber eilte voll Zorn zu ihrem Vater und klagte ihm die Beleidigung, die ihr widerfahren war. Da gerieth der König in große Wuth, schickte sogleich in das Haus gegenüber, und ließ den armen Ciccu gebunden herüberführen. „Du hast den Tod verdient," sprach er zu ihm, „ich will dir aber das Leben schenken, wenn du mir sogleich die Decke, die Börse und das Horn auslieferst." Was konnte Ciccu thun? Das Leben war ihm lieb, und so überbrachte er dem König die drei Gegenstände, und war nun wieder so arm als zuvor.

Es war aber gerade die Zeit, als die Feigen reiften, da dachte er denn: „Ich will einmal gehen und nachsehen, ob der Feigenbaum Früchte getragen hat." Als er nun an das Häuschen kam, fand er dort seine Brüder, die hatten ihr Geld durchgebracht, und lebten nun kümmerlich. Der Feigenbaum aber war mit den schönsten Früchten beladen. Da nahm Ciccu ein Körbchen und wollte Feigen pflücken, sein Bruder Peppe aber sprach: „Halt, die Feigen gehören freilich dir, aber die Zweige gehören mir, und wenn du deine Feigen pflückst, so darfst du meine Zweige nicht berühren." Da legte Ciccu eine Leiter an, um die Feigen besser erreichen zu können, aber sein Bruder Alfin rief ihm zu: „Halt, der Stamm gehört mir zu und du darfst ihn nicht berühren." Als sie sich nun darüber stritten, und sich nicht einigen konnten, sagte endlich der Eine: „Wir wollen die Sache dem Richter vortragen." Da gingen sie zum Richter und erzählten ihm den ganzen Hergang, und der Richter sprach zu Ciccu: „Da du die Feigen nicht pflücken kannst, ohne dabei den Stamm und die Zweige zu berühren, so rathe ich dir, den ersten Korb deinem Bruder Peppe zu geben, den zweiten deinem Bruder Alfin

und den Rest kannst du behalten." Die Brüder waren es zufrieden, und im Nachhausegehen sprachen sie untereinander: „Wir wollen Jeder einen Korb Feigen dem König bringen, vielleicht schenkt er uns etwas dafür, und was er uns schenkt, das wollen wir redlich theilen." Da pflückte Ciccu einen Korb der schönsten Feigen, und Peppe machte sich damit auf den Weg ins königliche Schloß.

Unterwegs begegnete ihm ein altes Männchen, das frug ihn: „Was trägst du in deinem Korb, schöner Bursche?" „Was geht euch das an," rief Peppe „bekümmert euch um eure eignen Angelegenheiten." Der Alte frug ihn mehremals und endlich antwortete Peppe voll Aerger: „Dreck!" „Gut," sprach das Männchen, „Dreck hast du gesagt und Dreck soll es werden!" Als nun Peppe am Schloß ankam, klopfte er an, und ein Diener frug ihn, was er wünsche. „Ich habe hier ein Körbchen schöner Feigen," antwortete Peppe, „sie sind zwar nicht werth, vor den König zu kommen, aber seine Majestät möge sie doch annehmen, um sie der Dienerschaft zu geben." Der König ließ den Peppe ins Zimmer hineinkommen, und befahl man solle einen Präsentirteller bringen, um die Feigen darauf zu legen. Als Peppe aber den Korb abdeckte, lagen ganz oben einige Feigen, sonst aber war im Korb nichts als Dreck. Der König gerieth in einen heftigen Zorn und ließ dem unglücklichen Burschen funfzig Stockschläge aufzählen. Betrübt schlich Peppe nach Haus, erzählte aber seinen Brüdern nichts davon, sondern als sie ihn frugen, was der König ihm geschenkt habe, antwortete er: „Wenn wir alle dort gewesen sind, will ich es euch sagen."

Als nach einigen Tagen wieder ein Körbchen reifer Feigen auf dem Baume waren, pflückte Ciccu sie ab, und Alfin machte sich damit auf den Weg zum König. Unterwegs begegnete ihm ein altes Männchen, das frug ihn: „Was trägst du in deinem Korb, schöner Bursche?" „Hörner!" antwortete Alfin. „Gut," sprach der Alte, „Hörner hast du gesagt und Hörner sollen es werden." Als nun Alfin am Schloß ankam, klopfte er an, und sprach zum Diener: „Hier ist ein Körbchen schöner Feigen; sie sind freilich nicht werth auf des Königs Tisch zu kommen; Seine Majestät

möge sie aber doch annehmen, um sie der Dienerschaft zu geben." Der König ließ ihn hereinkommen, und befahl seinem Diener, einen Präsentirteller zu bringen, und die Feigen darauf zu legen. Als nun Alfin die Blätter abdeckte, lagen nur einige Feigen oben auf im Korb: alle andern waren zu Hörnern geworden. Da wurde der König sehr erzürnt über die zugefügte Beleidigung und rief: „Habt ihr es darauf abgesehen, mich zum Besten zu haben? Gebt ihm sogleich hundertfunfzig Stockschläge!" Betrübt schlich Alfin heim, er wollte aber auch nicht sagen, wie es ihm ergangen war, sondern dachte: „Ciccu kann es auch einmal versuchen."

Nach einigen Tagen pflückte Ciccu die letzten Feigen, die waren aber lange nicht so schön, als die ersten. Er machte sich aber dennoch auf den Weg zum König. Unterwegs begegnete ihm das alte Männchen und frug: „Was trägst du in deinem Korbe, schöner Bursche?" „Ich habe Feigen, die will ich dem König bringen," sagte Ciccu. „Laß sie mich doch einmal sehen," bat der Alte. Da nahm Ciccu den Korb herunter, und zeigte dem alten Männchen die Feigen; da bat das Männchen: „Ach, gib mir doch eine kleine Feige, ich habe ein solches Gelüste danach." „Wenn ich eine Feige herausnehme, so wird man die Lücke bemerken," meinte Ciccu, weil er aber ein gutes Herz hatte, und der Alte ihn so bat, so konnte er es ihm doch nicht abschlagen, und gab ihm eine Feige. Der Alte aß sie, behielt aber den Stumpf in der Hand, und bat sich noch eine aus, dann noch eine und noch eine, bis er einen guten Theil des Korbes ausgegessen hatte. „Wie soll ich nun die Feigen dem König bringen?" sagte Ciccu, „es fehlen ja so viele davon." „Sei nur ruhig," sprach das Männchen, und warf alle die Stümpfe in den Korb, „gehe hin und bringe dem König den Korb, es wird dein Glück sein. Decke aber unterwegs den Korb nicht auf." Da nahm Ciccu den Korb und brachte ihn dem König, wenn auch mit Angst und Zittern. „Hier sind einige Feigen," sprach er zum Diener. „Sie sind freilich nicht werth auf des Königs Tisch zu kommen; Seine Majestät aber möge sie annehmen, und sie der Dienerschaft geben." Als der König hörte, es sei wieder einer da mit Feigen, sprach er: „Will mich der auch zum Besten haben? Nun,

laßt ihn einmal hereinkommen." Als nun Ciccu den Korb abdeckte, war derselbe bis oben angefüllt mit den herrlichsten Feigen. Da freute sich der König, und schenkte ihm fünf Thaler und einen großen Teller mit Süßigkeiten, und weil ihm der schmucke Bursche so wohl gefiel, frug er ihn, wie er heiße, und ob er in seine Dienste treten wolle, denn er hatte ihn nicht erkannt. Ciccu sagte ja, er wolle nur zuerst die fünf Thaler seinen Brüdern bringen.

Als sie nun alle drei bei einander waren, sprach Peppe: „Jetzt laßt sehen, was jeder von uns vom König bekommen hat." „Ich bekam funfzig Stockschläge." — „Und ich hundertfunfzig," sprach Alfin. „Ich habe fünf Thaler bekommen, und diese Süßigkeiten," sprach Ciccu. „Ihr könnt es aber unter einander theilen; denn der König hat mich in seinen Dienst genommen." Also kam Ciccu an den Hof, und diente dem König, und der König gewann ihn immer lieber.

Nun waren aber seine beiden Brüder neidisch auf das Glück, das ihrem jüngsten Bruder zu Theil geworden war, und trachteten, wie sie ihm schaden könnten. Da kamen sie zum König und sprachen: „Herr König, euer Schloß ist sehr schön, erst dann aber wird man es mit Recht königlich nennen, wenn ihr den Säbel des Menschenfressers*) habt." „Wie kann ich denn den erlangen?" frug der König. „O, sagt es nur dem Ciccu, der kann den Säbel wohl holen." Da ließ der König seinen treuen Ciccu vor sich kommen, und sprach: „Ciccu, es ist mir einerlei, wie du es anfängst, du mußt mir aber um jeden Preis das Schwert des Menschenfressers verschaffen."

Nun war in dem Marstall des Königs ein verzaubertes Rößlein, das war klein und zierlich, und konnte sprechen. Ciccu aber hatte eine große Liebe zu dem Rößlein. Da ging er in den Stall, streichelte es und sprach: „Ach Rößlein, liebes Rößlein, nun werden wir uns wohl nimmer wieder sehen; denn ich soll dem König um jeden Preis das Schwert des Menschenfressers verschaffen." — „Sei nur ruhig," sagte

*) Dravu.

das Rößlein, „und thue was ich dir sage. Laß dir vom König funfzig Unzen geben, und die Erlaubniß auf mir zu reiten, und dann wollen wir uns auf den Weg machen.“ Da ging Ciccu zum König, erbat sich funfzig Unzen und das Rößlein und ritt davon. Das Rößlein aber wies ihm den Weg, und sagte ihm immer, was er thun sollte.

Als er nun in das Land des Menschenfressers kam, berief Ciccu fünf oder sechs alte Weiber, und sprach: „Ich gebe jeder einen Thaler, wenn ihr mir einen ganzen Sack voll Läuse zusammensucht.“ Mit den Läusen aber ging Ciccu in das Haus des Menschenfressers, als er gerade nicht da war, und steckte alle die Läuse ins Bett, sich selbst aber versteckte er unter dasselbe. Als nun der Menschenfresser nach Hause kam, und sich zu Bette legen wollte, legte er sein Schwert ab, das verbreitete einen wunderbaren Glanz. Kaum aber war er zu Bette, so fingen die Läuse an, ihn zu quälen, daß er es nicht mehr aushalten konnte. Da stand er auf, brummte und schalt, und fing an, die Läuse zu suchen. Diesen Augenblick benutzte Ciccu, ergriff das Schwert, sprang die Treppe hinunter, und schwang sich auf sein Rößlein, das wie der Wind mit ihm davonlief. Als Ciccu zum König kam, war derselbe hoch erfreut und gewann seinen treuen Ciccu lieber als je.

Die Brüder aber kamen wieder zum König und sprachen: „Das Schwert hat Ciccu wohl gebracht, wenn er aber den Menschenfresser selber holte, so würde dieses Schloß mit Recht ein königliches genannt werden können.“ Da ließ der König seinen Diener rufen, und sprach: „Ciccu, du mußt mir um jeden Preis den Menschenfresser lebendig herbringen; es ist mir gleichgültig, wie du es anfängst, aber den Menschenfresser mußt du mir herschaffen.“ Betrübt ging Ciccu zum Rößlein in den Stall und klagte ihm seine Noth, das Rößlein aber sprach: „Sei nur ruhig, und sage dem König, du müßtest funfzig Unzen haben und wollest mich mitnehmen.“ Das that Ciccu und wanderte nun mit seinem Gelde und dem Rößlein davon. Das Rößlein aber rieth ihm immer, was er thun müsse.

Da sie nun in das Land des Menschenfressers kamen, ließ Ciccu

in allen Kirchen die Todtenglocken läuten, und überall verkündigen: „Ciccu, der Diener des Königs, ist gestorben." Als der Menschenfresser das hörte, ward er sehr erfreut und rief: „Das ist gut, daß dieser Bösewicht gestorben ist, dieser Dieb, der mir mein Schwert gestohlen hat." Ciccu aber nahm eine Axt und eine Säge, und ging in den Wald des Menschenfressers und fing an eine Pinie umzuhauen. Der Menschenfresser aber rief: „Wer untersteht sich, in meinem Walde eine Pinie umzuhauen?" Da antwortete Ciccu: „Ach, edler Herr, es ist mir befohlen, einen Sarg für den Diener des Königs, für den Ciccu, herzurichten, und da wollte ich diese Pinie dazu benutzen." Der Menschenfresser erkannte ihn nicht, und weil er so erfreut war über Ciccus Tod, so rief er: „Warte ein wenig, ich will dir helfen," lief in den Wald, und Beide zusammen hieben die Pinie um; dann zersägten sie den Stamm, fügten die Bretter an einander, und bald war der Sarg fertig. Da kratzte sich Ciccu hinter den Ohren, und sprach: „Nein, was bin ich doch so dumm, ich habe ja kein Maß genommen; wie kann ich wissen, ob die Größe richtig ist? Doch eben fällt mir ein, Ciccu war eben so groß als ihr; thut mir den Gefallen, und legt euch in den Sarg, damit ich eben einmal sehen kann, ob er groß genug ist." Der Menschenfresser ging richtig in die Falle, und legte sich in den Sarg. Ciccu aber schlug den Deckel zu, band einen starken Strick darum, und lud mühsam den Sarg auf sein Rößlein, das lief wie der Wind ins Schloß zurück. Der König aber ließ einen großen eisernen Käfig machen und den Menschenfresser hineinsperren.

Nun begab es sich zu derselben Zeit, daß des Königs Gemahlin starb, und der König sollte sich wieder verheirathen. Er fand aber keine Königstochter die ihm gefallen hätte. Da kamen die neidischen Brüder wieder zu ihm, und sprachen: „Nur Eine ist würdig, eure Gemahlin zu sein, Herr König; das ist die Schönste der ganzen Welt."*) „Wo ist sie denn zu finden?" frug der König. „O, sagt es nur dem Ciccu, der wird

*) A bedda di tuttu lu munnu.

sie euch schon verschaffen." Da ließ der König seinen treuen Ciccu kommen, und sprach: „Ciccu, wenn du mir binnen acht Tagen nicht die Schönste der ganzen Wet herbringst, so lasse ich dich enthaupten." Weinend ging Ciccu in den Stall zum Rößlein und sprach: „Ach, liebes Rößlein, nun sehen wir uns nicht wieder; denn in acht Tagen muß ich sterben, wenn ich nicht dem König die Schönste der ganzen Welt herbringe." „Sei nur ruhig," sprach das Rößlein, „laß dir vom König etwas Honig und Brod geben, und etwas Geld, und nimm mich mit." Das that Ciccu und machte sich mit seinem Rößlein auf den Weg

Als er eine Weile geritten war, sah er am Boden einige erschöpfte Bienen liegen, die konnten vor Hunger nicht mehr fliegen. „Steig ab, und gib den armen Thierchen deinen Honig," sprach das Rößlein. Das that er und ritt weiter. Wieder nach einem Weilchen kamen sie an einen Strom, an dessen Ufer lag ein Fisch, der zappelte auf der trocknen Erde. „Steig ab, und wirf den Fisch ins Wasser, er wird dir nützen," sprach das Rößlein. Da stieg Ciccu ab, warf den Fisch ins Wasser und ritt weiter. Wieder nach einem Weilchen sah er einen Adler, der hatte sich mit dem Bein in einer Schlinge gefangen. „Steig ab, und befreie den armen Adler aus der Schlinge, er wird dir nützen," sprach das Rößlein, und Ciccu stieg ab und half dem Adler.

Endlich kamen sie in die Nähe des Schlosses, wo die Schönste der ganzen Welt mit ihren Eltern wohnte. Da sprach das Rößlein: „Steige ab, und stelle dich auf diesen Stein, denn ich muß nun allein in das Schloß. Wenn du mich mit der Königstochter zurückjagen siehest, so springe hinten auf, und halte sie fest, damit sie nicht herunterspringt. Wenn du aber nicht aufpassest, und nicht zu rechter Zeit aufsitzest, so sind wir beide verloren." Ciccu stieg ab, und stellte sich auf den Stein; das Rößlein aber sprang in den Schloßhof hinein, und fing an, gar zierlich darin herum zu traben. Bald versammelten sich alle Leute aus dem Schloß, um das niedliche Thier zu sehen, das sich von Allen streicheln ließ und so zahm war, und auch der König und die Königin kamen mit ihrer Tochter in den Schloßhof. Da sprach die Schönste der

ganzen Welt: „Ach, Vater, ich möchte gern ein wenig reiten," und setzte sich auf das Rößlein, das so zahm aussah. Kaum aber saß sie auf dem Rücken des Pferdes, so jagte das Rößlein mit ihr davon, und wenn sie nicht fallen wollte, so mußte sie sich an der Mähne festhalten. Als nun das Rößlein an dem Stein vorbeijagte, wo Ciccu stand, schwang sich dieser mit einem Satz hinter die Königstochter und hielt sie fest. Da nahm die Schönste der ganzen Welt ihren Schleier vom Kopf und warf ihn zu Boden, und als sie an den Strom kamen, zog sie einen Ring vom Finger, und warf ihn ins tiefe Wasser.

Als sie nun in das Schloß kamen, war der König hoch erfreut, eilte ihr entgegen, und sprach zur Schönsten der ganzen Welt: „Edles Fräulein, nun müßt ihr meine Gemahlin werden." Da antwortete sie: „Dann erst werden wir Mann und Frau sein, wenn Ciccu mir den Schleier bringt, der mir unterwegs entfallen ist." Der König rief seinen Diener herbei und sprach: „Ciccu, wenn du mir nicht sogleich den Schleier der Schönsten der ganzen Welt bringst, so lasse ich dich enthaupten." Da schlich Ciccu weinend zu seinem Rößlein in den Stall, und klagte ihm sein Leid; das Rößlein aber sprach: „Sei nur ruhig, laß dir Lebensmittel für einen Tag geben, und setze dich dann auf meinen Rücken."

Als sie nun ritten, kamen sie an den Ort, wo Ciccu den Adler aus der Schlinge befreit hatte, da sprach das Rößlein: „Rufe dreimal den König der Vögel, und wenn er dir antwortet, so sage ihm, er solle dir den Schleier der Schönsten der ganzen Welt verschaffen." Da rief Ciccu dreimal den König der Vögel, und nach dem drittenmal frug eine Stimme: „Was ist dein Begehr?" „Schaffet mir den Schleier der Schönsten der ganzen Welt," rief Ciccu. „Warte einen kleinen Augenblick," rief die Stimme, „ein Adler ergötzt sich damit; der wird ihn dir gleich herbringen." Nicht lange, so rauschte es in den Lüften, ein Adler senkte sich herab, und trug in seinem Schnabel den Schleier. Als Ciccu ihn aber genau ansah, war es derselbe Adler, den er befreit hatte. Da nahm Ciccu den Schleier, und eilte damit zum König, und der König brachte

ihn der Schönsten der ganzen Welt, und sprach: „Hier ist der Schleier, nun müßt ihr meine Gemahlin werden.“ „Das geht nicht so schnell,“ antwortete die Königstochter, „nicht eher können wir Mann und Frau sein, als bis Ciccu den Ring wiederbringt, der mir in den Strom gefallen ist.“

Der König ließ wieder den Ciccu rufen, und sprach: „Bringe mir sogleich den Ring zurück, den die Schönste der ganzen Welt in den Strom hat fallen lassen, sonst lasse ich dir den Kopf abschneiden.“ Da ging Ciccu wieder in den Stall, und klagte dem Rößlein sein Leid, das Rößlein aber sprach: „Nimm Lebensmittel für einen Tag und setze dich auf meinen Rücken.“ Das Rößlein aber brachte ihn zu dem Strom und sprach: „Rufe dreimal den König der Fische, und sage ihm, er solle dir den Ring wieder schaffen.“ Da rief Ciccu dreimal den König der Fische, und eine Stimme antwortete: „Was ist dein Begehr?“ „Schaffet mir den Ring herbei, den die Schönste der ganzen Welt hier verloren hat.“ „Warte einen Augenblick,“ sprach die Stimme, „ein Fisch ergötzt sich eben damit, er wird ihn dir gleich heraufbringen.“ Nicht lange, so rauschte es in dem Wasser, und ein Fisch kam an die Oberfläche, der hielt im Maul den verlornen Ring. Als Ciccu ihn aber genau ansah, war es derselbe Fisch, den er damals vom Tode errettet hatte. Da nahm er den Ring und brachte ihn dem König, der gab ihn der Schönsten der ganzen Welt und sprach: „Hier ist der Ring, nun müßt ihr meine Gemahlin werden.“ Sie aber antwortete: „Damit hat es noch Zeit, erst muß der Ziegelofen drei Tage und drei Nächte geheizt werden, und dann muß Ciccu sich hineinstürzen, dann erst können wir Mann und Frau werden.“

Da rief der König seinen treuen Ciccu, und befahl ihm, den Ziegelofen heizen zu lassen, und sich hineinzustürzen, und thust du es nicht, so lasse ich dir den Kopf abschneiden.“ Da ging Ciccu zum Rößlein, und sprach: „Lebewohl, mein liebes Rößlein, nun bin ich so gut wie todt, denn nun kann mich nichts mehr retten,“ und erzählte ihm den Befehl des Königs. Das Rößlein aber sprach: „Laß nur nicht den Muth sinken; wenn der Ziegelofen ganz geheizt ist, so setze dich auf meinen Rücken, und jage

mich so lange herum, bis der Schweiß in Flocken auf mir liegt; dann springe herunter, wirf deine Kleider ab, und streiche mir den Schweiß mit einem Messer ab. Damit mußt du dich bestreichen, und dann getrost in den Ofen springen" Das that denn Ciccu ganz getreulich, und jagte das Rößlein so lange herum, bis der Schweiß in Flocken auf ihm lag, den strich er mit einem Messer ab, bestrich sich damit, und sprang so vor den Augen des Königs und der Schönsten der ganzen Welt ins Feuer. Das Feuer aber hatte keine Gewalt über ihn, und er kam heraus, schöner als er bis dahin gewesen war.

Als ihn aber die Schönste der gangen Welt so sah, wurde ihr Herz von Liebe zu ihm erfüllt, und sie sprach zum König: „Noch kann ich eure Frau nicht werden; erst müsset ihr ebenso wie Ciccu in den Ziegelofen springen." „Ja, das will ich thun," sprach der König; insgeheim aber rief er seinen treuen Ciccu, und frug ihn: „Sage mir Ciccu, was hast du gethan, daß das Feuer dich nicht verzehrt hat?" Ciccu aber grollte dem König, der ihn in so viele Gefahren geschickt hatte, deßhalb antwortete er: „Ich habe mich mit altem Fette bestrichen, da hat mir das Feuer nichts gethan."

Der König glaubte diesen Worten, bestrich sich mit altem Fett, und sprang in den Ofen; das Fett aber fing an zu brennen, und der ganze König verbrannte. Die Schönste aber der ganzen Welt sprach zu Ciccu: „Nun wollen wir Mann und Frau sein, und der da kann uns das Licht halten" *). Da heirathete Ciccu die Schönste der ganzen Welt und wurde König; und sie wurden Mann und Frau, wir aber halten ihnen die Kerze. **)

---

*) Chiddu ui fa di cannileri.

**) Iddi ristaru maritu e mugghieri,
E nui comu tanti cannileri.

31. Von dem Schäfer, der die Königstochter zum Lachen brachte.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten eine einzige Tochter, und hatten sie von Herzen lieb. Als die Königstochter funfzehn Jahre alt war, wurde sie plötzlich ganz traurig und schwermüthig und wollte gar nicht mehr lachen. Da ließ der König in seinem ganzen Reich verkündigen, wer seine Tochter zum Lachen bringe, er möge sein wer er wolle, ein Prinz, oder ein Fürst, oder ein Bauer, oder ein Bettler, der solle sie zur Frau bekommen. Aber so viele es auch versuchten, es gelang Keinem.

Nun war auch eine arme Frau, die hatte einen einzigen Sohn. Der war aber faul und wollte kein Handwerk lernen, so daß ihn endlich die Mutter zu einem Bauer that, dem mußte er die Schafe hüten. Da er nun eines Tages die Schafe über Land trieb, kam er auch an einen Brunnen und weil er durstig war, so beugte er sich darüber um zu trinken. Dabei sah er einen schönen Ring auf dem Brunnenrad liegen, und weil er ihm so wohl gefiel, so steckte er ihn an den Ringfinger der rechten Hand. Kaum aber hatte er ihn am Finger, so mußte er fürchterlich anfangen zu niesen, und konnte gar nicht mehr aufhören, bis er ihn zufällig abstreifte. Da hörte das Niesen eben so plötzlich wieder auf. „Ei," dachte er, „wenn der Ring diese Eigenschaft hat, so könnte ich ja wohl mein Glück damit versuchen und sehen, ob das die Königstochter nicht zum Lachen bringt." Da steckte er den Ring an die linke Hand und siehe da, nun brauchte er nicht zu niesen. Also brachte er dem Bauer seine Schafe wieder, verlangte seinen Abschied und wanderte fort, der Stadt zu, wo der König wohnte. Er mußte aber durch einen finstern Wald, der war so groß, daß es dunkel wurde, ehe er den Ausweg hatte finden können. „Wenn mich hier Räuber finden," dachte er, „so nehmen sie mir den Ring weg und dann bin ich ein geschlagener Mann. Ich will lieber auf einen Baum klettern und die Nacht dort zubringen." Also kletterte er auf einen Baum, band sich mit seinem Gürtel fest und

schlief auch bald ein. Nicht lange, so kamen dreizehn Räuber und setzten sich unter den Baum, auf dem der Schäfer saß und sprachen so laut, daß er erwachte. „Erzählet, was Jeder von euch heute zu Stande gebracht hat," sagte der Räuberhauptmann, und ein Jeder zeigte vor, was er genommen hatte. Der dreizehnte aber zog ein Tischtuch, eine Börse und ein Pfeifchen hervor und sprach: „Heute habe ich die größten Schätze erworben, denn diese drei Stücke habe ich einem Mönch abgenommen, und Jedes hat seine besondere Tugend. Wenn man das Tischtuch ausbreitet und spricht: „„Tischtüchlein mein, gib Maccaroni heraus, oder Braten, oder welche Speise man eben will,““ *) so steht gleich Alles da. Wenn man zur Börse spricht: „„Börse mein, gib Geld heraus,““ **) so gibt sie Einem so viel Geld als man nur will. Und wenn man auf dem Pfeifchen anfängt zu blasen, so muß Jeder, der es hört, tanzen, er mag wollen oder nicht." „Ja," sagte der Hauptmann, „das sind freilich sehr kostbare Dinge, nun haben wir für unser Lebtag genug." Da breitete er das Tischtuch aus und sprach: „Tischtüchlein mein, gib Maccaroni heraus, und Braten und Salat und guten Wein," und augenblicklich stand Alles da.

Als sie nun gegessen und getrunken hatten, legten sich die Räuber hin zum Schlafen und der Hauptmann legte das Tischtuch, die Börse und das Pfeifchen neben sich. Als sie aber recht schnarchten, kletterte der Schäfer von seinem Baum herunter, nahm die drei Stücke und schlich sich davon. Er entkam auch glücklich, denn die Räuber hatten so viel von dem guten Wein getrunken, daß sie fest schliefen und nichts hörten.

Am andern Tag kam der Schäfer in die Stadt wo der König wohnte und ging auf das Schloß, so wie er ging und stand. „Meldet mich bei dem König," sagte er zu den Dienern, „ich will versuchen, die Königstochter zum Lachen zu bringen." „Ach geh doch," antworteten sie, „es hat es schon so mancher versucht, und es ist noch Keinem gelungen, und nun

---

*) Tuvagghie dda mia, nesci sia maccaruni, o stuffatu o zoccu si voli.
**) Virzottu miu, nesci danari.

sollte es dir gelingen, einem so schmutzigen Schäfer.“ „Warum nicht?“ sprach er. „Der König hat verkündigen lassen, es könne sich Jeder dazu melden, ob es auch ein Bauer oder Bettler sei, deßhalb müßt ihr mich auch melden.“

Also führten ihn die Diener vor den König, der sprach: „Wohlan, folge mir zur Königstocher.“ Da ging er mit dem König und kam in einen großen Saal, darin saß die Königstochter auf einem schönen Thron, und um sie her der ganze Hofstaat. „Wenn ich die Königstochter zum Lachen bringen soll,“ sprach der Schäfer zum König, „so müßt ihr mir zuerst den Gefallen thun und diesen Ring an den Ringfinger der rechten Hand stecken.“ Kaum aber hatte der König das gethan, so mußte er fürchterlich niesen, konnte gar nicht mehr aufhören und lief niesend im Saal auf und ab. Der ganze Hof fing an zu lachen und auch die Königstochter konnte nicht ernsthaft bleiben, sondern lief lachend davon.

Da ging der Schäfer auf den König zu und streifte ihm den Ring ab und sprach: „Königliche Majestät, ich habe die Königstochter zum Lachen gebracht, mir gebührt nun auch der Lohn.“ „Was, du nichtswürdiger Schäfer,“ schrie der König, „erst hast du mich zum Gelächter des ganzen Hofes gemacht und verlangst noch gar meine Tochter zur Frau? Geschwind, nehmt ihm den Ring ab und werfet ihn ins Gefängniß.“ Da packten die Diener den armen Schäfer und warfen ihn ins Gefängniß, wo auch viele andere gefangen saßen. Die Gefangenen bekamen jeden Tag nur etwas Brod und einen Schluck Wasser. Der Schäfer aber zog vergnügt sein Tischtuch hervor, wünschte sich ein gutes Mittagessen und theilte auch seinen Gefährten mit. Die Gefängnißwärter gingen hin und sagten es dem König wieder, der kam sogleich mit seinen Dienern ins Gefängniß und ließ dem Schäfer das Tischtuch wegnehmen. „Nun, ich habe ja noch die Börse,“ dachte der Schäfer, und am andern Morgen zog er sie hervor, sprach: „Börse mein, gib Geld heraus,“ und sogleich gab ihm die Börse soviel Geld als er wollte. Damit bestach er einen Gefängnißwärter, der brachte ihm und seinen Gefährten gute Speisen und guten Wein.

So ging es einige Tage, bis endlich die andern Gefängnißwärter es entdeckten und dem König hinterbrachten. Der kam wieder mit seinen Dienern und nahm dem Schäfer auch die Börse weg. „Nun," dachte der Schäfer, „wenn wir nicht mehr essen können, so wollen wir doch wenigstens tanzen," zog sein Pfeifchen hervor und kaum fing er an zu blasen, so fingen die Gefangenen Alle an zu tanzen und die Wärter mit ihnen, und es entstand ein großer Lärm. Als der König das hörte, kam er wieder mit seinen Dienern herbeigelaufen, aber die Diener fingen gleich an zu tanzen und auch der König mußte mittanzen, er mochte wollen oder nicht. „Nehmt dem nichtsnutzigen Menschen das Pfeichen weg," schrie er immer unter dem Tanzen, und endlich gelang es einigen Dienern dem Schäfer das Pfeifchen wegzureißen. Da kamen Alle zur Ruhe und der König nahm auch noch das Pfeifchen mit. Nun hatte der Schäfer gar nichts mehr und blieb noch einige Zeit in dem Gefängniß, bis er eines Tages eine alte Feile in einem Winkel fand. Da feilte er in der Nacht einige Eisenstangen am Fenster durch und entkam glücklich.

Er wanderte den ganzen Tag und kam endlich in denselben Wald, durch den er schon einmal gekommen war. Plötzlich sah er einen großen Feigenbaum vor sich stehen, der trug die wunderschönsten Früchte; auf der einen Seite aber trug er schwarze Feigen, auf der andern weiße. „Das habe ich doch nie gesehen," dachte der Schäfer, „ein Feigenbaum der zugleich schwarze und weiße Früchte trägt, die muß ich doch versuchen!" Da brach er sich einige schöne schwarze Feigen ab und aß sie. Kaum aber hatte er sie gegessen, so fühlte er auf seinem Kopf sich etwas regen und als er mit der Hand hinfuhr, merkte er, daß ihm zwei große Hörner gewachsen waren. „Ach, ich armer Mann," rief er, „was soll ich nun anfangen?" Weil er aber so hungrig war, so pflückte er sich auch einige von den weißen Feigen, und aß sie, und siehe, in demselben Augenblick war das eine Horn wieder verschwunden, und als er noch einige weiße Feigen aß, verschwand auch das andere. „Nun bin ich ein gemachter Mann," dachte er, „und nun muß der König mir alle meine Sachen wiedergeben und seine Tochter dazu!"

Also machte er sich auf, ging zu einem Bauer und ließ sich eine andere Kleidung leihen und zwei Körbe, davon füllte er den einen mit schwarzen Feigen und den anderen mit weißen, kleidete sich als Bauer und ging nun in die Stadt. Auf dem Markte begegnete er dem Koche des Königs, der Obst für des Königs Tisch kaufen wollte, dem zeigte er die schönen schwarzen Feigen und sie gefielen ihm so wohl, daß er gleich den ganzen Korb kaufte.

Als nun der König zu Tische saß und der Diener ihm die schönen Feigen vorsetzte, war er sehr erfreut und gab einige seiner Frau und einige seiner Tochter und den Rest aß er selbst. Kaum aber hatten sie die Feigen gegessen, so sahen sie mit Schrecken die großen Hörner, die auf ihren Köpfen gewachsen waren. Die Königin und die Königstochter fingen an zu weinen, der König aber ließ voll Zorn den Koch vor sich kommen und frug ihn, wer ihm die Feigen verkauft habe. „Ein Bauer auf dem Markt," antwortete der Koch. „So gehe sogleich hin und hole ihn herbei!" schrie der König.

Der Schäfer aber war in der Nähe des königlichen Schlosses geblieben, und als der Koch herauskam ging er ihm gleich entgegen und hielt den Korb mit den weißen Feigen in der Hand. „Was hast du mir heute Morgen für schlechte Feigen verkauft?" schrie ihn der Koch an, „dem König, der Königin und der Königstochter sind große Hörner gewachsen, sobald sie deine Feigen gegessen hatten." „Beruhigt euch nur," sprach der Schäfer, „ich habe hier ein Gegenmittel und kann die Hörner sogleich vertreiben. Führt mich nur vor den König!"

Da wurde er vor den König geführt, der fuhr ihn auch an, was er für schlechte Feigen verkauft habe. „Beruhigt euch, königliche Majestät," sprach der Schäfer und esset diese Feige." Damit reichte er ihm eine weiße Feige und als der König die gegessen hatte, verschwand das eine Horn. „So," sprach der Schäfer, „ehe ich euch aber noch mehr von meinen Feigen gebe, müßt ihr mir mein Pfeifchen wieder geben, sonst könnt ihr euer zweites Horn behalten." Da gab ihm der König in seiner Herzensangst das Pfeifchen, und nun reichte der Schäfer der Königin eine

Feige. Als nun auch das eine Horn von der Königin verschwunden war, sprach er: „Jetzt gebt mir meine Börse heraus, sonst nehme ich meine Feigen wieder mit!“ Da gab ihm der König die Börse und darauf vertrieb der Schäfer auch der Königstochter das eine Horn. Dann verlangte er sein Tischtuch und als ihm der König das gegeben hatte, reichte er ihm noch eine Feige, also daß das zweite Horn des Königs verschwand. „Gebt mir jetzt auch meinen Ring,“ sprach er nun, und der König mußte ihm auch den Ring geben, ehe er der Königin das zweite Horn vertrieb. Nun hatte noch die Königstochter ein Horn und der Schäfer sagte: „Erfüllet jetzt euer Versprechen, und lasset mich mit der Königstochter trauen, sonst kann sie ihr Lebenlang das Horn behalten.“ Da mußte die Königstochter sich mit ihm trauen lassen, und nach der Trauung gab er ihr noch eine Feige zu essen, daß ihr das letzte Horn auch noch verschwand. Da feierten sie eine vergnügte Hochzeit, und als der alte König starb, wurde der Schäfer König. Und so blieben sie zufrieden und glücklich und wir wie ein Bündel Wurzeln.*)

32. Von Giovannino und Caterina.

Es war einmal ein reicher Bauer, der hatte eine Frau und zwei Kinder, einen Knaben, der hieß Giovannino, und ein Mädchen, das hieß Caterina. Die kleine Caterina schickte er in die Schule zu einer Lehrerin, die that immer sehr freundlich mit ihr, und frug sie oft: „Hättest du mich gerne zu deiner Mutter?“ Caterina war klein und unverständig, und antwortete: „Gewiß, denn ihr gebt mir immer Süßigkeiten, aber meine Mutter gibt mir nie welche.“

Eines Tages sprach nun die Lehrerin: „Caterina, wenn du mich wirklich zu deiner Mutter willst, so mußt du thun, was ich dir sage. Wenn du heute nach Hause kommst, so verlange von deiner Mutter eine

*) Iddi restaro contenti e felici e noi restammo come un mazzo di radici.

Feige, sage ihr aber, sie solle sie dir aus der großen Kiste holen. Unterdessen halte du den Deckel, und wenn sie sich über die Kiste beugt, so laß den Deckel fallen; dann mache ihn wieder auf, und stecke ihr eine Feige in den Mund, dann wirst du sehen, daß ich deine Mutter werde." Caterina ging nach Haus und bat ihre Mutter um eine Feige aus der Kiste. Als nun die Mutter sich über die Kiste beugte, ließ Caterina den Deckel fallen, daß er der Frau auf den Hals fiel, und ihr das Genick brach. Dann machte Caterina den Deckel auf, steckte der Mutter eine Feige in den Mund und machte den Deckel wieder zu.

Als nun der Vater nach Hause kam, und seine Frau in der Kiste eingeklemmt sah, lief er hinzu und machte die Kiste auf, da sah er sie mit der Feige im Mund, und dachte: „Ihre Gier hat sie ums Leben gebracht." Und alle Nachbarn sagten: „Konnte sie nicht die Feige erst ordentlich mit der Hand herauslangen?" — Die Frau aber war todt und wurde begraben.

Nach einer Weile sprach die Lehrerin wieder zu Caterina: „Wenn du mich zu deiner Mutter haben möchtest, so sage deinem Vater, er solle mich heirathen; du und dein Bruder, ihr würdet es gut bei mir haben." Caterina sagte das ihrem Vater, der aber antwortete: „Ach Kind, glaube doch nicht, was deine Lehrerin dir verspricht, sie würde es machen, wie alle anderen Stiefmütter und dich plagen." Caterina aber bat ihren Vater immer wieder, die Lehrerin doch zu heirathen. Da hing der Vater über seinem Bette ein Paar eiserne Stiefel auf, und sprach: „Wenn diese Stiefel aufgebraucht sein werden, dann will ich deine Lehrerin heirathen." Caterina ging hin und frug die Lehrerin um Rath, die sprach: „Jeden Morgen, wenn dein Vater auf dem Felde ist, mußt du die Stiefel in einer Pfütze reiben, so werden der Rost und Schmutz sie verbrauchen." Caterina that, was die Lehrerin ihr befohlen, und nach einigen Monaten hatten die Stiefel Löcher. Da zeigte sie Caterina ihrem Vater, und sprach: „Jetzt, lieber Vater, müßt ihr meine Lehrerin heirathen." „Gut," antwortete der Vater, „wenn sie dich aber nachher quält und mißhandelt, mußt du nicht zu mir kommen und klagen."

Da heirathete der Vater die Lehrerin, und einen Monat lang ging Alles gut. Die Lehrerin aber hatte eine Tochter, die war so häßlich und schwarz, daß Niemand sie ansehen mochte. Da Caterina nun jeden Tag schöner wurde, so konnte die Stiefmutter sie bald nicht mehr leiden. und wurde zuerst kalt und gleichgültig gegen sie, bald aber fing sie an sie zu mißhandeln und zu schlagen, gab ihr wenig zu essen, und Caterina mußte alle niedrige und schwere Arbeit thun. Da weinte sie oft, aber ihr Vater sagte ihr nur: „Warum hast du mich nicht hören wollen? jetzt mußt du eben leiden."

Eines Tages sprach die Stiefmutter zu Caterina: „Du faule Dirne, immer legst du die Hände in den Schooß. Hier hast du einen Korb voll Flachs, den mußt du bis heute Abend spinnen, und wenn er nicht fertig ist, so bekommst du Schläge und nichts zu essen. Du kannst aber zugleich die Schafe hüten, denn den ganzen Tag sitzen und spinnen, das ist ja eine Kinderarbeit." Damit gab sie ihr einen großen Korb voll Flachs, den sie nimmer in einem Tag spinnen konnte. Caterina nahm den Flachs und ging weinend auf das Feld, wo die Schafe weideten.

Als sie nun da saß und weinte, redete sie der Leithammel der Heerde an, und frug sie, warum sie weine. Da erzählte sie ihm ihr Unglück, und wie die böse Stiefmutter sie plage. „Lege dich nur schlafen," antwortete der Leithammel, „ich will dir deinen Flachs schon spinnen." Caterina aber legte sich schlafen, und als sie aufwachte, lag der Flachs im Korb, gesponnen und gehaspelt. Da wartete sie noch, bis es Abend wurde, und ging dann nach Haus und brachte der Stiefmutter den Flachs. Die war sehr erstaunt, aber sie sagte nur: „Siehst du wohl, du faules Mädchen, daß du arbeiten kannst, wenn du nur willst." Den nächsten Morgen gab sie ihr einen viel größeren Korb mit Flachs und schickte sie wieder auf das Feld. Caterina ging weinend hin, und klagte dem Hammel ihre Noth. „Lege dich nur schlafen," sprach er, „ich will den Flachs schon spinnen." Also legte sich Caterina wieder schlafen, und richtig, als sie aufwachte, war der Flachs gesponnen und gehaspelt. Die Stiefmutter konnte sich nicht genug darüber verwundern, als ihr Caterina

den Flachs ganz fertig brachte, und beschloß am dritten Morgen, ihr nachzugehen. Also gab sie ihr noch einen viel größeren Korb mit, und als Caterina wieder auf das Feld ging, schlich sie ihr nach. Da sah sie, wie Caterina sich schlafen legte, und der Hammel statt ihrer den Flachs spann, und wenn er nur das Spinnrad berührte, so fiel gleich der Flachs gesponnen und gehaspelt herunter. Da schlich sie wieder nach Haus, und als Caterina ihr den Flachs brachte, sprach sie: „Höre, Caterina, morgen Abend mußt du den Hammel nach Hause bringen, dann wollen wir ihn schlachten." Da weinte Caterina und ging den nächsten Morgen weinend ins Feld hinaus. Da sprach der Hammel: „Caterina, warum weinst du denn schon wieder?" „Soll ich nicht weinen?" antwortete sie, „heute Abend muß ich dich mit nach Haus nehmen, und da sollst du geschlachtet werden." „Gut," sprach der Hammel, „sei nur nicht so traurig. Wenn mich der Metzger schlachtet, so laß dir die Eingeweide geben, und suche darin, so wirst du drei goldne Kügelchen finden, die verwahre gut, sie werden dir nützen. Dann aber entfliehe mit deinem Bruder, denn bei deiner Stiefmutter könnt ihr doch nicht bleiben. Hüte dich jedoch, daß du dich nicht dem Meere näherst, sonst wirst du zu einer Seeschlange." Da nahm Caterina den Hammel, und brachte ihn in das Haus, und er wurde geschlachtet. Caterina aber ließ sich die Eingeweide geben, und durchsuchte sie, bis sie die drei goldnen Kügelchen fand. Dann rief sie ihren Bruder Giovannino, und beide machten sich leise auf den Weg.

Als sie eine Zeitlang gewandert waren, wurden sie so müde, daß sie kaum mehr weiter konnten. Da nahm Caterina die drei goldnen Kügelchen, und wünschte sich ein wunderschönes Schloß mit einem Garten, wie ihn selbst der König nicht schöner hätte, und sich selbst und ihren Bruder mitten darin. Da wurden Giovannino und Caterina in ein wunderschönes Schloß versetzt, darin konnten sie herrlich leben, und daneben war ein Garten, wie ihn selbst der König nicht schöner hatte. Das Schloß aber lag dicht am Meeresstrand, darum durfte Caterina nie auf die Straße und nie in den wunderschönen Garten, und nicht einmal an ein offenes Fenster, sondern mußte immer eingesperrt bleiben.

Da begab es sich eines Tages, daß der König auf die Jagd ritt, und auch an dem Schloß vorbeikam. Als er nun an den wunderschönen Garten kam, hielt er sein Pferd an und sprach: „Ach, was ist das für ein schöner Garten, schöner als der meinige; könnte ich doch nur ein wenig eintreten." Das hörte Giovannino, und trat ans Thor, und frug den König, was er wünsche. „Darf ich ein wenig in euern Garten eintreten?" frug der König. „Der Garten gehört nicht mir," antwortete Giovannino, „sondern meiner Herrin; ich will sie aber fragen, ob sie euch erlaubt einzutreten."

Da eilte er hinauf zu seiner Schwester, und sprach: „Denke dir nur, Caterina, der König ist da, und will unsern Garten sehen; soll ich ihn hineinführen?" „Gewiß," antwortete Caterina. Da führte er den König in den Garten, und zeigte ihm die schönen Blumen, und der Jüngling gefiel dem König so gut, daß er ihn frug, ob er mit ihm gehen wolle auf sein Schloß. „Erst muß ich meine Herrin fragen," antwortete Giovannino, und lief zu seiner Schwester, und sprach: „Denke dir nur, Caterina, der König will mich mitnehmen auf sein Schloß." „Geh nur, Giovannino," sagte sie, „ich bin ja gut verwahrt; wer weiß, es ist vielleicht unser Glück."

Da ging Giovannino mit dem König, und wohnte bei ihm, und wurde sein erster Kammerdiener, und der König gewann ihn so lieb, daß er ihn wie seinen Freund behandelte, und oft zu ihm sagte: „Giovannino, ich werde mich nicht eher verheirathen, als bis du mir ein Mädchen anempfiehlst." Einmal antwortete Giovannino: „Nun wohl, Majestät, ich habe eine Schwester, die ist so schön, wie die Sonne, und so tugendhaft, wie es keine zweite gibt, die müßt ihr heirathen." „Wohl," sprach der König, „gehe hin und sage deiner Schwester, ich würde morgen kommen, sie zu holen." Giovannino ging eilends zu seiner Schwester, und sprach zu ihr: „Ach denke dir nur, Caterina, morgen will der König kommen, dich zu holen, daß du seine Frau werdest." „Ja wohl," sprach Caterina, „ich kann aber nicht auf die Straße; laß also geschwinde einen gedeckten Gang machen, von dem Fenster meines Schlafzimmers bis zu einem

Fenster im königlichen Schloß." Da nahm Giovannino eine große Anzahl Arbeiter und sie mußten den ganzen Tag und die ganze Nacht arbeiten, um den gedeckten Gang fertig zu machen.

Am nächsten Morgen, als der Gang fast fertig war, klopften auf einmal zwei Frauen an die Thür des Schlosses, das waren die Stiefmutter und ihre Tochter, zu denen der Ruf von Caterinas Schönheit auch gedrungen. Als sie nun hereintraten, thaten sie sehr freundlich, und die Alte sprach zu Caterina: „Ach, du liebe Caterina, wie lange haben wir dich nicht gesehen; wir haben gehört, du seiest eine schöne reiche Dame geworden, und sind gekommen, dir einen kleinen Besuch zu machen." Caterina empfing sie freundlich, und fing an, ihnen zu erzählen. Da rief auf einmal Giovannino aus dem bedeckten Gang heraus: „Caterina, kleide dich in den königlichen Mantel, denn wir sind gleich fertig." Caterina aber konnte ihn nicht recht verstehen, da sie nicht an das offene Fenster treten durfte, und frug daher die Stiefmutter: „Was sagt mein Bruder?" Da antwortete das falsche Weib: „Dein Bruder hat gesagt, du sollest einmal ans Fenster treten." Da trat sie ans Fenster, und in demselben Augenblicke wurde sie zu einer Seeschlange und verschwand. Die Stiefmutter aber bekleidete schnell ihre Tochter mit dem königlichen Mantel, und befahl ihr, sich das Gesicht mit ihrem Tuch zu bedecken.

Als nun Giovannino mit dem Gang fertig war, schritt die falsche Caterina schnell hindurch, damit er nicht Zeit haben sollte, sie zu sehen. Als sie aber vor den König kam, mußte sie doch ihr Gesicht zeigen; da wurde der König sehr zornig, daß sie so schwarz und häßlich sei, und schickte sie und ihre Mutter in ein einsames Haus im Walde, dort sollten sie bleiben; den Giovannino aber wollte er fortjagen. Der wußte gar nicht, wie ihm geschah; als er aber nach Hause kam, und im Zimmer seiner Schwester das offne Fenster erblickte, wurde ihm Alles klar. Da kam er wieder zum König, und erzählte ihm Alles, und weil ihn der König dennoch so lieb hatte, so nahm er ihn wieder in seinen Dienst. Oft aber pflegte er zu sagen: „Giovannino, Giovannino, du bist so hübsch und

verständig, aber einmal hast du mich doch getäuscht." Da wurde Giovannino immer sehr betrübt, aber er konnte seine Schwester eben nicht erlösen.

Unterdessen lebte die falsche Stiefmutter mit ihrer Tochter im Walde, und dachte nur darüber nach, wie sie den armen Giovannino auch verderben könne. Da kam sie eines Tages zum König, und sprach: „Denkt euch nur, was Giovannino sich anmaßt; er will in einer Nacht auf euren Schloßplatz drei Brunnen errichten, aus dem ersten soll Wasser fließen, aus dem zweiten Oel, aus dem dritten Wein." Da ließ der König den Giovannino rufen, und sprach zu ihm: „Du hast dich vermessen, in einer Nacht auf meinem Schloßplatz drei Brunnen zu errichten, aus denen Wasser, Oel und Wein fließen soll. Wenn die drei Brunnen morgen früh nicht fertig sind, so jage ich dich fort."

Ganz betrübt ging Giovannino fort, und kam an den Strand des Meeres, dort fing er an zu weinen und seine Schwester zu rufen: „Ach, Caterina, liebe Caterina, was soll ich thun in meiner Noth!" Mit einem Male rauschte das Wasser und eine Seeschlange erhob sich daraus und frug: „Hier bin ich, was willst du?" Da erzählte er ihr sein Leid und wie ihm nichts übrig bleibe, als sich ins Wasser zu werfen. Sie aber sprach: „Sei nur nicht so muthlos; nimm diesen Zauberstab und schlage damit heute Nacht an drei verschiedenen Stellen des Schloßplatzes auf das Pflaster, so werden sich die drei Brunnen erheben." Giovannino nahm den Zauberstab, und in der Nacht schlug er damit das Pflaster des Schloßplatzes, und richtig, es erhoben sich drei prächtige Brunnen, aus denen floß Wasser, Oel und Wein. Als der König aufwachte und zum Fenster hinaussah, war er hocherfreut über die Künste seines Dieners und beschenkte ihn reichlich.

Bald aber kam die böse Stiefmutter zum zweiten Male, und sprach: „Giovannino hört nicht auf, sich seiner Künste zu rühmen und hat sich vermessen, in einer Nacht einen Palast ganz aus Krystall zu bauen und es soll nichts darin fehlen." Da ließ der König den armen Giovannino rufen und befahl ihm, bis zum nächsten Morgen einen Palast aus Krystall

zu bauen. Es dürfe aber nichts darin fehlen, sonst würde er ihn fortjagen. Giovannino ging wieder weinend an das Ufer des Meeres und rief seine Schwester. Da erhob sich die Seeschlange aus den Wellen und er erzählte ihr das neue Verlangen des Königs. Da schenkte sie ihm wieder einen Zauberstab und sprach: „Schlage nur damit auf die Erde, so wird sich der ganze Palast erheben. In der Nacht that er es und siehe da, es erhob sich ein Krystallpalast, wie ihn der König nicht schöner hatte. Als der König ihn sah, beschenkte er seine treuen Diener wieder reichlich und hatte ihn wieder lieber als je.

Die böse Stiefmutter aber hatte keine Ruhe sondern kam wieder zum König und sprach: „Zweimal ist es Giovannino gelungen. Jetzt aber rühmt er sich, ein Schauspiel veranstalten zu können, das mir zu vermessen scheint. Er hat gesagt, er würde in einer Nacht einen großen Backofen mit einem riesigen Feuer bauen und den nächsten Morgen sollten auf sein Geheiß alle Fische des Meeres in einem langen Zuge kommen und sich in die Flammen stürzen." Das möchte ich gern sehen, rief der König und ließ Giovannino holen und befahl ihm, auch dieses Kunststück zu vollbringen. „Wie kann ich denn den Fischen des Meeres befehlen," frug Giovannino ganz erschrocken. „Zweimal ist es dir gelungen," sprach der König, „nun mußt du auch diesmal dein Wort wahr machen, sonst lasse ich dir den Kopf abschlagen."

Da ging Giovannino wieder an das Ufer des Meeres, und rief weinend seine Schwester, und als sie kam, klagte er ihr sein Leid. „Wohl," sprach sie, „nimm diesen Zauberstab, gehe hin zum König und sage ihm, du wärest bereit, Morgen das Schauspiel zu veranstalten. Er sollen einige Tribünen errichten lassen, um Alles bequemer sehen zu können. Dann schlage mit dem Stab auf die Erde, so wird sich der Ofen erheben. Morgen früh nun werden die Fische in einem langen Zuge erscheinen und sich in den Ofen werfen. Hüte dich aber, wohl einen davon zu fangen, selbst wenn dich der König darum bittet. Ganz zuletzt werde auch ich kommen. Dann beuge dich über die Oeffnung des Ofens, damit ich in deinen Busen kriechen kann, anstatt mich ins Feuer zu

werfen. Dann eile nach Hause, halte eine große Badewanne mit Milch bereit und wirf mich hinein, so werde ich meine menschliche Gestalt wieder erlangen. Vollführe Alles genau so, wie ich dir gesagt habe, sonst kann ich nicht mehr erlöst werden." Da ging Giovannino zum König und bat ihn, die Tribünen am Ufer des Meeres errichten zu lassen, und in der Nacht schlug er mit einem Zauberstab auf den Boden. Da erhob sich ein gewaltiger Ofen mit einem riesigen Feuer.

Am andern Morgen versammelte sich der König und sein Hofstaat und sie nahmen auf den Tribünen Platz. Alles Volk aus der Stadt und der Umgegend war herzugelaufen, um das wunderbare Schauspiel zu sehen. Da stieg ein unermeßlicher Zug von Fischen aus dem Meere, die kleinen zuerst und die großen zuletzt und warfen sich in das Feuer und einige schillerten in den glänzendsten Farben. Da riefen der König und alle Zuschauer: „Ach, Giovannino, gib mir doch diesen Fisch, oder jenen, nur den einen." Er aber antwortete immer nur: „Eure Majestät haben mir befohlen, alle Fische des Meeres zu verbrennen und ich will sie alle verbrennen." Zuletzt kam die Seeschlange, da bat der König: „Ach, Giovannino, es ist die letzte, gib mir nur diese Eine." Er aber sagte: „Ich sollte sie alle verbrennen und ich werde sie auch alle verbrennen." Damit beugte er sich über die Oeffnung des Ofens und unbemerkt schlüpfte die Seeschlange in seinen Busen. Da eilte er nach Hause, wo das Milchbad bereit stand. Er warf die Schlange hinein und sogleich wurde sie wieder zu seiner schönen Schwester und sie war noch viel viel schöner, als sie früher gewesen war. Da freuten sich die Geschwister, daß der Zauber glücklich gelöst war.

Den nächsten Morgen ging Giovannino nicht seiner Gewohnheit gemäß zum Könige, und als dieser aufstand, war er sehr erzürnt, seinen treuen Diener nicht zu sehen. Er schickte einen Boten in sein Schloß, ihn zu rufen. Als der Bote unten klopfte, sprach Caterina zu ihrem Bruder: „Bleibe du hübsch ruhig drinnen, ich werde statt deiner antworten." Als sie aber ans Fenster trat, ward der Bote so ergriffen von ihrer wunderbaren Schönheit, daß er sie mit offenem Munde anstarrte

und kein Wort hervorzubringen vermochte. Der König schickte alle seine Diener und alle seine Edelleute nacheinander hin, aber Keiner kam zurück, denn sobald sie das wunderbarschöne Mädchen erblickten, blieben sie wie versteinert stehen.

Zuletzt wurde der König ungeduldig und lief selbst vor das Schloß. Katerina sah ihn kommen, zog sich schnell vom Fenster zurück und sagte zu ihrem Bruder: „Gehe du jetzt hinunter und empfange den König.“ Der König frug unterdessen seine Diener ganz erstaunt, warum denn Keiner zurückgekehrt sei. Da sagten sie ihm, sie hätten ein Mädchen gesehen von so wunderbarer Schönheit, daß sie sich nicht mehr hätten rühren können. Zugleich kam auch Giovannino heraus, und sprach: „Majestät, meine Schwester ist zurückgekehrt, und wenn ihr noch immer Willens seid, meinem Rath gemäß eure Gemahlin zu wählen, so wählet meine Schwester Caterina.“ Da ging der König ins Schloß, und als er Caterina sah, ward er so entzückt von ihrer Schönheit, daß er sogleich ausrief: „Ja, du und keine andere sollst meine Gemahlin sein.“ Da wurde Caterina mit köstlichen, königlichen Kleidern angethan und ein glänzendes Hochzeitsfest wurde gefeiert. Die böse Stiefmutter aber und ihre häßliche Tochter mußten in dem einsamen Walde bleiben, bis sie starben.

---

33. Von der Schwester des Muntifiuri.

Es waren einmal ein Bruder und eine Schwester, die hatten weder Vater noch Mutter, und lebten allein mit einander, und hatten sich von Herzen lieb. Der Bruder war ein schöner Jüngling und hieß Muntifiuri, die Schwester aber war schöner als die Sonne.

Nun begab es sich, daß eines Tages der König einen neuen Kammerdiener suchte, da erzählte man ihm von Muntifiuri, der ein so schöner Jüngling sei; also schickte er ihm eine Botschaft, er solle an den Hof kommen, der König wolle ihn zu seinem Kammerdiener machen. Ehe Muntifiuri nun verreiste, ließ er ein Bild von seiner Schwester machen,

und nahm es mit sich. Der König gewann seinen Diener bald sehr lieb, hielt ihn gut und wollte ihn immer um sich haben. Wenn aber Muntisiuri nichts zu thun hatte, ging er oft in seine Kammer, betrachtete das Bild seiner Schwester und weinte. Die anderen Diener waren neidisch auf die Gunst, die der König dem Muntisiuri zeigte, und dachten, wie sie ihn verderben könnten. Darum gingen sie zum König und sprachen: „Muntisiuri sitzt immer in seiner Kammer, und kein Mensch weiß, was er darinnen thut, denn er läßt niemals Jemanden hereinkommen.“ Der König wurde neugierig, schlich sich zur Kammer seines Dieners, und schaute durch das Schlüsselloch. Da sah er, daß Muntisiuri immer ein Bild anschaute und dazu weinte. Als nun Muntisiuri aus seiner Kammer heraustrat, frug ihn der König: „Wessen ist das Bild, das du immer anschaust? Zeige es mir einmal.“ Er wollte es aber nicht zeigen, denn seine Schwester war sehr schön. Da drohte ihm der König: „Wenn du mir nicht sogleich das Bild zeigst, so lasse ich dir den Kopf abhauen,“ und so mußte denn Muntisiuri das Bild herbeiholen. Als der König nun das Bild gesehen hatte, frug er: „Wer ist das?“ „Königliche Majestät, das ist meine Schwester,“ antwortete Muntisiuri. „Ist sie wirklich so schön?“ frug der König. „Noch tausendmal schöner,“ sprach Muntisiuri. „Wenn sie wirklich noch tausendmal schöner ist,“ rief der König, „so laß sie herkommen; denn ich will sie zu meiner Gemahlin machen.“

Da machte sich Muntisiuri auf, und kam zu seiner Schwester, und sprach: „Denke dir, liebe Schwester, der König will dich zu seiner Gemahlin erheben. Nun ist dein Glück gemacht.“ „Ach,“ antwortete sie, „wie kann ich denn zum König kommen? Ich darf nicht über das Meer; denn als ich noch ein kleines Kind war, verwünschte mich eine böse Zauberin, und sprach: Möge dich die Sirene des Meeres *) holen.“ Da ließ der Bruder ein großes Schiff bauen, das war von allen Seiten geschlossen, und sprach: „Siehe, liebe Schwester, in diesem Schiff kannst du

*) Sirena du mari.

sicher fahren, denn es hat kein Fenster und keine Oeffnung, also kann auch die Sirene nicht hereinkommen, und dich holen."

Neben den Geschwistern nun wohnte eine böse Frau, die sah mit neidischen Augen das Glück, das die schöne Schwester des Muntifiuri getroffen hatte. Sie hatte auch eine Tochter, die war aber häßlicher als die Schulden. Da ging sie zu Muntifiuri und sprach: „Wir sind doch immer gute Freunde gewesen, Muntifiuri. So thu mir nur den Gefallen, und laß meine Tochter deine Schwester begleiten. Sie kann ja bei ihr im Dienst bleiben." Muntifiuri war es zufrieden, schiffte seine Schwester und ihre häßliche Begleiterin ein, und ließ dann auch von oben das Schiff schließen, damit seine Schwester sicher zum König käme. Die böse Nachbarin aber hatte ihrer Tochter einen Bohrer gegeben und gesagt: „Wenn ihr euch auf dem Meere befindet, so bohre ein Loch in die Wand des Schiffes, damit die Sirene des Meeres komme, und die zukünftige Königin hole, so wirst du Königin werden." Das that das häßliche Mädchen, bohrte ein Loch in die Wand des Schiffes, und alsobald kam die Sirene, und nahm die schöne Schwester des Muntifiuri mit. Die Tochter der Nachbarin aber legte die Kleider der Schönen an. Da nun das Schiff im Hafen einfuhr, ließ Muntifiuri das Verdeck auseinanderschlagen, um seine Schwester heraus zu holen; er fand aber nur die häßliche Tochter der Nachbarin, die in den schönen Kleidern noch viel häßlicher aussah.

Da ging Muntifiuri zum König, fiel ihm zu Füßen, und sprach: „Königliche Majestät, unterwegs ist meine Schwester ins Wasser gefallen, und gestorben, und ich habe nur die Tochter meiner Nachbarin mitgebracht." Da ward der König sehr betrübt, und sprach: „Wenn denn deine Schwester gestorben ist, so will ich die Tochter deiner Nachbarin heirathen." Also wurde die Tochter der Nachbarin hereingeführt, und als der König sie sah, entsetzte er sich vor ihrem häßlichen Gesicht. Weil er aber versprochen hatte, sie zu heirathen, wollte er sein königliches Wort nicht brechen, sondern feierte eine glänzende Hochzeit und heirathete das häßliche Mädchen.

Die junge Königin aber sann nur darüber nach, wie sie den Muntifiuri tödten könne, den der König so lieb hatte. Da kam sie zu ihrem Gemahl, und sprach: „Muntifiuri rühmt sich großer Dinge; er hat sich unterfangen, in einer Nacht einen wunderschönen Brunnen auf dem großen Platz vor dem Schloß zu errichten, mit springendem Wasser und schön gearbeitet." Da ließ der König seinen treuen Diener kommen, und sprach zu ihm: „Muntifiuri, du hast dich gerühmt in einer Nacht auf dem Platz vor dem Schloß einen schönen Brunnen zu errichten, mit springendem Wasser und schön gearbeitet. So führe das nun aus, sonst jage ich dich aus meinem Dienst." Da ward Muntifiuri sehr betrübt, und ging an den Meeresstrand, weinte bitterlich und klagte: „O, Schwester, meine Schwester, wie schlimm ergeht es mir!" Auf einmal erhob sich eine schöne Gestalt aus den Wellen, das war seine Schwester, die war noch viel schöner als bisher, und hatte drei schöne Mädchen zu ihrer Rechten, und drei zu ihrer Linken, sie war aber doch die Schönste. An dem Fuß aber trug sie eine goldne Kette, an der hielt die Sirene sie fest, daß sie nicht entfliehen konnte. „Was weinst du so bitterlich, mein lieber Bruder?" frug sie. Da klagte er ihr sein Leid, sie aber sprach: „Gehe nur ruhig nach Hause, und schlafe; morgen früh soll der Brunnen fertig sein." Da ging Muntifiuri getröstet nach Haus; und in der Nacht kam seine Schwester mit ihren sechs Mädchen, und im Augenblick war ein wunderschöner Brunnen fertig, mit springendem Wasser und schön gearbeitet. Sie trug am Fuße aber immer die goldne Kette, an der zog sie die Sirene immer wieder ins Meer hinunter.

Als der König nun am Morgen erwachte, und den schönen Brunnen erblickte, ward er hoch erfreut und lobte seinen treuen Diener. Die junge Königin aber dachte wieder, wie sie dem Muntifiuri schaden könne, und sprach zum König: „Muntifiuri rühmt sich ja großer Kunst; er hat sich unterfangen, in einer Nacht um den Brunnen herum einen wunderschönen Garten zu pflanzen, in dem alle Bäume und alle Blumen der ganzen Erde zu sehen wären. Da ließ der König wieder seinen treuen Diener rufen, und befahl ihm, in einer Nacht um den Brunnen herum einen

Garten anzulegen, in dem alle Bäume und alle Blumen der Erde zu sehen seien, sonst werde er ihn ins Gefängniß werfen lassen. Muntifiuri ging aber wieder an den Meeresstrand, weinte und rief seine Schwester. Da erschien sie über dem Wasser und frug, was er wolle. Als er ihr sein Leid geklagt hatte, antwortete sie: „Gehe nur ruhig nach Haus und schlafe, morgen früh soll der Garten fertig sein.“ In der Nacht aber kam sie mit ihren sechs Mädchen, und errichteten einen Garten, der war so schön, wie der König keinen schönern hatte, und darin waren alle Bäume und alle Blumen der Erde zu sehen.

Als nun am anderen Morgen der König erwachte, erstaunte er über den schönen Garten und erfreute sich daran. Die junge Königin aber sprach wieder zu ihm: „Muntifiuri läßt nicht nach, sich seiner Kunst zu rühmen, und hat sich vermessen, in einer Nacht in dem Garten alle Vögel, die es auf Erden gibt zu versammeln.“ Da befahl der König dem armen Muntifiuri in einer Nacht alle Vögel die es auf Erden gibt in dem Garten zu versammeln, sonst ließe er ihm den Kopf abschneiden. Muntifiuri ging wieder zum Meeresstrand, rief seine Schwester und klagte ihr sein Leid. „Gehe nur nach Hause und schlafe,“ sprach sie, „morgen soll der König zufriedengestellt sein.“ Da kam sie in der Nacht mit ihren sechs Mädchen, und alsbald bevölkerten sich die Bäume mit allen Vogelarten, die es auf Erden gibt, die sangen so lieblich, daß man nichts Schöneres hören konnte.

Die junge Königin aber ergrimmte, daß Muntifiuri immer Alles ausführte, und sie ihm nichts anhaben konnte. Da nahm sie zwölf Enten; rief den Muntifiuri, und sprach: „Jeden Morgen mußt du die Enten über Land führen, und wenn dir Abends Eine fehlt, so kostet es deinen Kopf.“

Muntifiuri nahm die zwölf Enten, trieb sie an den Meeresstrand und rief wieder seine Schwester. Da erhob sie sich über den Wellen und frug ihn, was er wolle. „Ich soll diese zwölf Enten auf die Weide führen,“ sprach er, „gib du ihnen zu fressen, so brauche ich nicht so weit zu laufen.“ Da schüttelte sie ihre schönen Flechten, daß Perlen und Goldkörner her-

ausfielen, und die Enten pickten sie begierig auf. Als es nun Abend war, und Muntifiuri die Enten nach Hause trieb, fingen sie an zu singen:

„O Koch, o Koch, wir kommen vom Meer,
Perlen die Fülle tragen wir her,
Schön ist die Sonne mit hellem Schein,
Doch schöner muß Muntifiuri's Schwester wohl sein." *)

Als die Königin das hörte, erschrak sie, und sperrte schnell die Enten ein, damit niemand ihr Lied hören sollte. Am nächsten Morgen nahm sie eine Ente, und tödtete sie, und gab dem Muntifiuri nur elf Enten mit. Weil er aber seinen traurigen Gedanken nachhing, vergaß er, die Enten zu zählen, und ging geradewegs zum Meeresstrand, und rief seine Schwester; die schüttelte wieder ihre schönen Flechten, daß Perlen und Goldkörner herausfielen, und die Enten sich satt fraßen. Als Muntifiuri sie nach Hause trieb, fingen sie wieder an zu singen:

„O Koch, o Koch, wir kommen vom Meer,
Perlen die Fülle tragen wir her,
Schön ist die Sonne mit hellem Schein,
Doch schöner muß Muntifiuri's Schwester wohl sein."

Da kam die Königin eilends heruntergelaufen, und sperrte die Enten ein, und als sie sie zählte, waren es nur elf. Da eilte sie zum König, und sprach: „Muntifiuri hat mir eine meiner Enten verloren, dafür muß ihm der Kopf abgehauen werden." Der König aber mußte ihr den Willen thun, ließ seinen treuen Diener rufen, und sprach: „Muntifiuri, du hast der Königin eine Ente verloren, dafür mußt du sterben." „Wohl," antwortete Muntifiuri, „gewähret mir nur die eine Bitte, und laßt mich noch ein einzigesmal an den Meeresstrand gehen." Der König gewährte ihm die Bitte, und Muntifiuri ging an den Meeresstrand, rief die Schwester, und klagte ihr sein Leid. „Du armer Bruder," antwortete

---

*) Coccu, coccu, du mari vinemu,
Chini di perni nui semu,
E la soru di Muntifiuri
È cchiù bedda di lu suli.

sie, „nun kann ich dir nicht mehr helfen. Laß dich aber in dem Garten bei dem schönen Brunnen begraben, so will ich drei Nächte hindurch kommen, und dir die Todtengesänge singen; das ist das Einzige, was ich für dich thun kann." Da kam Muntifiuri zum König, und sprach: „Wenn man mir den Kopf abgehauen hat, so lasset mich in drei Särge thun, einen bleiernen, einen silbernen und einen goldenen, und lasset mich im Garten bei dem schönen Brunnen begraben, den ich für euch errichtet habe." Das versprach der König, und als der Scharfrichter dem armen Muntifiuri den Kopf abgehauen hatte, ließ er ihn in drei Särge legen, wie er gewünscht hatte, und ließ ihn im Garten bei dem Brunnen begraben.

In der Nacht aber kam seine Schwester mit ihren sechs Mädchen, und setzte sich auf das Grab, und sang die Todtengesänge, und es klang so lieblich, daß die Gärtner des Königs sich gar nicht satt hören konnten. Aber als die Sirene an der goldnen Kette zog, mußte das schöne Mädchen ins Meer zurück.

In der nächsten Nacht ging es ebenso, da erzählten es die Gärtner dem Könige und sprachen: „Königliche Majestät, in diesen zwei letzten Nächten sind im Garten sieben Mädchen erschienen, die sind alle sehr schön; die mittelste aber ist schöner als die Sonne, und trägt eine goldne Kette am Fuß, die setzt sich auf das Grab eures Dieners Muntifiuri und singt so schön, daß man nichts Schöneres hören kann. Nach einer Weile aber zieht Jemand an der Kette, wir wissen nicht wer, und die schöne Gestalt verschwindet." Da ward der König neugierig und sprach: „Diese Nacht will ich mit euch wachen."

Als es nun Abend war, versteckte sich der König im Garten, und bald erschien die Schwester des Muntifiuri zum letztenmal, setzte sich auf das Grab, und sang noch viel schöner, als die beiden ersten Nächte. Da sprang der König hinzu, und zerhaute mit seinem Schwerte die goldne Kette, und sprach: „Wer bist du, schönes Mädchen?" Da antwortete sie: „Ich bin die Schwester von dem armen Muntifiuri, und bin nicht in dem Meere ertrunken, sondern die böse Tochter der Nachbarin, die

nun eure Frau ist, hatte ein Loch in die Wand des Schiffes gebohrt, daß die Sirene des Meeres kam, und mich in den Grund des Meeres holte, und mich mit einer goldnen Kette gefesselt hielt. Ihr aber habt mich erlöst, indem ihr die goldne Kette durchhauen habt." „Wenn dem so ist," rief der König, „so sollst du meine Gemahlin sein."

Da ließ er der falschen Königin den Kopf abhauen, und ließ sie in lauter Stücke schneiden und in einem Faß einsalzen. Zu unterst ließ er ihre Hand legen, an der sie einen Ring trug, den hatte sie von ihrer Mutter bekommen. Das Faß aber schickte er der bösen Nachbarin, und ließ ihr sagen: „Eure Tochter, die Königin, schickt euch diesen schönen Thunfisch, daß ihr ihn ihr zu Liebe essen möget." Da war die Mutter sehr erfreut, und öffnete sogleich das Faß, und fing an, ein Stück zu essen. Als sie aber einmal angefangen hatte, mußte sie immer weiter essen, bis sie auf den Grund des Fasses kam. Nun hatte sie eine Katze und einen Hund, die sprangen immerfort an ihr hinauf, und baten: „Gib uns ein Stückchen mit, so helfen wir dir auch nachher weinen." Sie aber jagte sie fort, und wollte ihnen nichts mitgeben. Als sie nun auf den Grund des Fasses kam, und die Hand mit dem Ringe fand, da erkannte sie, daß sie ihre eigne Tochter gegessen hatte, und in ihrem Schmerze rannte sie mit dem Kopf gegen die Mauer, daß sie starb. Der Hund und die Katze aber tanzten im ganzen Haus herum, und sangen: „Du hast uns nichts mitgegeben, so helfen wir dir auch nicht weinen."

Der König aber ließ eine glänzende Hochzeit feiern, und heirathete die schöne Schwester des Muntifiuri; und sie lebten glücklich und zufrieden, wir aber sind leer ausgegangen.

---

34. Von Quaddaruni und seiner Schwester.

Es waren einmal zwei Schwestern, die eine war reich, die andre arm. Die Reiche hatte eine Tochter, die war häßlich und unfreundlich, die Arme aber hatte zwei Kinder, einen Sohn, der hieß Quaddaruni,

und eine Tochter, die war schöner als der Mond und die Sonne. Die Arme ging jeden Morgen zur ihrer reichen Schwester, half ihr waschen, kochen und nähen, und dafür gab ihr die Reiche, was von ihrem Essen übrig blieb, das brachte sie ihren Kindern, und ernährte sie auf diese Weise kümmerlich.

Eines Tages aber war sie unwohl und konnte nicht zu ihrer Schwester gehen; da kam diese um zu sehen, wie es ihr gehe, und sah bei dieser Gelegenheit auch ihre wunderschöne Nichte. „Was gibst du deiner Tochter zu essen?“ frug sie ihre Schwester. „Was sollte ich ihr geben? Ich habe ja nichts, als was du mir zukommen lässest,“ antwortete die Arme. Die Reiche aber ging nach Hause, und ihr Herz war voll Neid, daß ihre Nichte so schön war, und ihre eigene Tochter so häßlich. Da nun die Arme wieder kam, um zu dienen, gab sie ihr nicht einmal das wenige Essen, sondern nur einige Brödchen, wie man sie für die Hunde bäckt. Die Tochter der Armen gedieh aber dennoch trotz der schlechten Kost, und wurde mit jedem Tage schöner.

Nun geschah es eines Tages, daß die Arme wieder unwohl war, und an heftigem Durst litt. Da rief sie ihren Sohn Quaddaruni und sprach: „Lieber Sohn, gehe doch zum Brunnen, und hole mir einen Krug Wasser; ich bin so durstig.“ „Ich kann jetzt nicht gehen,“ antwortete er, „O, Mutter,“ sprach die Tochter, „ich will schon gehen, und euch im Augenblick das Wasser bringen.“ „Nein, nein, Kind,“ sprach die Mutter, „wie könntest du allein an den Brunnen gehen!“ „Laßt mich nur gehen, liebe Mutter, es wird mir niemand etwas zu Leid thun,“ sprach die Schöne, nahm den Krug, und ging zum Brunnen. Als sie nun den Krug gefüllt hatte, und nach Hause gehen wollte, begegneten ihr sieben junge Männer, die sprachen: „Schönes Mädchen, gib uns doch zu trinken.“ Da reichte sie ihnen den Krug, sittsam, mit niedergeschlagenen Augen, und so viel sie auch trinken mochten, der Krug wurde nicht leer, denn es waren sieben Zauberer*).

*) Fati masculi.

Als sie ihren Durst gelöscht hatten, gaben sie ihr dankend den Krug zurück, und schauten ihr nach, wie sie so sittsam einher ging. Da sprach der Eine: „Wollen wir nicht jeder diesem freundlichen Mädchen etwas schenken? Ich schenke ihr, daß sie mit jedem Tage schöner werde.“ „Und ich schenke ihr, daß ihr bei jedem Wort, das sie spricht, eine duftende Rose aus dem Mund falle,“ sprach der Zweite. „Und ich schenke ihr, daß ihr beim Kämmen Perlen und Edelsteine aus dem Haar fallen,“ rief der Dritte. „Und ich, daß sie einen großen König heirathe,“ der Vierte. Kurz, jeder schenkte ihr eine Gabe.

Als sie nun nach Hause kam, sprach sie zur Mutter: „Hier, liebe Mutter, bringe ich euch frisches Wasser,“ alsobald lagen einige Rosen am Boden, die dufteten so lieblich, daß sie das ganze Haus mit ihrem Wohlgeruch erfüllten. „Kind, was ist mit dir vorgegangen?“ rief die Mutter ganz erstaunt. Da erzählte sie, wie sieben junge Männer sie um einen Trunk Wasser gebeten hätten, und wie der Krug doch nicht leer geworden sei; und bei jedem Wort, das sie sprach, fiel eine Rose von ihren Lippen. Als sie dann den Kamm nahm, um ihre schönen Flechten zu kämmen, fielen Perlen und Edelsteine heraus, daß es eine Pracht war. „Nun ist allem Mangel abgeholfen,“ sprach die Mutter, „und nun gehe ich auch nicht mehr zu meiner reichen Schwester.“

Als nun die Reiche ihre arme Schwester nicht mehr erscheinen sah, ging sie eines Tages zu ihr und frug sie, warum sie nicht mehr komme. „Ich habe es nicht mehr nöthig,“ sprach die Schwester. Da trat auch die schöne Tochter herein, und war noch viel schöner geworden, und bei jedem Worte, das sie sprach, fiel ihr eine duftende Rose aus dem Mund. „Wie ist denn meine Nichte so umgewandelt worden?“ frug die Reiche. Da erzählte ihre Schwester, wie sie einst an den Brunnen gegangen wäre, und da würden ihr die sieben Zauberer wohl diese Zaubergaben geschenkt haben*). „O,“ dachte die Reiche, „jetzt schicke ich meine Tochter auch zum Brunnen,“ lief nach Hause, und sprach zu ihrer Tochter: „Liebes Kind,

*) La pottiru infatare.

geh doch zum Brunnen, und hole mir einen Krug Wasser, ich bin so durstig." „Holt ihn euch selber," antwortete unfreundlich die Tochter, die Mutter aber bat und schmeichelte so lange, bis sie endlich brummend den Krug nahm und zum Brunnen ging. „Wenn dich jemand um einen Trunk Wasser bittet, so sei ja recht freundlich," rief ihr die Mutter nach, sie aber ging fort, ohne auf die Worte ihrer Mutter zu achten.

Als sie nun am Brunnen den Krug gefüllt hatte, und zu ihrer Mutter zurückkehren wollte, begegneten ihr die sieben jungen Männer, und baten sie um einen Trunk Wasser. Sie aber antwortete: „Dort ist ein ganzer Brunnen voll Wasser, holt es euch selber." Da schauten ihr die sieben Zauberer nach, und der Erste sprach: „Nun wollen wir auch dieser etwas schenken. Ich schenke ihr, daß sie mit jedem Tage häßlicher werde." „Und ich schenke ihr, daß ihr bei jedem Wort, das sie spricht, Koth aus dem Mund falle," sprach der Zweite. „Und ich schenke ihr, daß ihr beim Kämmen Skorpionen, Käfer und Schlangen aus dem Haar fallen," rief der Dritte. „Und ich, daß sie einäugig werde," der Vierte. „Und ich, daß sie einen Buckel bekomme," der Fünfte. Kurz, jeder wünschte ihr ein Gebrechen an.

Als sie nun nach Hause kam, war sie so häßlich, bucklig und einäugig, daß die Mutter bei ihrem Anblick erschrak. „Da ist das Wasser," sprach sie, und alsobald fiel ihr Koth aus dem Mund. Und als sie sich kämmen wollte, fielen ihr Skorpionen, Käfer und Schlangen aus dem Haar. Die Mutter raufte sich die Haare aus, und war ganz verzweifelt, aber es half nichts, und ihre Tochter wurde mit jedem Tage häßlicher. Ihre Cousine dagegen wurde mit jedem Tage schöner, und weil ihr bei jedem Worte, das sie sprach, eine Rose aus dem Munde fiel, so nannten sie alle Leute: Die Schöne mit den schönen Blumen *). Die Rosen aber waren so schön, und dufteten so lieblich, daß selbst der König keine so schönen hatte; deßhalb sammelte Quaddaruni die Rosen, band sie zu Sträußen, und trug sie in die Stadt zum Verkauf. Eines Tages nun

*) A bedda ddi beddi sciuri.

ging er am königlichen Palast vorbei, als eben der König am Balkon stand. Als der die Rosen sah, rief er den Quaddaruni zu sich herauf, und kaufte sie ihm alle ab. „Wo hast du die schönen Rosen her?“ frug er ihn. „Ich habe einen Rosenstock zu Haus, der trägt sie mir,“ antwortete Quaddaruni. „Bringe mir morgen den Rosenstock her,“ befahl der König, „ich gebe dir dafür, was du willst.“ „Ach, königliche Majestät,“ sagte Quaddaruni ganz erschrocken, „den Rosenstock kann ich euch nicht bringen, der ist mir für Alles in der Welt nicht feil.“ „Wenn du mir den Rosenstock nicht bringst, so laß ich dir den Kopf abhauen,“ rief der König. Da fiel ihm Quaddaruni zu Füßen, und sprach: „Ach, königliche Majestät, so muß ich euch denn die Wahrheit bekennen. Ich ziehe diese Rosen nicht auf einem Rosenstock, sondern ich habe eine Schwester zu Hause, die ist schöner als die Sonne, und bei jedem Wort, das sie spricht, fällt ihr eine Rose aus dem Mund.“ Als der König das hörte, rief er: „Bringe mir deine Schwester her, und wenn sie wirklich so schön ist, so schwöre ich dir, daß ich sie zu meiner Gemahlin machen will.“ Da machte sich Quaddaruni auf, und kehrte zu seiner Mutter und Schwester zurück, und rief: „Denke dir nur, liebe Schwester, der König will dich sehen, und hat mir geschworen, dich zu seiner Gemahlin zu machen! Mache dich bereit, denn morgen mußt du mit mir an den Hof gehen.“ Da die Mutter das hörte, ward sie sehr erfreut, und sprach: „Ja, mein lieber Sohn, nimm morgen ein kleines Boot, damit deine Schwester ja nicht zu sehr ermüdet am Schlosse ankommt, und wenn sie der König wirklich zu seiner Gemahlin wählt, so lasset es mich wissen, daß ich auch zur Stadt komme.“ Also bereitete sie das hübscheste Kleidchen, das ihre Tochter besaß, und am nächsten Morgen sollten die Geschwister zur Stadt fahren. Am Abend aber kam von ungefähr die reiche Schwester zum Besuch, und da sie hörte, daß die Beiden an den Hof gehen sollten, so sprach sie: „Liebe Nichte, thu mir doch den Gefallen, und nimm auch meine Tochter mit; vielleicht nimmt der König sie in seinen Dienst.“ „Was? Diese da?“ rief Quaddaruni, „die wollen wir nicht mitnehmen, die ist viel zu häßlich.“ „Mein Sohn,“ verwies ihn seine Mutter, „sprich

nicht so. Was kann das arme Mädchen dafür, daß sie so häßlich ist? Nimm deine arme Base nur mit." „Aber es können nur zwei in dem Boote fahren," sagte Quaddaruni. „So laß die beiden Mädchen fahren, und gehe du zu Fuß," antwortete die Mutter. Und so thaten sie. Die Schöne und ihre Cousine fuhren in dem Boot, und Quaddaruni ging dem Meeresstrand entlang. Als sie nun eine Weile gefahren waren, rief er seiner Schwester zu:

„Schwester von den schönen Blumen,
Lege dies weiße Tuch an;
Bedecke dich, denn die Sonne scheint,
Sonst kannst du nicht übers Meer fahren."*)

Weil sie aber entfernt von einander waren, so konnte seine Schwester nicht wohl hören, was er sagte, und frug ihre Base: „Was sagt mein Bruder?" „Er sagt, du sollest deinen Schleier abthun, und ihn mir geben," antwortete das falsche Mädchen. Da nahm die Schöne ihren Schleier ab, und gab ihn ihrer Base. Nach einer Weile rief Quaddaruni wieder:

„Schwester von den schönen Blumen,
Lege dies weiße Tuch an;
Bedecke dich, denn die Sonne scheint,
Sonst kannst du nicht übers Meer fahren."

„Was sagt mein Bruder?" frug die Schöne. „Er sagt, du sollest dein Kleid abthun, und es mir geben," sprach die Base. Wieder nach einer Weile rief Quaddaruni:

„Schwester von den schönen Blumen,
Lege dies weiße Tuch an;
Bedecke dich, denn die Sonne scheint,
Sonst kannst du nicht übers Meer fahren."

---

*) »Soru ddi beddi sciuri,
Mettiti stu jancu muccaturi,
Cuvertiti chi c'è lu suli,
Si nò tu non puoi navigà.«

„Was sagt mein Bruder?“ frug die Schwester. „Er sagt, du solltest einmal ins Meer hineinschauen.“ Da die Schöne sich nun über den Rand des Bootes beugte, stieß sie die falsche Base ins Meer, daß sie gleich untersank. Das häßliche Mädchen aber legte das Kleid der Schönen an, und bedeckte ihr Gesicht mit dem Schleier.

Als sie nun im Hafen ankamen, eilte Quaddaruni herbei, und meinte, es sei seine Schwester, und frug nach der Base. „Die ist ins Wasser gefallen, und wahrscheinlich gestorben,“ antwortete die falsche Schöne. Da kamen sie vor den König, und Quaddaruni sprach: „Königliche Majestät, hier ist meine schöne Schwester.“ Als aber der König ihren Schleier aufhob, sah er das häßliche Gesicht, und gerieth in einen großen Zorn, und wollte dem Quaddaruni den Kopf abhauen lassen. Der arme Junge aber fiel ihm zu Füßen und rief: „Königliche Majestät, das ist ja meine Schwester nicht, das ist meine häßliche Base, die hat gewiß meine arme Schwester ins Meer geworfen, und mich und uns alle betrogen.“ Da befahl der König, daß man das häßliche Mädchen in ein Zimmer sperren sollte, bei Wasser und Brod, dem Quaddaruni aber gebot er dazubleiben, und ihm seine Enten und Gänse zu hüten.

Da trieb der arme Quaddaruni seine Enten und Gänse traurig an den Meeresstrand, und fing an zu weinen: „O, meine Schwester, meine liebe Schwester, nun bist du todt, was soll ich unserer armen Mutter sagen!“ Auf einmal rauschten die Wellen, und seine Schwester erhob sich aus dem Wasser; die war noch viel schöner geworden, und sprach: „Lieber Bruder, weine nicht; ich bin nicht gestorben, sondern die Sirene des Meeres hat mich gefangen genommen, und hält mich an einer goldnen Kette fest. Sie hat mir aber erlaubt, ein wenig zu dir zu kommen.“ Da war Quaddaruni hoch erfreut, und umarmte seine Schwester. „Ach,“ sagte er dann, „ich kann nicht hier bleiben, sondern ich muß die Gänse und Enten auf die Weide treiben.“ „Sei nur unbesorgt,“ sagte sie, schüttelte ihre schönen Flechten, da fiel Gerste und Korn heraus, und die Thiere fraßen, bis sie satt waren. Der Bruder und die Schwester aber sprachen miteinander, bis die Sirene an der goldnen Kette zog, und die

Schöne von den schönen Blumen in den Grund des Meeres zog. Da trieb Quaddaruni die Enten und Gänse zusammen, und als er mit ihnen ins Schloß kam, fingen sie an zu schnattern:

„Qua, qua, qua,
Wir kommen vom Meere fern,
Es gab uns Korn und Gerstenkern
Quaddaruni's Schwesterlein,
Die schöner ist als Sonnenschein.“ *)

Das hörten die Diener und verwunderten sich darüber, aber sie sagten nichts. Den nächsten Morgen trieb Quaddaruni die Thiere wieder zum Meeresstrand, und da er seine Schwester rief, erhob sie sich sogleich aus dem Wasser, und schüttelte ihre schönen Flechten, daß Korn und Gerste herausfiel und sich die Thiere satt fressen konnten. Dann unterhielt sie sich mit Quaddaruni, bis die Sirene sie an der goldnen Kette hinunterzog. Als aber die Gänse und Enten in ihren Stall zurückkehrten, fingen sie wieder an:

„Qua, qua, qua,
Wir kommen vom Meere fern,
Es gab uns Korn und Gerstenkern,
Quaddaruni's Schwesterlein,
Die schöner ist als Sonnenschein.“

So ging es mehrere Tage, bis es die Diener endlich dem König hinterbrachten. Der ließ den Quaddaruni vor sich kommen, und frug ihn, wohin er die Thiere treibe, und Quaddaruni erzählte ihm Alles. „Nun, wenn dem so ist,“ rief der König, so frage deine Schwester, auf welche Weise sie erlöst werden könne, so wollen wir sie erlösen.“ Da ging Quaddaruni wieder zum Meeresstrand, und rief seine Schwester,

---

*) »Qua, qua, qua,
Di la marina semu vinuti,
E la soru di Quaddaruni,
Chi è chiù bella di lu suli,
Granu e oriu n'ha datu a mancià.«

und als sie kam, frug er sie, wie er sie wohl erlösen könne. „Da muß ich die Sirene fragen," antwortete die Schöne, „komme aber morgen wieder, so will ich dir die Antwort sagen."

So kehrte sie denn auf den Grund des Meeres zurück, und trat zur Sirene, und sprach mit schmeichelnden Worten: „Liebe Mutter, es ist mir heute ein Gedanke gekommen. Es ist gar nicht, daß ich es wünsche, aber nur des Gespräches halber möchte ich eine Frage an euch richten, und möchte doch auch wieder nicht." „Nun, sprich nur," antwortete die Sirene. „Ihr müßt aber wirklich nicht glauben, daß ich gerne fort will," sprach die Schöne, „es ist nur, um über etwas zu sprechen. Wenn mich einer von euch fortnehmen wollte, was müßte er thun?" „Ja, Kind," sagte die Sirene, „wenn ich dir das aber sage, so wirst du mich verlassen." „Warum sollte ich euch verlassen?" sprach das Mädchen, „ich habe es ja gut bei euch und ihr habt mich lieb." „Nun denn, Kind," antwortete die Sirene, „wer dich befreien wollte, müßte sieben schneidende Schwerter haben, sieben laufende Pferde und eine eiserne Keule*). Dann müßte er die goldne Kette auf die eiserne Keule legen, sie mit den sieben Schwertern durchhauen, und dann die sieben Pferde an einen Wagen spannen, der dich pfeilschnell entführen müßte." „Ach, laßt es gut sein, Mutter," rief die listige Schöne, „ich will nichts mehr hören. Ich mag gar nicht daran denken, euch zu verlassen." Den nächsten Morgen aber, als sie die Stimme des Bruders hörte, stieg sie zum Meeresstand empor, und wiederholte ihm Alles, was die Sirene gesagt hatte, und Quaddaruni ging hin, und hinterbrachte es dem König. Der sprach: „Morgen wollen wir deine Schwester erlösen. Gleich will ich Alles in Bereitschaft setzen."

Am andern Tage fuhren der König und Quaddaruni mit einigen Dienern an den Meeresstrand, und nahmen die sieben Schwerter, sieben Pferde und eine eiserne Keule mit. Dann rief Quaddaruni seine Schwester, und als sie sich aus dem Meere erhob, war sie so schön, daß der

*) **Mazza.**

König kein Auge von ihr verwenden konnte. Die Diener aber legten schnell die goldne Kette auf die Keule, und fingen an, sie mit den Schwertern zu zerhauen; sobald eines zerbrach, nahmen sie ein andres. Endlich mit dem siebenten Schwert konnten sie die Kette vollends durchschneiden, und in demselben Augenblick zog die Sirene die Kette in den Meeresgrund hinab. Als sie nun sah, daß ihre Gefangene ihr geraubt worden war, stieg sie gleich zum Meeresstrand empor, aber der König hatte die Schöne schon in den Wagen gehoben, und die sieben Pferde trugen sie alle zusammen pfeilschnell davon, daß die Sirene sie nicht einholen konnte.

Der König aber veranstaltete drei Tage lang Festlichkeiten, und ließ auch die Mutter der schönen Braut kommen, und dann feierten sie eine glänzende Hochzeit. Die falsche Braut aber ließ er in Stücke zerschneiden, und in einem Faß einsalzen, und den Kopf ließ er zu oberst hinlegen. Dann schickte er das Faß zu der Mutter des Mädchens mit dem Bescheid, ihre Tochter, die junge Königin, schicke ihr diesen schönen Thunfisch. Als nun die Mutter das Faß erhielt, war sie hoch erfreut, und ließ es gleich aufschlagen, als sie aber den Kopf ihrer Tochter erblickte, erschrak sie so heftig, daß sie todt hinsank. Der König aber und die Königin lebten glücklich und zufrieden, und wir sind leer ausgegangen.

---

36. Von der Tochter des Fürsten Cirimimminu oder Unniciminu.

Es war einmal ein Fürst, der hieß der Fürst von Cirimimminu. Dem war seine Frau gestorben, und hatte ihm nur eine Tochter hinterlassen, die sehr schön war. Weil er keine Frau hatte, so schickte er sie jeden Tag zu einer Lehrerin, bei der nähte und arbeitete sie. Ehe sie aber zur Lehrerin ging, pflegte sie jeden Morgen auf dem Balkon ihren Jasmin zu begießen. Nun wohnte gegenüber ihres Vaters Haus der Sohn des Königs. Der stand auch morgens auf seinem Balkon, und

sah, wie das schöne Mädchen den Jasmin begoß. Da redete er sie eines Morgens an:

„Tochter, Tochter von Cirimimminu,
Zähle, wie viel Blätter hat der Jasmin." *)

Die Tochter des Fürsten aber blieb sprachlos stehen, und wußte nicht, was sie antworten sollte. Als sie nun zur Lehrerin kam, klagte sie ihr, der Königssohn habe sie angeredet, und ihr das und das gesagt. „Nun, beruhige dich nur," sagte die Lehrerin, „und wenn er dir morgen dasselbe sagt, so antworte du:

„Sohn des Königs, bei deines Vaters Krone,
Zähle die Sterne am Himmelsdome.
Sohn des Königs und der Königin Sohn,
Zähle, wie viel Federn hat das Huhn." **)

Am nächsten Morgen begoß die Schöne wieder ihre Blumen; da rief der Königssohn:

„Tochter, Tochter von Cirimimminu,
Zähle, wie viel Blätter hat der Jasmin."

Sie aber antwortete ganz keck:

„Sohn des Königs, bei deines Vaters Krone,
Zähle die Sterne am Himmelsdome.
Sohn des Königs und der Königin Sohn,
Zähle, wie viel Federn hat das Huhn."

Da ward der Königssohn sehr betroffen, und dachte: „Kannst du so schnippisch antworten? Warte nur, ich will dir deine Antwort zurückzahlen." Da ging er zur Lehrerin, und sprach: „Ich gebe euch, was ihr wollt; ihr müßt mir aber einen Gefallen thun. Ich werde heute vorbei-

---

*) »Figghia, figghia di Cirimimminu,
Cunta, quanti fogghi c' è ntri gersuminu.«

**) »Figghiu, figghiu di re incurunatu,
Cunta quanti stiddi c' è ntru stiddatu.
Figghiu, figghiu di rè e di riggina,
Cunta, quanti pinni teni na gaddina.«

kommen, als Fischer verkleidet, mit einem Korb der schönsten Fische, und ausrufen: Wer mir einen Kuß gibt, der soll die Fische alle umsonst haben. Dann schickt die Tochter des Fürsten Cirimimminu heraus, daß sie mich küsse." Als nun die Schöne bei der Lehrerin saß, mit andern Mädchen, kam ein Fischer vorbei, der trug in einem Korbe die wunderschönsten Fische, und rief: „Wer mir einen Kuß gibt, der solle sie alle umsonst haben." „Hörst du das?" sprach die Lehrerin zur Tochter des Cirimimminu, „du bist die Hübscheste, geh hin und gib dem Mann einen Kuß." Sie sträubte sich, und meinte, eine andre könne eben so gut gehen, aber die Lehrerin wiederholte immer: „Geh doch nur, denn du bist die Schönste." Da ließ sie sich bereden, ging hin und gab dem Fischer einen Kuß. Als aber der Fischer den Kuß bekommen hatte, entsprang er sammt den Fischen, und ließ sie ganz verblüfft stehen. Am nächsten Morgen nun stand der Königssohn wieder am Balkon, und als die Schöne herauskam, ihre Blumen zu begießen, rief er ihr zu:

„Tochter, Tochter von Cirimimminu,
Zähle, wie viel Blätter hat der Jasmin."

„Sohn des Königs, bei deines Vaterskrone,
Zähle die Sterne am Himmelsdome.
Sohn des Königs und der Königin Sohn,
Zähle, wie viel Federn hat das Huhn."

„Wie schön war jener Kuß, und Fische hast du keine bekommen!" *)

„Ach so, du warst der Fischer," dachte die Schöne, „warte nur, jetzt will ich dir einen Streich spielen." Da ging sie zu ihrem Vater und bat ihn: „Lieber Vater, schenkt mir das schönste Pferd, das in der Stadt zu haben ist." Da sie nun das Pferd hatte, zog sie Männerkleidung an, und ritt vor den Fenstern des Königs auf und nieder. Die Minister standen gerade am Balkon, die riefen dem Königssohn zu, es sei da ein Jüngling, der reite ein so wunderschönes Pferd, wie es gewiß in der Stadt kein schöneres gebe. Als nun der Königsohn das Pferd sah, wollte

*) »Chi fu bedda dda basciata, e pisci non n' avisti!«

er es gern kaufen, und schickte einen Minister hinunter, um zu fragen, wie viel der Jüngling dafür wolle. „Das Pferd will ich nicht verkaufen," sagte der Jüngling. „Wer ihm aber drei Küsse auf das Bein gibt, soll es umsonst haben." Als der Königssohn das hörte, dachte er: „Drei Küsse für ein solches Pferd! die kann ich wohl geben," und eilte hinunter. Da er sich aber bückte, um das Pferd zu küssen, gab die Schöne diesem die Sporen, daß es ausschlug, und wiehernd davon sprengte. Am nächsten Morgen war der Königssohn schon wieder auf dem Balkon und rief:

„Tochter, Tochter von Cirimimminu,
Zähle, wie viel Blätter hat der Jasmin."
„Sohn des Königs, bei deines Vaters Krone,
Zähle die Sterne am Himmelsdome.
Sohn des Königs und der Königin Sohn,
Zähle, wie viel Federn hat das Huhn."

„Wie schön war jener Kuß, und Fische hast du keine bekommen!"
„Wie schön war jener Kuß auf das Bein des Pferdes, und Pferd hast du keines bekommen!" *)

Da merkte er, daß sie der Jüngling gewesen war, und dachte, wie er ihr nun wieder einen Streich spielen könnte. Er ging also zur Lehrerin, und versprach ihr, zu geben, was sie wolle, wenn sie die nächste Nacht die Schöne des Cirimimminu bei sich schlafen ließe und ihn unter das Bett verstecke. Als es nun Abend geworden war, und die Schöne nach Hause gehen wollte, bat die Lehrerin: „Bleibe heute Nacht bei mir, ich fürchte mich so allein." Da blieb sie bei ihr. Der Königssohn aber war unter dem Bett versteckt und hatte lange Nadeln, und stach damit die Schöne durch die Matratzen durch. „Ach," rief sie, „Frau Lehrerin, Flöhe und Wanzen sind in eurem Bette!" „Sei nur ruhig, Kind," antwortete die Lehrerin, „es kommt dir nur so vor." Er ließ ihr aber keine

*) »Chi fu bedda dda basciata, ntra i gammi du cavaddu, e cavaddu non n' avisti!«

Ruhe, also daß sie gar nicht schlafen konnte. Am Morgen ging sie nach Hause, um ihre Blumen zu begießen, da stand der Königssohn am Fenster und rief:

„Tochter, Tochter, von Cirimimminu,
Zähle, wie viel Blätter hat der Jasmin."

„Sohn des König, bei deines Vaters Krone,
Zähle die Sterne am Himmelsdome.
Sohn des Königs und der Königin Sohn,
Zähle, wie viel Federn hat das Huhn."

„Wie schön war jener Kuß, und Fische hast du keine bekommen!"

„Wie schön war jener Kuß auf das Bein des Pferdes, und Pferd hast du keines bekommen!"

„Und wie schön war die ganze Nacht: Ach, Frau Lehrerin, Flöhe und Wanzen sind in eurem Bett!" *)

„Aha," dachte die Schöne, „du hast also unter dem Bette gesteckt? Warte nur, ich will dich schon bezahlen!" Da ließ sie einen Diener des Königs kommen, und sprach zu ihm: „Ich gebe dir, was du willst, wenn du mich heute Nacht in das Zimmer des Königssohnes eindringen lässest." Am Abend aber that sie einen großen schwarzen Mantel um, der ihr auch das Gesicht verhüllte, und als der Königssohn zu Bette lag, kam sie in sein Zimmer, und sprach mit hohler Stimme:

„Es kommt der Tod
Mit Beinen krumm!
Den Königssohn
Er holt ihn schon!" **)

---

*) »E chi fu bedda na nottata: Ai, Signura Maistra, pulici, e cimici c' è ntru vostru lettu!«

**) »Veni la morti
Cu l'anchi storti!
Lu figghiu du rè
Si l' avi a pigghià!«

Der Königssohn aber rief:

„Laß leben mich, Tod, bis der Morgen graut,
Bis ich die Schöne von Cirimimminu geschaut." *)

Der Tod antwortete:

„Wenn bis zum Morgen ich nun noch warte,
Will Haar für Haar ich aus deinem Barte!" **)

Der Königssohn aber hatte einen sehr schönen großen Bart, aus Angst vor dem Tode jedoch ließ er sich die Barthaare einzeln auszupfen. Als nun die Schöne dachte, sie habe ihn genug leiden lassen, ging sie wieder fort. Am andern Morgen begann der Königssohn wieder, sie zu necken, und rief:

„Tochter, Tochter von Cirimimminu,
Zähle, wie viel Blätter hat der Jasmin."

„Sohn des Königs, bei deines Vaters Krone,
Zähle die Sterne am Himmelsdome.
Sohn des Königs und der Königin Sohn,
Zähle, wie viel Federn hat das Huhn."

„Wie schön war jener Kuß, und Fische hast du keine bekommen!"

„Wie schön war jener Kuß auf das Bein des Pferdes, und Pferd hast du keines bekommen!"

„Wie schön war die ganze Nacht: Ach, Frau Lehrerin, Flöhe und Wanzen sind in eurem Bett!"

„Wie schön war der Bart, Haar für Haar ausgezupft!" ***)

Als der Königssohn hörte, daß sie der Tod gewesen war, und ihm seinen schönen Bart ausgerissen hatte, schwur er, sich zu rächen, und um

*) »No, morti, lassami nsinu a matina,
Quantu vidu la bedda di Cirimimminu.«

**) »Si t'hâ a lassari nsinu a matina,
T'hâ a scippari la barba a filu a filu!«

***) »Chi fu bedda la barba scippata a filu a filu!«

sie in seine Gewalt zu bekommen, ging er zum Fürsten Cirimimminu, und sagte ihm, er wolle seine Tochter heirathen. Das war der Fürst wohl zufrieden, und sagte es seiner Tochter. Die antwortete: „Ja, lieber Vater, ihr müßt mir aber eine Puppe machen lassen, aus Zucker und Honig, so groß, wie ich bin, und die mir gleich sieht. Und am Kopf muß sie einen Strick haben, also daß sie mit dem Kopf nicken kann." Das that der Fürst, und die Hochzeit wurde mit großem Glanze gefeiert. Als nun der Königssohn die Schöne von Cirimimminu in das Brautgemach führen wollte, sprach sie: „Laß mich zuerst zu Bette gehen; dann komme du nach." Sie aber legte die Puppe ins Bett und versteckte sich selbst unter dasselbe, und nahm den Strick in die Hand, der an dem Kopf der Puppe befestigt war. Da kam der Königssohn herein, hatte ein blankes Schwert in der Hand, und wollte ihr den Kopf abhauen. „Bist du es gewesen, die mich gezwungen hat, dem Pferde einen Kuß zu geben?" frug er. Da zog sie am Stricke, also daß die Puppe mit dem Kopfe nickte. „Bist du es gewesen, die mir den Bart ausgezupft hat?" Da nickte die Puppe wieder mit dem Kopfe. „Und nach allem diesem hast du die Unverschämtheit, mir nicht einmal ordentlich zu antworten!" schrie er ganz wüthend, stürzte auf das Bette zu und schnitt der Puppe den Kopf ab. Dann zog er das Schwert durch den Mund, um es vom Blute zu säubern, als er aber den süßen Honig schmeckte, reute es ihm, daß er sie umgebracht hatte, und fing an zu weinen und zu jammern: „Ach, hätte ich gewußt, daß du so süß bist, ich hätte dich nicht umgebracht." Da kroch sie vergnügt unter dem Bette hervor, und rief: „Du hast mich gar nicht umgebracht, denn es war nur eine Puppe."

„Und die Puppe aus Zucker und Honig so fein,
Verspeisen wir nun als Gatten zu zwei'n!" *)

Da war der Königssohn hoch erfreut, und sie aßen zusammen die Puppe auf, und lebten glücklich und zufrieden, wir aber sind leer ausgegangen.

---

*) »E la statua di zuccaru e meli,
Ni la manciamu, maritu e mugghieri!«

36. Die Geschichte von Sorfarina.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten einen einzigen Sohn. Damit nun der Knabe Alles das lernen sollte, was zu seinem Stande gehörte, schickten sie ihn zu einem Lehrer in die Schule. In dieselbe Schule gingen auch viele andere Kinder, darunter die Tochter eines Kaufmanns, die war schöner als die Sonne und hieß Sorfarina. Von allen Kindern lernte Sorfarina am besten, viel besser, als der Königssohn, und der Lehrer war stolz auf sie und hatte sie sehr lieb. Nun begab es sich eines Tages, daß der Lehrer eine Reise machen mußte, und gar nicht wußte, wem er während seiner Abwesenheit die Schule überlassen solle. Da er nun so in Gedanken saß, frug ihn Sorfarina: „Herr Lehrer, was habt ihr?" „Ach, Sorfarina, ich bin in großer Verlegenheit; denn ich muß eine Reise machen, und weiß nicht, wem ich die Schule überlassen soll." „Ueberlasset sie doch mir," sagte Sorfarina, „so will ich unterdessen die Schüler lehren." Der Lehrer war es zufrieden und reiste ab, und Sorfarina hielt die Schule. Wie sie aber eines Tages den Königssohn unterrichtete, wollte er nicht aufmerksam sein; da ward sie zornig und gab ihm eine Ohrfeige. Der Königssohn antwortete nichts, aber er behielt diese Beleidigung in seinem Herzen.

Viele Jahre vergingen, der Königssohn ging nicht mehr zur Schule, und Sorfarina war ein wunderschönes Mädchen geworden, so schön, daß er in heftiger Liebe zu ihr entbrannte.

Eines Tages kam er zu seinem Vater, und sprach: „Lieber Vater, ich habe nun eine Braut gefunden, die mir gefällt; meine Gemahlin soll die schöne Sorfarina sein." Der König hätte nun freilich lieber gesehen, daß sein Sohn eine Königstochter geheirathet hätte, weil er ihm aber niemals „nein" sagen konnte, so sprach er: „Nun gut, mein Sohn, wenn du sie willst, so nimm sie." Also wurde eine prächtige Hochzeit gefeiert, mit vielen Festlichkeiten, und der Königssohn heirathete die schöne Sorfarina. Als sie aber in ihre Kammer gegangen waren, um sich schlafen zu legen, sprach er: „Sorfarina, denkst du noch daran, wie du mir

damals eine Ohrfeige gegeben hast? Sage mir doch, bereust du es nicht?" „Nein," antwortete sie,

„Ich habs nicht bereut und bereue es nicht,
Und braucht es noch eine, die zweite du kriegst!" *)

„Was?" rief der Königssohn im höchsten Zorn, „du wagst es, mir so etwas zu sagen? So will ich dich auch nicht in meinem Bette!" Damit stieß er sie zum Bette hinaus, und Sorfarina mußte auf dem Boden schlafen. Weil er sie aber so lieb hatte, that ihm das Herz weh, wenn er sie so auf den kalten Steinen liegen sah, und er sprach zu ihr: „Liebe Sorfarina, sage es mir doch, bereust du es nicht?" „Nein," sprach sie,

„Ich habs nicht bereut und bereue es nicht,
Und braucht es noch eine, die zweite du kriegst!"

Er mochte bitten und ihr zärtlich zureden, so viel er wollte, sie gab ihm keine andere Antwort, so daß er endlich ganz böse wurde und rief: „Nun gut, so bleibe wo du bist!" Am andern Morgen lief er zu seiner Mutter, der Königin, und erzählte ihr Alles, und sagte: „Denkt euch nur, nachdem sie die ganze Nacht auf dem kalten Boden gelegen hat, will sie es doch nicht sagen!" „Aber, mein Sohn," antwortete die Königin, „laß sie doch gehen, das sind ja längstvergangene Dinge." „Nein, Mutter, ich will nun einmal, daß sie es sagen soll. Nun lief er wieder zu Sorfarina: „Sorfarina, sage mir, bereust du es nicht?"

„Ich habs nicht bereut und bereue es nicht,
Und braucht es noch eine, die zweite du kriegst!"

„Ach, Sorfarina," klagte er, „was bist du eigensinnig! Weißt du, daß ich dich in den Brunnen werfen lasse, wenn du es nicht sagst?" „So laß mich in den Brunnen werfen!" Kurz, obgleich er mehrmals am Tage zu ihr hinlief, und es bald auf die eine Weise versuchte, bald auf die andere, es war nicht möglich, von ihr eine andere Antwort zu bekommen. Endlich wurde er böse, und ließ sie in einen leeren Brunnen

---

*) «Nun m'aju pentuto, e nun mi pentirò,
Se n'autra ci ui voli, ti la darò.«

werfen, der im Hof war. Alle Augenblicke aber lief er zu dem Brunnen: „Sorfarina, ich bitte dich, sage mir doch, bereust du?" „Nein," sagte sie,

„Ich habs nicht bereut und bereue es nicht,
Und braucht es noch eine, die zweite du kriegst!"

„Weißt du aber auch, daß ich weit weg reise, und dich hier im Brunnen lasse?" „Reise so viel du willst," antwortete sie, „erweise mir nur vorher die Gnade, mir zu sagen, ob du zu Land oder zu Wasser reisest." So vergingen noch mehre Tage, und Sorfarina wollte sich weder durch Bitten noch durch Drohungen bewegen lassen, zu sagen, daß sie bereue. Als der Königssohn sie so eigensinnig sah, rief er ihr endlich zu: „Lebe wohl! ich reise nach Rom." „Glückliche Reise! gehst du zu Land oder zu Wasser?" „Zu Wasser." „Gut," dachte Sorfarina bei sich, so werde ich zu Land gehen." Der Königssohn verreiste, und alsobald stieg Sorfarina aus dem Brunnen und reiste zu Land nach Rom. Dort nahm sie ein hübsches Haus, dem Wirthshaus gerade gegenüber, in welchem der Königssohn abgestiegen war.

Als er nun eines Morgens zum Fenster herausschaute, sah er sie gegenüber im Balkon stehen, und schaute sie ganz verwundert an, und dachte: „Ei, wie ist jene Frau so wunderschön! Wenn ich nicht meine Frau Sorfarina im Brunnen gelassen hätte, so würde ich sagen, sie sei es." Da grüßte er sie, und redete sie an, und sie antwortete ihm freundlich. Nach einigen Tagen kam er zu ihr ins Haus, und kurz, sie schlossen eine so innige Freundschaft, daß nach einem Jahr ein schönes Knäblein zur Welt kam, das nannten sie Romano. Er hatte ihr aber erzählt, wie er zu Hause eine wunderschöne aber eigensinnige Frau habe, die sich nicht dazu bequemen wolle, ihm zu sagen, daß sie die Ohrfeige bereue. „Ach," hatte Sorfarina gesagt, „verzeihet doch der armen Frau, und nehmet sie aus dem Brunnen heraus." „Nein, ich will nun einmal, daß sie thue, was ich von ihr verlange."

Als nun das Knäblein einige Monate alt war, sagte eines Tages Sorfarina zum Königssohne: „Geht doch einmal nach Haus, und seht nach, ob eure arme Frau noch im Brunnen sitzt, sie hat sich jetzt vielleicht

eines Besseren besonnen. Da reiste der Königssohn zu Wasser nach Haus, Sorfarina aber ließ ihr Kind bei den Feen, die ihr unterthan waren, denn sie konnte zaubern, und reiste auch nach Hause, und als der Königssohn ankam, saß sie schon im Brunnen. „Nun, Sorfarina,“ sprach er, „willst du noch immer eigensinnig sein? Ich bitte dich darum, sage mir doch, daß du es bereuest.“ „Nein,“ sprach sie,

„Ich habs nicht bereut und bereue es nicht,
Und braucht es noch eine, die zweite du kriegst.“

Der Königssohn war ganz verzweifelt, denn er liebte seine Sorfarina doch so sehr, und nun wollte sie ihm nicht den Willen thun. Da sprach er eines Tages zu ihr: „Sorfarina, wenn du es nicht bereuen willst, so reise ich heute noch nach Neapel ab.“ „Glückliche Reise! Gehst du zu Land oder zu Wasser?“ „Zu Wasser.“ „So werde ich zu Lande gehen,“ dachte sie, und kaum war der Königssohn verreist, so stieg sie aus dem Brunnen, und reiste auch nach Neapel. Dort nahm sie ein Haus, dem Wirthshaus gegenüber, in dem er wohnte, und als er zum Fenster heraussah, stand auch sie im Balkon, daß er sie verwundert anschaute. „Was ist denn das nur? Wenn ich nicht meine Frau im Brunnen verlassen hätte, und die Römerin in Rom, so müßte ich denken, diese schöne Frau sei eine von ihnen.“ Er grüßte sie und redete sie an, sie antwortete freundlich, und um es kurz zu sagen, nach einem Jahr hatte der Königssohn wieder ein Knäblein, das nannten sie Napolitano.

Als das Kind einige Monate alt war, sprach Sorfarina zu ihm: „Wollt ihr nicht einmal nach Hause gehen, und sehen, ob eure Frau sich besonnen hat?“ Also reiste der Königssohn nach Haus, aber Sorfarina war schneller als er, und als er an den Brunnen lief, stand seine Frau auch schon darinnen und frug: „Nun, hast du viel Vergnügen genossen?“ „Ach, Sorfarina, wenn du mir doch den Willen thun wolltest, wie gerne wollte ich bei dir bleiben! Bitte, liebe Sorfarina, sage mir doch, daß du es bereuest!“ Sorfarina aber gab immer dieselbe Antwort, er mochte bitten oder drohen, so viel er wollte, so daß er eines Tages zornig wurde und sagte: „Sorfarina, sage es! sonst reise ich heute noch nach Genua

ab!" „Glückliche Reise!" rief sie spottend, und sobald er verreist war, stieg sie aus dem Brunnen, und war zu gleicher Zeit mit ihm in Genua. Dort nahm sie wieder ein Haus dem Wirthshaus gegenüber, in dem ihr Mann wohnte, und das erste, was er sah, als er zum Fenster hinausblickte, war wieder die schöne Frau, die gegenüber im Balkon stand. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu!" rief er. „Da ist wieder eine schöne Frau, die meiner lieben Sorfarina gleicht. Wenn ich nicht meine Frau im Brunnen gelassen hätte, und die Römerin in Rom, und die Neapolitanerin in Neapel, müßte ich denken, es sei eine von ihnen." Nun grüßte er sie, sie dankte; bald schlossen sie Freundschaft, und ehe ein Jahr herum war, kam ein Töchterlein zur Welt, das nannten sie Genova.

Als das Mädchen einige Monat alt war, sprach Sorfarina eines Tages zu ihm: „Wollt ihr nicht einmal nach Hause reisen, und nach eurer armen Frau sehen? Wer weiß, sie hat sich vielleicht besonnen!" Da reiste der Königssohn nach Hause, aber auch Sorfarina war nicht faul, und als er an den Brunnen kam, stand sie schon darinnen. „Liebe Sorfarina," bat er, „nun wirst du gewiß nicht mehr eigensinnig sein; ich bitte dich, sage mir doch, daß du es bereuest."

„Ich habs nicht bereut und bereue es nicht,
Und braucht es noch eine, die zweite du kriegst."

Der Königssohn mochte zum Brunnen laufen, so oft er wollte. Sorfarina gab immer dieselbe Antwort. „Sorfarina!" sagte er endlich, „wenn du mir jetzt nicht den Willen thust, so werde ich eine andere Frau nehmen!" „Nimm sie dir!" antwortete sie. Da ließ er eine schöne Königstochter kommen, und es sollte eine prächtige Hochzeit gefeiert werden. Der Königssohn konnte aber doch seine geliebte Sorfarina nicht vergessen, lief wieder zu ihr, und bat sie: „Sorfarina, thue es doch mir zu Liebe; denn sieh, es ist mein Ernst, daß ich eine andre Frau nehmen will, und heute Abend ist großer Ball im königlichen Schloß." „Ich wünsche dir viel Vergnüngen," antwortete sie, „thu was du willst." Am Abend aber wünschte sie sich ihre drei Kinder herbei, und alsbald standen

sie vor ihr, und waren so fein und schön, daß man keine schöneren Kinder sehen konnte, und trugen prächtige königliche Kleider. Da wünschte sie sich auch die herrlichsten Gewänder, und den reichsten Schmuck, und viele Dienerinnen, die mußten sie mit wohlriechendem Wasser waschen, und sie fein schmücken, und endlich wünschte sie sich auch noch einen goldnen Wagen, mit vier Pferden bespannt, und mit Allem, was dazu gehört. Da stieg sie in den Wagen, und ihre drei Kinder mit ihr, und fuhr aufs Schloß.

Als sie ankam, und mit ihren drei Kindern in den Saal trat, schauten alle Leute sie voll Bewunderung an, denn sie war die schönste von Allen, und es hatte sonst keine so herrliche Gewänder. Der Königssohn aber eilte auf sie zu, und wollte mit ihr tanzen. Da rief sie mit heller Stimme: „Romano und Neapolitano, nehmt eure Schwester Genova an die Hand, und tanzt mit ihr." Als nun der Königssohn diese Namen hörte, blieb er wie erstarrt stehen, und da er sie genauer ansah, erkannte er sie auf einmal, und rief: „Ach! Sorfarina! Du bist es? Und du warst auch die Römerin, die Neapolitanerin und die Genueserin?" „Ja wohl, ich war es," antwortete sie, „so vertriebst du dir also die Zeit, während du deine Frau im Brunnen ließest?" und gab ihm vor der ganzen Gesellschaft eine Ohrfeige.

Nun denkt euch, wie gekränkt der Königssohn war, als sie ihn vor der ganzen Gesellschaft so behandelte, doch konnte er nicht anders, als sie um Verzeihung bitten, und als er gar seine Kinder sah, umarmte er sie voll Freude, und sprach zu Sorfarina: „Nun sollst du auch meine liebe Gemahlin bleiben." Also mußte die fremde Königstochter nach Hause zurückkehren, und der Königssohn nahm Sorforina als seine Gemahlin wieder zu Ehren an. Sie war aber klug, und dachte immer: „Wer weiß, ob er mir wirklich verziehen hat."

Als sie nun zuerst in ihre Kammer gegangen war, machte sie sich eine schöne Puppe aus Zucker und Honig, ganz in ihrer Größe, die hatte am Halse ein Strickchen, und wenn sie daran zog, nickte sie mit dem Kopf. Diese Puppe legte sie in ihr Bett, sie selbst aber legte sich unter

das Bett, und nahm das Stricklchen in die Hand. Es dauerte nicht lange, so kam der Königssohn auch in die Kammer, und trat an's Bett, und frug sie: „Nun, Sorfarina, bereust du noch immer nicht?“ Da zog Sorfarina an dem Stricklchen, daß die Puppe den Kopf schüttelte, als ob sie „nein“ gesagt hätte. „Was?“ rief er, „auch jetzt bist du noch so eigensinnig?“ und ward so zornig, daß er sein Schwert zog und der Puppe den Kopf abschnitt. Als er aber das Schwert durch den Mund zog, um es abzuwischen, schmeckte das Blut so süß, daß er ganz traurig wurde, und rief: „Ach! so süß war dein Blut, herzliebste Sorfarina, und ich habe dich umgebracht! So will ich auch nicht länger leben!“ und wollte sich das Schwert in die Brust stoßen. Da sprang aber Sorfarina hinter dem Bett hervor, fiel ihm in die Arme, und rief: „Halt ein! Ich bin ja noch am Leben, und die Taube von Honig und Zucker wollen wir als Mann und Frau verzehren.“ *) Da umarmte er seine liebe Frau voll Freude, und sprach: „So hast du mich bis hierher angeführt; nun, ich verzeihe dir Alles.“ „Und ich will dir auch sagen, daß ich es bereue, dir die Ohrfeige gegeben zu haben,“ rief sie. Da ward die Freude erst recht groß, und sie blieben glücklich und zufrieden mit ihren Kindern; wir aber sind hier sitzen geblieben.

---

37. Giufà.

Wollt ihr die Geschichten von Giufà hören? Der machte viele dumme Streiche, und brachte seine Mutter oft in Verlegenheit. Im Grunde aber war er recht klug, und seine Mutter war noch viel klüger als er. — Eines Tages rief sie ihn, und gab ihm ein Stück Leinwand, das sie selbst gewoben hatte. „Bringe die Leinwand zum Färber, Giufà, und sage ihm, er solle sie schön grün färben.“ **) Giufà nahm die Rolle

*) E la palumma di zuccaru e meli, ui la manciamu maritu e mugghieri.
**) Die Bäuerinnen um Messina tragen grüne und blaue Röcke aus grobem selbstgefertigtem Zeuge.

Zeug und zog damit über Land. Da er nun müde war, setzte er sich auf einen Steinhaufen, um auszuruhen. Da kam eine kleine Eidechse, und spielte zwischen den Steinen. „Ei," dachte Giufà, „was du für ein hübsches grünes Röckchen anhast, du bist gewiß der Färber. Höre einmal, meine Mutter läßt dir sagen, du solltest ihr dieses Zeug schön grün färben, so wie dein Röckchen. In einigen Tagen komme ich wieder, um es abzuholen." Damit warf er das Zeug auf den Steinhaufen, und ging davon.

Als er nun nach Hause kam, frug ihn seine Mutter: „Wo hast du die Leinwand hingebracht?" „Mutter, mitten auf dem Felde stand ein großer Steinhaufen, dort saß einer, der hatte ein so schönes grünes Röckchen an, da dachte ich, es müsse wohl der Färber sein, und habe ihm die Leinwand hingelegt." „Nein, seht doch diese Dummheit," rief die Mutter, „wer heißt dich, das Zeug auf dem Felde liegen lassen? Gleich gehst du hin und kommst ohne Leinwand nicht wieder nach Haus." Da ging Giufà wieder zum Steinhaufen, aber das Zeug war verschwunden. „Höre Färber, gib mir mein Zeug wieder, sonst zerstöre ich dein Haus," rief Giufa. Die Eidechse aber hatte sich verkrochen, und kam nicht wieder zum Vorschein. Da fing er an, den Steinhaufen zu zerstören, und rief immer: „Dir habe ich das Zeug anvertraut, nun mußt du es mir auch wiedergeben, sonst zerstöre ich dein Haus." Auf einmal sah er einen großen Topf mit goldnen Münzen, der unter dem Steinhaufen verborgen war. „So," sagte er, „du hast gewiß die Leinwand verkauft, so nehme ich dir eben dein Geld weg." Da nahm Giufà den Topf mit dem Geld und steckte ihn in seinen Quersack. Darüber aber legte er einen großen Haufen Dornen, und wanderte nun nach Haus. Unterwegs neckten ihn die Leute: „Giufà, was bringst du?" „Wehe" *) sagte Giufà. „Was sind das „„Wehe""?" frugen sie. Da antwortete Giufà: „Seht selber zu." **) Da stachen sich die Leute an den Dornen, und riefen: „Ein schönes

*) Guai, Schmerzen.
**) Tona e vidirai.

Geschenk bringt der Giufà seiner Mutter! Die wird sich über die Dornen freuen!" Als aber Giufà nach Hause kam, rief er seine Mutter, und sprach ganz heimlich zu ihr: „Seht einmal, was ich euch bringe, Mutter!" und packte den Topf mit Geld aus. Die Mutter war aber eine sehr kluge Frau, und dachte: Gewiß wird nun Giufà es allen Leuten erzählen, daß er mir das Geld gebracht hat." Da sprach sie zu ihm: „Du hast wohlgethan, mein Sohn, iß nun dein Abendbrod und lege dich dann schlafen."

Als nun Giufà auf seinem Bette lag, nahm die Mutter den Topf und vergrub ihn unter die Treppe. Dann nahm sie ihre Schürze voll Feigen und Rosinen, stieg auf das Dach, und warf durch den Schornstein dem Giufà Feigen und Rosinen in den Mund. Das ließ sich Giufà wohl gefallen, und aß, was er essen konnte. Am andern Morgen aber erzählte er seiner Mutter: „Denkt euch nur, Mutter, gestern Abend hat mir das Christkind Feigen und Rosinen vom Himmel herab geworfen." Giufà erzählte nun allen Leuten: „Ich habe meiner Mutter einen großen Topf mit Geld gebracht, den ich im Steinhaufen gefunden habe." Die Leute gingen hin, und verklagten ihn beim Gericht. Da kamen die Leute vom Gericht zur Mutter des Giufà und sprachen: „Euer Sohn hat überall erzählt, ihr hättet einen Topf mit Geld behalten, den er gefunden hat. Wißt ihr denn nicht, daß man gefundenes Geld beim Gericht ausliefern muß?" „Ach, ihr Herren," jammerte die Frau, „ihr wollt doch nicht Alles glauben, was dieser dumme Giufà in den Tag hineinredet? Ich geschlagene Frau! Dieser Sohn wird mich noch ins Unglück bringen. Ich weiß nichts von einem Topf mit Geld." „Aber, Muttter," rief Giufà, „wißt ihr nicht mehr, als ich euch den Topf brachte, und mir am Abend das Christkind die Feigen und Rosinen vom Himmel herunter in den Mund warf?" „Seht ihr wohl, daß er dumm ist, und nicht weiß, was er sagt," sprach die Mutter. Da gingen die Leute vom Gericht wieder weg, und dachten: „Der Giufà ist auch gar zu dumm!"

Ein andermal wollte die Mutter in die Messe gehen, und sprach zum Giufà: „Zieh die Thür hinter dir zu, Giufà, wenn du weggehst."

Als nun die Mutter in der Messe war, hob Giufà die Thür aus den Angeln und brachte sie auf seinen Schultern zu seiner Mutter in die Kirche. „Hier habt ihr die Thür, Mutter," sprach er.

Ein andermal wollte die Mutter wieder in die Messe gehen. „Giufà," sprach sie, „gib mal Acht auf die Gluckhenne, daß sie die Eier nicht verläßt und gib ihr auch zu fressen." Als die Mutter fort war, gab Giufà der Henne die Kleie und dabei wurde er selbst hungrig. Da er nun nichts im Hause fand, so nahm er die Henne, schlachtete sie und kochte sie, und aß sie ganz auf. Damit aber die Eier nicht kalt würden, setzte er sich selbst darauf. Als nun die Mutter nach Hause kam, sah sie ihn nirgends und rief: „Giufà, wo bist du?" „Gluck, gluck," antwortete Giufà. „Hast du der Henne auch zu fressen gegeben, Giufà!" „Gluck, gluck," lautete. „Giufà, wo bist du denn?" „Gluck, gluck." Die Mutter fand ihn endlich, wie er auf dem Nest mit den Eiern saß. „Giufà, was machst du da?" „Gluck, gluck." „Wo ist denn die Henne?" „Die Henne habe ich gegessen, gluck, gluck." „Aber die Eier gehen ja zu Grunde, du Unglückskind!" „Darum sitze ich ja darauf, um sie auszubrüten," antwortete Giufà.

Eines Abends sprach die Mutter zu Giufà: „Ziehe aus, Giufà, und sieh, ob du eins von den Thieren findest, die des Nachts singen." Sie meinte aber einen Hahn. Da zog Giufà aus und begegnete einem Schäfer, der sang lustig in den Abend hinein. „Halt," dachte Giufà, „meine Mutter will ein Thier, das des Nachts singt; sie meint gewiß dieses." Da ermordete er den Schäfer, lud ihn auf seine Schultern und brachte ihn seiner Mutter. „Ach, Giufà, was hast du gethan?" rief die Mutter, „wenn das Gericht ihn findet, so wirst du gehängt. Komm schnell, wir wollen ihn in die Cisterne werfen." Da warfen sie den todten Schäfer in die Cisterne. Als aber Giufà schlief, holte die Mutter den Todten wieder heraus, und warf statt dessen einen todten Ziegenbock hinein. Am nächsten Morgen begegnete Giufà der Tochter des Schäfers, die jammerte: „Man hat meinen Vater umgebracht, man hat meinen Vater umgebracht." „Hat dein Vater am Abend gesungen?" frug Giufà.

„Ja, zuweilen," antwortete das Mädchen. „Nun, so habe ich ihn umgebracht und meine Mutter und ich, wir haben ihn in die Cisterne geworfen." Da ging das Mädchen hin, und verklagte Giufà bei Gericht. Die Leute vom Gericht kamen und sagten zur Mutter vom Giufà: „Euer Sohn hat den Schäfer umgebracht, und ihr habt ihn in die Cisterne geworfen." „Ach, was sagt ihr," rief die Frau, „mein Sohn ist so dumm, der weiß gar nicht, was er sagt." „Doch, Mutter," rief Giufà, „erinnert ihr euch nicht, wir haben ihn ja in die Cisterne geworfen." Da ließ das Gericht den Giufà in die Cisterne hinuntersteigen, damit er den todten Schäfer heraufbringen sollte. Als nun Giufà den todten Ziegenbock sah, rief er dem Mädchen zu: „Hat dein Vater Hörner gehabt?" „Ach nein," antwortete das Mädchen. „Hat er vier Beine gehabt?" „Ach nein." „Hat er Wolle gehabt?" „Ach nein, das ist mein Vater nicht." Da sprach die Mutter: „Seht, meine Herren, gestern Abend brachte mein Sohn einen todten Ziegebock nach Haus, den er auf dem Felde gefunden hatte. Ich fürchtete aber, man möchte glauben, ich hätte ihn gestohlen und warf ihn in die Cisterne." Da gingen die Leute vom Gericht nach Hause und sprachen: „Dieser Giufà ist auch gar zu dumm."

Giufà's Mutter hatte noch ein kleines Töchterchen. Als sie nun wieder einmal in die Messe gehen wollte, sprach sie zu ihrem Sohn: „Gib ja recht Acht auf dein Schwesterchen und wenn es aufwacht, so gib ihm den Brei *), aber nicht zu heiß, und wenn es einschläft, so lege es in die Wiege." Als das Schwesterchen aufwachte, da kochte ihm Giufà den Brei und fütterte es. Er gab ihm aber den Brei so heiß, daß das Kind sich verbrannte und starb.

Weil es nun stille geworden war, so sprach Giufà: „Das Schwesterchen schläft," und legte es in die Wiege. Die Mutter kam nach Haus und frug gleich: „Was macht das Schwesterchen?" „Es schläft schon lange in der Wiege," antwortete Giufà. Da ging die Mutter an die Wiege und fand das todte Kindchen. „Ach Giufà, was hast du gethan?"

*) Pane cotto.

jammerte die Mutter, „o, du böser Mensch, ich will dich nun nicht länger sehen."

Die Mutter wollte ihn also nicht mehr im Hause haben und that ihn zu einem Geistlichen als Bedienten. „Wie viel Lohn willst du denn?" frug der Geistliche. „Ich will jeden Tag nur ein Ei, und so viel Brod, als ich dazu essen kann. Ihr dürft mich aber nicht eher wegschicken, als bis das Käuzchen im Ephen schreit." Der Geistliche war es zufrieden und dachte: „Einen so wohlfeilen Bedienten bekomme ich nicht wieder." Am ersten Morgen bekam Giufà ein Ei und ein Brod dazu. Er pickte das Ei auf, und aß es aber mit einer Stecknadel und so oft er die Stecknadel ableckte, verzehrte er ein großes Stück Brod dazu. „Bringt mir doch noch ein wenig Brod her, das langt noch nicht," rief er, und der Geistliche mußte ihm einen großen Korb voll Brod schaffen.

So ging es jeden Morgen. „Ich armer Mann," rief der Geistliche, „in einigen Wochen bringt mich der ja an den Bettelstab." Es war aber Winter, und bis das Käuzchen schreien konnte, mußten noch mehrere Monate vergehen. In seiner Verzweiflung sprach nun der Geistliche zu seiner Mutter: „Mutter, heute Abend müßt ihr euch in dem Ephen verstecken, und wie das Käuzchen schreien." Die alte Frau versteckte sich am Abend im Ephen und fing an zu rufen: „Miu, miu." „Hörst du, Giufà, das Käuzchen schreit im Ephen, nun sind wir geschiedene Leute," sprach der Geistliche. Da nahm Giufà sein Bündelchen und wollte zu seiner Mutter zurückkehren.

Als er an dem Ephen vorbeikam, wo die Mutter des Geistlichen noch immer ihr „Miu, miu" rief, nahm er in seinem Zorn einige große Steine und schrie:

„O du verwünschtes Käuzelein,
Leide nun Strafe und schwere Pein!" *)

Damit warf er mit den Steinen ins Gebüsch und tödtete die alte

---

*) »Chiuzza di mala stasciuni,
Soffri pene duluri!«

Frau. Als er zu seiner Mutter kam, rief sie: „Giufà, wo kommst du her? Ich will dich gar nicht hier haben, und werde dir morgen einen neuen Dienst suchen." Da ging sie hin und that ihn zu einem Gutsbesitzer als Schweinehirten. Der Gutsbesitzer schickte ihn in einen Wald, der war weit, weit weg, und befahl ihm, die Schweine zu hüten und wenn sie fett wären, dann sollte er sie wiederbringen. Da lebte Giufà viele Monate im Walde, bis die Schweine ganz fett waren. Als er sie nun nach Hause trieb, begegnete er einem Metzger und sprach zu ihm: „Wollt ihr diese schönen Schweine kaufen? Ich gebe sie euch um den halben Preis, wenn ihr mir die Ohren und die Schwänze geben wollt." Da kaufte der Metzger die ganze Heerde, gab Giufa viel Geld dafür und die Ohren und die Schwänze. Da ging Giufà an einen Morast und pflanzte zwei Ohren neben einander und drei Palm *) weiter einen Schwanz; so trieb er es mit allen. Dann lief er ganz verstört zum Gutsbesitzer und schrie: „Ach, Herr, denkt euch nur, welch schweres Unglück mir begegnet ist. Ich hatte die Schweine so schön gemästet und da ich sie hertrieb, geriethen sie in einen Morast und sie sind alle darin versunken. Nur die Ohren und die Schwänze gucken noch heraus. Der Gutsbesitzer eilte sogleich mit seinen Leuten an den Morast, wo noch die Ohren und die Schwänze herausguckten. Sie versuchten, die Schweine wieder herauszuziehen. So oft sie aber ein Ohr oder einen Schwanz packten, fuhr er sogleich heraus. „Seht ihr wohl, wie fett die Schweine waren," rief Giufa, „vor lauter Fett sind sie in dem Morast ganz vergangen." **) Da mußte der Gutsbesitzer ohne Schweine abziehen, Giufà aber brachte das Geld seiner Mutter und blieb wieder eine Zeitlang bei ihr.

Eines Tages sprach diese zu ihm: „Giufà, wir haben heute nichts zu essen, was fangen wir an?" „Laßt mich nur machen," und ging zu einem Metzger: „Gevatter, gebt mir doch ein halb Rottolo Fleisch, morgen

*) Spanne.
**) Si sficiru.

bringe ich euch das Geld." Da gab ihm der Metzger das Fleisch. Dann ging er zum Bäcker: „Gevatter, gebt mir ein halb Rottolo Maccaroni und ein Laib Brod, morgen bringe ich euch das Geld." Da gab ihm der Bäcker die Maccaroni und das Brod, und Giufà ging zum Oelhändler: „Gevatter, gebt mir ein Mäßchen Oel, morgen bringe ich euch das Geld." Der Oelhändler gab ihm das Oel, und Giufà ging zum Weinhändler: „Gevatter, gebt mir ein Quartuccio Wein, morgen bringe ich euch das Geld." Da gab ihm der Weinhändler den Wein, und Giufà ging zum Käsehändler: „Gevatter, gebt mir für vier Grani Käse, morgen bringe ich euch das Geld." Da gab ihm der Käsehändler den Käse, und Giufà kam zu seiner Mutter, und brachte ihr Fleisch, Maccaroni, Brod, Oel, Wein und Käse, und sie aßen vergnügt zusammen.

Am andern Morgen aber stellte sich Giufà todt, und seine Mutter weinte und jammerte: „Mein Sohn ist gestorben, mein Sohn ist gestorben." Er wurde in einen offenen Sarg gelegt und in die Kirche gebracht, und die Geistlichen sangen ihm die Todtenmesse. Als man aber in der ganzen Stadt hörte, Giufà ist gestorben, da sagten der Metzger, Bäcker, Oelhändler und Weinhändler: „Was wir ihm gestern gegeben haben, ist so gut wie verloren. Wer soll es uns nun bezahlen?" Der Käsehändler aber dachte: „Giufà ist mir zwar nur vier Grani schuldig, aber die will ich ihm nicht schenken. Ich will hingehen und ihm seine Mütze wegnehmen." Er schlich sich in die Kirche, aber es war noch ein Geistlicher da, der betete am Sarge Giufà's. „So lange der geistliche Herr da ist, schickt es sich nicht, daß ich ihm die Mütze nehme," dachte der Käsehändler, und versteckte sich hinter dem Altar. Als es aber Nacht wurde, ging auch der letzte Geistliche fort und der Käsehändler wollte eben aus seinem Versteck hervorkommen, als eine Schaar Diebe in die Kirche drang Die Diebe hatten einen großen Sack mit Goldmünzen gestohlen, und wollten ihn nun in der dunkeln Kirche vertheilen. Dabei geriethen sie in Streit, und fingen an zu lärmen und zu schreien. Da richtete sich Giufà im Sarge auf und rief: „Heraus mit euch!" Die Diebe erschraken sehr, als der Todte sich aufrichtete, sie glaubten auch,

er riefe die anderen Todten, und liefen im hellen Schrecken davon, ohne den Sack mitzunehmen. Als Giufà den Geldsack aufnehmen wollte, sprang auch der Käsehändler aus seinem Versteck hervor und wollte auch seinen Theil davon haben. Giufà aber rief immerfort: „Vier Grani kommen euch zu.“ *) Da meinten die Diebe draußen, er vertheile das Geld unter die Todten und sie sprachen untereinander: „Wie viele muß er gerufen haben, wenn auf jeden nur vier Grani kommen.“ Und rannten, was sie rennen konnten, davon. Das Geld nahm Giufà mit, nachdem er dem Käsehändler ein wenig gegeben hatte, damit er nichts sagen sollte, und brachte es seiner Mutter.

Einmal kaufte seine Mutter einen großen Vorrath Flachs und sprach zu ihm: „Giufà, du könntest wohl ein wenig spinnen, um doch irgend etwas zu thun.“ Giufà nahm von Zeit zu Zeit einen Strang und anstatt ihn zu spinnen, steckte er ihn in das Feuer und verbrannte ihn. Da wurde seine Mutter zornig und schlug ihn. Was that nun Giufà? Er nahm ein Bündel Reiser und umwickelte es mit Flachs, wie einen Rocken **), dann nahm er einen Besen als Spindel, setzte sich aufs Dach und fing an zu spinnen. Wie er so da saß, kamen drei Feen vorbei, die sprachen: „Nein, seht doch nur, wie nett Giufà da sitzt und spinnt. Wollen wir ihm nicht etwas schenken?“ Da sprach die erste Fee: „Ich schenke ihm, daß er in einer Nacht so viel Flachs spinnen kann, als er berührt.“ Da sprach die Zweite: „Ich schenke ihm, daß er in einer Nacht so viel Garn zu Leinwand weben kann, als er gesponnen hat.“ Da sprach die dritte Fee: „Und ich schenke ihm, daß er in einer Nacht alle Leinwand bleichen kann.“ Das hörte Giufà. Am Abend, als seine Mutter zu Bette gegangen war, machte er sich hinter ihren Vorrath von Flachs und siehe da, so oft er einen Strang berührte, war er sogleich gesponnen. Als kein Flachs mehr da war, fing er an zu weben, und so wie er den Webstuhl nur berührte, rollte sich auch schon die gewobene

*) Quàttru grani vi toccano.
**) Cunocchia.

Leinwand auf. Endlich breitete er alle Leinwand aus, und kaum benetzte er sie ein wenig, so war sie schon gebleicht. Am nächsten Morgen zeigte er seiner Mutter die schönen Stücke Leinwand, und seine Mutter verkaufte sie und verdiente schönes Geld damit. So trieb es Giufà einige Nächte hindurch, endlich aber wurde er es müde, und wollte wieder einen Dienst annehmen.

Da vermiethete er sich bei einem Schmied, dem sollte er den Blasbalg treten. Er trat aber den Blasbalg so stark, daß er das Feuer ganz auslöschte. Da sagte der Schmied: „Laß das Treten sein und schmiede das Eisen auf dem Ambos.“ Giufà aber schlug mit solcher Gewalt auf den Ambos, daß das Eisen in tausend Stücke zersprang. Da wurde der Schmied zornig, und er konnte ihn doch nicht fortjagen, denn Giufà hatte die Bedingung gestellt der Schmied müsse ihn ein ganzes Jahr lang behalten. Da ging der Schmied zu einem armen Manne und sprach zu ihm: „Ich will euch ein schönes Geschenk machen, wenn ihr dem Giufà sagt, ihr wäret der Tod und ihr wäret gekommen, um ihn abzuholen.“ Als nun der arme Mann dem Giufà eines Tages begegnete, sagte er ihm, was der Schmied ihm geheißen hatte. Giufà aber war nicht faul. „So, bist du der Tod?“ rief er, packte den armen Mann, steckte ihn in seinen Sack und trug ihn in die Schmiede. Dort legte er ihn auf den Ambos und fing an, auf ihn loszuhämmern. „Wie viele Jahre soll ich noch leben?“ frug er dabei. „Zwanzig Jahr,“ schrie der Mann im Sack. „Das ist mir noch lange nicht genug.“ „Dreißig Jahr, vierzig Jahr, so viel du willst,“ schrie der Mann. Giufà aber hämmerte immer zu, bis der arme Mann todt war.

Nun hatte Giufà das Schmiedehandwerk satt, verließ seinen Meister, und wanderte fort. Da kam er an einem Hause vorbei, darin wohnten Verwandte von ihm, die feierten gerade eine Hochzeit. Er trat hinein, aber Keiner sagte zu ihm: „Guten Tag, Giufà, setze dich zu uns.“ Keiner grüßte, Keiner beachtete ihn. Da ging Giufà zu einem Bekannten, und ließ sich einen wunderschönen, goldgestickten Anzug leihen, den legte er an, und ging wieder zu seinen Verwandten. Kaum erblickten

sie ihn, so standen sie gleich alle auf, und begrüßten ihn: „O, Giufà, wie schön, daß du auch gekommen bist; komm, setze dich zu uns und iß." Da setzte sich Giufà zu ihnen, und sie setzten ihm einen schönen Teller Maccaroni vor. Er aber nahm den ganzen Teller und schüttete ihn über seine Kleider aus. Dann schenkten sie ihm Wein ein, er aber schüttete das Glas über seine Kleider aus, und so that er mit Allem, was sie ihm vorsetzten. „Giufà, warum issest du denn nicht," frugen ihn endlich seine Verwandten. „Ich gebe meinen Kleidern zu essen," antwortete Giufà, „ihr habt ja meine Kleider eingeladen, um mit euch zu essen. Denn als ich vorhin da war, hat mich Keiner begrüßt, Keiner hat mich eingeladen, dazubleiben." Als nun Giufà nach dem Schmaus seinen Bekannten den schönen Anzug wieder brachte, riefen die im hellen Schrecken aus: „Aber Giufà, was hast du mit den Kleidern gemacht?" „Wollt ihr mich verantwortlich machen dafür?" sprach Giufà, „haltet euch an meine Verwandten, die haben eure Kleider zu Tische geladen."

Einmal ließ der Bischof im ganzen Ort verkündigen, ein jeder Goldschmied solle ihm ein Crucifix machen, und für das schönste wolle er vierhundert Unzen bezahlen. Wer aber ein Crucifix bringe, das ihm nicht gefalle, der müsse den Kopf verlieren. Da kam ein Goldschmied, und brachte ihm ein schönes Crucifix, aber der Bischof sagte, es gefalle ihm nicht, ließ dem armen Mann den Kopf abschneiden und behielt das Crucifix. Am andern Tag kam ein zweiter Goldschmied, der brachte ein noch schöneres Crucifix, es ging ihm aber nicht besser, als dem ersten. So trieb er es eine Zeitlang, und mancher arme Mann mußte den Kopf dabei verlieren. Als nun Giufà davon hörte, ging er zu einem Goldschmied, und sprach: „Meister, ihr müßt mir ein Crucifix machen mit einem furchtbar dicken Bauch, sonst aber so schön, als ihr es nur liefern könnt." Als nun das Crucifix fertig war, nahm Giufà es auf den Arm und trug es zum Bischof. Kaum hatte der es erblickt, so schrie er: „Was fällt dir ein, mir ein solches Ungethüm zu bringen? Warte, du sollst mir dafür büßen!" „Ach, ehrwürdiger Herr," sprach Giufà, „hört mich doch nur an, und vernehmt, wie es mir ergangen ist. Dieses

Crucifix war ein Muster von Schönheit, als ich es herbringen wollte; auf dem Wege aber fing es an vor Zorn den Bauch zu schwellen*), und je näher ich zu eurem Hause kam, desto ärger schwoll es an, am schlimmsten aber, als ich eure Treppe hinaufstieg. Ihr sollt sehen, der Herr zürnt euch ob all dem unschuldigen Blute, das ihr vergossen habt, und wenn ihr mir nicht sogleich die viehundert Unzen gebt, und jeder von den Wittwen der Goldschmiede eine Leibrente aussetzt, so werdet ihr eben so anschwellen, und Gottes Zorn wird über euch kommen." Da erschrak der Bischof, und gab ihm die vierhundert Unzen, und bat ihn, die Wittwen alle zu ihm zu schicken, damit er jeder einen jährlichen Lebensunterhalt aussetzen könne. Giufà nahm das Geld, und ging zu jeder Wittwe einzeln, und sprach: „Was gebt ihr mir, wenn ich euch vom Bischof eine Leibrente verschaffe?" Da schenkte ihm jede eine hübsche Summe, und Giufà brachte seiner Mutter einen großen Haufen Geldes.

Eines Tages schickte die Mutter den Giufà in ein anderes Dorf, wo eben Jahrmarkt gehalten wurde. Unterwegs begegneten ihm einige Kinder, die frugen: „Wohin gehst du, Giufà?" „Auf den Jahrmarkt." „Willst du mir auch ein Pfeifchen mitbringen?" „Ja!" „Mir auch?" „Ja!" „Mir auch?" „Mir auch?" frug einer nach dem Andern und Giufà sagte Allen „ja". Zuletzt war noch ein Junge, der sagte: „Giufà, bringe mir auch ein Pfeifchen mit. Hier hast du einen Gran." Als nun Giufà vom Jahrmarkt zurückkam, brachte er nur ein Pfeifchen mit und gab es dem letzten Jungen. „Giufà, du hattest uns ja Jedem eins versprochen," riefen die andern Kinder. „Ihr habt mir ja keinen Gran mitgegeben, um es zu kaufen," antwortete Giufà.

Eines Tages stand Giufà auf der Straße und that Nichts. Da trat ein Herr zu ihm und sprach: „Giufà, willst du mir diesen Brief nach Paternò bringen? Ich gebe dir auch vier Tari." „Für vier Tari soll ich bis nach Paternò laufen," sagte Giufà, „zehn Tari gebühren mir." Da gab ihm der Herr zehn Tari, und hieß ihn den Brief hintragen.

*) Bunchiava.

Als er nun von Paternò zurückkam, mußte er durch einen Wald. Es war schon ganz dunkel geworden, doch war sehr heller Mondschein. Wenn nun der Mond sich hinter den Bäumen versteckte, rief Giufà: „Ja, ja, verstecke dich nur, du Spitzbube, ich habe dich schon gesehen." Im Walde aber waren Diebe, die hatten ein fettes Kalb gestohlen; als sie nun den Giufà so reden hörten, meinten sie, er hätte sie entdeckt. „Was machen wir?" frug der Eine. „Wenn Giufà in die Stadt kommt, so gibt er uns an." Wir wollen ihm lieber ein Stück von dem Kalbe geben, damit er still schweigt." Also riefen sie ihn herbei und sprachen: „Giufà, sieh dieses schöne, fette Kalb. Welches Stück hättest du gern?" „Gebt mir den Magen," antwortete Giufà. „Was willst du mit dem Magen machen, Giufà? Nimm doch lieber ein besseres Stück." „Nein, nein, ich will nur den Magen." Also gaben sie ihm den Magen und ließen ihn gehen. Kaum war er aber so weit weg, daß sie ihn nicht mehr sehen konnten, so legte er den Magen auf den Boden, nahm einen großen Prügel und schlug auf den Magen los. Dabei schrie er immer, so laut er nur konnte: „Ach, prügelt mich nicht, tödtet mich nicht, ich will euch auch hinbringen, wo der Rest ist." Als die Diebe das hörten, sprachen sie: „Wehe uns, der Giufà ist gewiß den Leuten vom Gericht begegnet und bringt sie nun hierher." Da liefen sie im hellen Schrecken davon und ließen das Kalb liegen. Giufà aber schlich zurück, nahm das ganze, fette Kalb und brachte es seiner Mutter.

Ja, ja, der Giufà hat viele nichtsnutzige Streiche gemacht, und wer sie alle weiß, hört nicht mehr mit Erzählen auf.

---

38. Von der Betta Pilusa.

Es war einmal ein reicher Mann, der hatte eine gute, fromme Frau und eine einzige Tochter, die war wunderschön. Da geschah es, daß die arme Frau schwer erkrankte und zum Sterben kam. Da ließ sie ihren Mann rufen, und sprach: „Lieber Mann, ich muß nun sterben,

dir empfehle ich mein liebes Kind an. Versprich mir aber, daß du nicht eher wieder heirathen willst, als bis Eine kommt, die diesen Ring tragen kann." Damit zeigte sie ihm einen Ring, den sie zu ihren andern Schmucksachen legte, und starb. Die Tochter wurde nun von Tag zu Tag schöner. Da fiel es ihr eines Tages ein, sie wolle einmal die Schmucksachen anschauen, die ihrer Mutter gehört hatten, und als sie das Kästchen aufmachte, sah sie den Ring, den die Mutter auf dem Todtenbette ihrem Mann gezeigt hatte, und probirte ihn an. Und siehe da, der Ring glitt ganz leicht an den Finger, als sie ihn aber abziehen wollte, konnte sie ihn nicht wieder abbekommen. Nun wurde sie bange, und dachte: „Was wird der Vater sagen!" Und damit er es nicht sehen sollte, wickelte sie ein Läppchen um den Finger. Als nun der Vater den Lappen um den Finger sah, und frug, warum sie den Finger umwickelt habe, antwortete sie: „Es ist nichts, lieber Vater, ich habe mich nur in den Finger geschnitten." „Laß mich einmal sehen," sprach der Vater. Sie wollte nicht, aber der Vater wurde zornig, und riß ihr das Läppchen ab. Da sah er den Ring und rief: „Du trägst den Ring und du sollst meine Frau sein." Das Mädchen erschrak sehr, und sprach: „Ach, lieber Vater, wie könnt ihr mir eine solche Sünde vorschlagen?" Er hörte aber nicht auf sie, sondern wiederholte nur: „Du sollst meine Frau werden." „So laßt mich wenigstens erst zu meinem Beichtvater gehen," sprach sie. Da ging sie zu ihrem Beichtvater, und fing an zu weinen, und erzählte ihm, welches Verlangen ihr Vater an sie stelle. Der Beichtvater war sehr erschrocken, und sprach: „Wir müssen ihn hinhalten, bis er wieder zu Verstande kommt. Verlange von ihm ein Kleid, das eine Farbe habe, wie der Himmel, und darauf Sonne, Mond und alle Sterne. Dann wollest du seine Frau werden." Das arme Mädchen ging zum Vater und sprach: „Vater, wenn ihr mir ein Kleid bringt, das die Farben des Himmels hat, und auf welchem die Sonne, der Mond und alle Sterne zu sehen sind, so will ich eure Frau werden." Der Vater ging hin, und suchte das Kleid, aber so sehr er in allen Läden darnach frug, ein solches Kleid war nirgend zu finden.

Ganz mißmuthig ging er auf das Feld, und dachte nur darüber nach, wie er das Kleid wohl bekommen solle. Da gesellte sich ein feiner Herr zu ihm, und frug ihn, warum er den Kopf so hängen lasse. Da erzählte er ihm seinen Kummer. „O," sprach der Herr, „wenn es weiter nichts ist, das will ich dir schon verschaffen; warte nur hier auf mich." Da ging er fort, und nach einem Weilchen kam er wieder, und brachte ihm das Kleid mit. Der fremde Herr aber war der Teufel, der den Mann dazu verführte, die Sünde zu begehen. Nun kam der Mann zu seiner Tochter, und brachte ihr das Kleid. Das Mädchen erschrak, aber es sagte nur: „Lieber Vater, ich muß noch einmal zu meinem Beichtvater gehen." Da ging sie hin, und sprach: „Ach, Vater, ich habe das Kleid bekommen, nun will mich mein Vater heirathen." Der Beichtvater sagte: „Verlange wieder ein Kleid von ihm, das die Farbe des Meeres habe, und worauf alle Thiere und Pflanzen des Meeres zu sehen seien." Da ging sie hin, und bat ihren Vater um ein solches Kleid. Der Vater suchte das Kleid in allen Läden, und da er es nirgends finden konnte, so ging er an den Ort, wo ihm der Böse begegnet war. Auch diesesmal fand er ihn dort, und als er ihm seinen Wunsch vorgetragen, brachte ihm der Teufel das Kleid, das hatte die Farbe des Meeres, und darauf waren alle Thiere und Pflanzen des Meeres zu sehen.

Als er es nun seiner Tochter brachte, sprach sie wieder: „Lieber Vater, laßt mich nur erst zur Beichte gehen." Da frug sie den Beichtvater um Rath, und der sagte ihr, sie solle von ihrem Vater ein Kleid verlangen, das die Farbe der Erde habe, und auf welchem alle Thiere und Blumen der Erde zu sehen seien. Das that sie, aber der Vater ging geraden Weges zum Teufel und ließ sich auch dieses Kleid geben.

Nun wußte das arme Mädchen nicht mehr, was sie thun sollte, kam zum Beichtvater und klagte ihm, wie alles vergebens sei. Da sagte der Beichtvater: „Verlange von deinem Vater ein Kleid von grauem Katzenfell." Das that sie, und der Vater ging wieder zum Teufel, der verschaffte ihm auch das Kleid von grauem Katzenfell. Die Tochter aber ging wieder zum Beichtvater, und klagte ihm, daß ihr Vater dennoch

seinen Willen nicht aufgebe. „Verlange, daß er dir zwei Maße*) voll Perlen und Edelsteine bringe,“ rieth ihr der Beichtvater. Als sie ihren Vater nun um die zwei Maße voll Perlen und Edelsteine bat, ließ er sie sich vom Teufel geben, und brachte sie ihr auch. Nun wußte sie sich nicht mehr zu helfen, und so beschloß sie, zu entfliehen; machte ein Bündelchen aus ihren drei Kleidern und den Perlen und Edelsteinen, und wartete dann, daß es Morgen würde. Als es dämmerte, stand sie auf, füllte einen Becken mit Wasser, und setzte zwei Tauben hinein. Plötzlich klopfte ihr Vater an die Thüre, und frug sie, ob sie bald fertig sei. „Ich wasche mich eben, lieber Vater,“ antwortete sie, schlüpfte in das Kleid vom grauem Katzenfell, nahm das Bündelchen mit sich, und lief durch eine Hinterthür ins Freie, und weil es noch halb dunkel war, sah sie niemand. Unterdessen wartete der Vater zu Hause auf sie; wenn er sich aber der Thüre näherte, und das Plätschern der Tauben im Becken hörte, dachte er, sie sei noch am Waschen. Endlich riß ihm die Geduld; er ließ das Zimmer aufbrechen, aber es war niemand darin. Da wurde er sehr zornig, aber sein Zorn half ihm nichts. — Lassen wir nun den Vater, und sehen wir, was aus der armen Tochter geworden ist.

Weinend zog sie fort, bis sie in einen dichten Wald kam. In dem Walde aber jagte an demselben Tage der junge König, und als er das fremdartige Wesen im grauen Pelzmantel sah, meinte er, es wäre ein Thier und wollte es schießen; da rief das arme Mädchen: „Schießt mich nicht.“ Nun war er noch mehr erstaunt über ein Thier, das sprechen konnte, und rief ihr zu: „Ich beschwöre dich bei dem Namen Gottes, daß du mir sagest, wer du bist.“ „Beschwöret mich nicht,“ antwortete sie, „denn ich bin eine getaufte Seele.“ „Wie heißest du denn?“ frug der König. „Ich heiße Betta Pilusa“**). „Willst du mit mir auf mein Schloß kommen?“ sprach der König. „Ja,“ antwortete sie, „laßt mich eure Magd sein.“ Da nahm sie der König auf sein Schloß, und frug sie: „Wo willst

*) Mondelli.
**) Die haarige Bertha.

du wohnen?" „Im Hühnerstall," antwortete sie. Nun wohnte sie im Hühnerstall, und versorgte die Hühner, und der König kam jeden Tag zu ihr, brachte ihr leckere Bissen, und unterhielt sich mit ihr.

Eines Tages kam er nun auch, und sprach: „Weißt du, Betta Pilusa, in einiger Zeit ist meine Hochzeit, und da sollen jetzt drei Tage Festlichkeiten sein. Heute ist Ball, willst du auch kommen?" „Wie könnte ich in euren Ballsaal kommen," brummte Betta Pilusa, „laßt mich doch in Ruhe."

Als es nun Abend geworden war, warf sie das graue Katzenfell ab, und wünschte sich eine Kammerfrau; denn wer die drei Kleider besaß, konnte sich wünschen, was er wollte, und es geschah. Alsbald war auch eine Kammerfrau da, die wusch und kämmte sie, legte ihr das Kleid an, auf dem Sonne, Mond und alle Sterne zu sehen waren, und schmückte sie mit dem Schmuck ihrer Mutter Nun wünschte sich Betta Pilusa auch noch einen Wagen mit schönen Pferden und mit Lakaien in Livree, und fuhr dann auf den Ball. Als sie im Saal erschien, war sie so wunderbar schön, daß Alles sie anstaunte, und der König ließ seine Braut stehen, tanzte den ganzen Abend nur mit ihr, und schenkte ihr eine goldne Nadel. Als aber der Tanz zu Ende war, entsprang sie ihm, und setzte sich in ihren Wagen. „Springt dieser Dame nach," rief der König seinen Dienern zu, „und seht, wohin sie fährt." Sie warf aber so viel Perlen und Edelsteine aus dem Wagen, daß die Diener davon geblendet wurden, und nicht sahen, wohin sie fuhr. Das Mädchen aber sprang in den Hühnerstall, und zog eiligst ihren grauen Pelzmantel an. Als nun der Ball aus war, kam der König wieder zu ihr, und sprach: „Ach, Betta Pilusa, wenn du wüßtest, was für eine schöne Dame auf dem Ball erschienen ist! Und niemand weiß, wo sie her ist." „Was gehen mich eure schönen Damen an," brummte Betta Pilusa, „aus dem besten Schlaf habt ihr mich geweckt."

Am andern Tag kam der König wieder, und sprach: „Betta Pilusa, heute ist der zweite Ball; willst du kommen?" „Wollt ihr mich denn zum Besten haben?" sagte sie, „laßt mich doch in Ruhe." Am Abend

aber kleidete sie sich noch viel schöner als das erstemal, und trug das Kleid, auf welchem alle Thiere und Pflanzen des Meeres zu sehen waren, auch schönen Schmuck legte sie an, und als sie in den Ballsaal trat, staunten alle Leute über ihre wunderbare Schönheit, und der König tanzte nur mit ihr, und schenkte ihr eine goldne Uhr. Die Braut aber wollte vergehen vor Zorn und Eifersucht. Der König hatte schon im Voraus seinen Dienern befohlen, recht aufzupassen, wohin die schöne Dame fahre, aber als sie entsprang, warf sie ihnen wieder so viele Kostbarkeiten in die Augen, daß sie geblendet wurden. Der König war sehr zornig, aber es half nichts, das Mädchen saß schon wieder im Hühnerstall in seinem grauen Katzenfell. Nun kam der König wieder zu ihr, um ihr zu erzählen von der schönen Dame; sie aber brummte ihn nur an.

Am nächsten Morgen kam er auch, und sagte ihr: „Betta Pilusa, heute ist wieder Ball, und heute muß ich erfahren, wer die Unbekannte ist." Also ließ er seine Diener rufen, und sprach: „Wenn ihr heute nicht herauskriegt, wer die Dame ist, so kostet es euch euren Kopf!" Am Abend legte Betta Pilusa das Kleid an, auf dem alle Thiere und Blumen der Erde zu sehen waren, nahm ihren schönsten Schmuck, und als sie auf den Ball kam, war sie noch viel schöner, als an den vorhergehenden Abenden. Die Braut war in Verzweiflung, denn der König tanzte nur mit der Fremden, und schenkte ihr einen kostbaren Ring. Als sie aber entsprang, konnten ihr die Diener doch nicht nach, denn sie blendete sie ebenso wie die erstenmale, und entfloh in ihren Hühnerstall. Diesmal legte sie das schöne Kleid jedoch nicht ab, sondern zog den grauen Mantel schnell darüber. Da der König nun hörte, daß sie wieder spurlos verschwunden sei, ward er sehr zornig; die Diener aber fielen auf die Knie, und sagten, sie könnten ja nichts dafür, die schöne Dame habe ihre Augen geblendet. Da ging der König ganz traurig zur Betta Pilusa, und sprach: „Ach, Betta Pilusa, ich bin ganz krank, denn die schöne Dame ist wieder spurlos verschwunden." Sie aber brummte ihn an: „Was kümmert mich eure schöne Dame? Laßt mich in Ruhe." Der König wurde nun ganz schwermüthig, und dachte immer an das schöne Mädchen.

Am nächsten Morgen, als der Koch das Brod knetete, das auf die Tafel des Königs kommen sollte, kam Betta Pilusa in die Küche, und bat: „Gebt mir auch ein wenig Teig, ich will ein Brödchen für mich backen.“ „Geh weg,“ antwortete der Koch, „was willst du mit deinen schmutzigen Händen Brod backen; das würde schön werden!“ Sie aber bat ihn immer und immer wieder, daß er ihr endlich ein Stückchen Teig gab, nur um sie los zu werden. Da fing sie an, mit ihren schmutzigen Händen das Brod zu kneten, in die Mitte aber verbarg sie die goldne Nadel, die der König ihr auf dem Ball geschenkt hatte. „So,“ sagte sie, „jetzt müßt ihr mir aber auch das Brödchen in den Ofen schieben.“ Das that der Koch, und siehe da, als er nach einer Weile den Ofen wieder öffnete, war all das Brod verbrannt, das kleine schmutzige Brödchen aber, das Betta Pilusa gehörte, war zu einem wunderschönen weißen Brodlaib geworden. Da rief der Koch die Betta Pilusa, und sprach: „Ach, Betta Pilusa, gib mir dein Brod, daß ich es dem König bringe.“ „Nein, nein,“ antwortete sie, „mein Brödchen muß ich selber essen; was geht mich das an, ob euer Brod verbrannt ist.“ Da bat sie der Koch: „Ach, Betta Pilusa, ich komme um meinen Dienst, wenn du mir dein Brod nicht gibst; thu es doch.“ Da ließ sie sich erbitten, und gab ihm das Brod, und der Koch schickte es dem König zur Tafel. Als der König es sah, sprach er: „Heute ist das Brod einmal ganz schön gerathen,“ und schnitt es an. Da fiel die goldne Nadel heraus, und er erkannte sie sogleich. Da ließ er seinen Koch rufen, und sprach: „Wer hat dieses wunderschöne Brod gebacken?“ Der Koch wollte nicht die Wahrheit gestehen, und antwortete: „Königliche Majestät, ich habe es gebacken.“ Der König dachte wohl, das sei nicht möglich, er schwieg aber still, und verwahrte nur die goldne Nadel.

Den nächsten Morgen kam Betta Pilusa wieder in die Küche, während der Koch das Brod knetete, und sprach: „Gestern habt ihr mir mein Brödchen weggenommen, darum müßt ihr mir heute wieder ein Stückchen Teig geben; aber das sage ich euch, heute will ich es selbst essen.“ Da gab ihr der Koch ein Stückchen Teig, und sie machte ein

Brod daraus, und versteckte in der Mitte die goldne Uhr. Als es aber Zeit war, das Brod aus dem Ofen zu holen, war wieder alles Brod verbrannt, und nur aus dem schmutzigen Brödchen war ein schöner weißer Laib geworden. Da bat der Koch wieder die Betta Pilusa, sie möge ihm doch das Brödchen geben, sie aber ließ sich erst lange bitten; endlich gab sie es ihm. Als nun der König in dem Brod die goldne Uhr fand, ließ er seinen Koch rufen, und frug ihn, wer das Brod gebacken habe. Der Koch aber antwortete, er habe es gemacht.

Den dritten Tag machte Betta Pilusa wieder ein Brödchen, und legte den Ring hinein. Es ging aber eben so wie die andern Tage; das Brod des Königs verbrannte, und nur das eine Brod mit dem Ring wurde weiß und locker. Da bat der Koch die Betta Pilusa, sie solle es ihm doch abgeben; sie aber wollte lange nicht, und gab es ihm endlich brummend. Der König war ganz ungeduldig, denn er dachte: „Heute muß der Ring im Brod sein," und richtig, als er das Brod zerschnitt, fand er den Ring. Da ließ er den Koch rufen, und sprach: „Wenn du mir nicht die Wahrheit gestehst, wer das Brod gebacken hat, so jage ich dich aus meinem Dienst." Da erschrak der Koch, und erzählte Alles, wie es gekommen war. „Schicke mir die Betta Pilusa herauf," sprach der König.

Als sie nun kam, schloß er alle Thüren zu, und sprach: „Seit drei Tagen finde ich in dem Brod, das du gebacken, die goldne Nadel, die Uhr und den Ring, den ich der schönen Dame auf dem Ball gegeben habe. Du bist keine Hühnermagd, wie du uns glauben machen willst; sage mir also, wer du bist." Sie aber antwortete: „Ich bin nur die Betta Pilusa, und weiß nichts von dem, was ihr mir sagt." Da drohte ihr der König: „Wenn du mir nicht gleich sagst, wer du bist, so lasse ich dir den Kopf abhauen." Da warf sie das graue Katzenfell*) ab, daß sie

*) Nach einer andern Version läßt sich die Betta Pilusa statt eines Kleides aus Katzenfell ein hölzernes Gehäuse machen, mit beweglichen Gliedern. In dieses steckt sie sich zu ihrer Flucht; durch ihren langen Aufenthalt im Wald wird es ganz mit Moos bewachsen; am Hofe des Königs gilt sie für ein seltsames, sprechendes wildes Thier.

zum Vorschein kam, so jung und schön, wie sie war, in ihrem schönen glänzenden Kleide. Als der König sie sah, erkannte er sie gleich, schloß sie in seine Arme, und sprach: „Du sollst meine Gemahlin sein." Da rief er seine Mutter herzu, die war ganz vergnüngt, ihren Sohn wieder gesund und munter zu sehen, und es wurde ein schönes Hochzeitsfest gefeiert, die andere Braut aber mußte wieder nach Hause gehen. Und der König und die junge Königin lebten glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachsehen.

---

39. Von den Zwillingsbrüdern.

Es war einmal ein König, der hatte ein schönes großes Reich, er hatte aber gar keine Kinder. Nun begab es sich, daß ein Krieg ausbrach mit einem andern König, und der König mußte auch in den Krieg ziehen und verlor die Schlacht, also daß er auch alle seine Staaten verlor, und mit seiner Frau aus dem Reiche fliehen mußte. Da wanderten sie eine lange Zeit, bis sie an eine Stelle am Meeresstrand kamen, wo niemand zu sehen war; dort bauten sie ein Hüttchen und der König ging auf den Fischfang, und die Königin kochte die Fische, die er heimbrachte, und so lebten sie kümmerlich mit einander.

Nun begab es sich eines Tages, daß der König einen goldnen Fisch fing, der sprach zu ihm: „Höre, nimm mich mit nach Haus, und schneide mich in acht Stücke. Zwei davon gib deiner Frau zu essen, zwei deinem Pferd, zwei deiner Hündin, und zwei vergrabe in den Garten, so wird es dein Glück sein." Der König that also; brachte den Fisch nach Haus und zerschnitt ihn in acht Stücke. Zwei davon gab er der Königin zu essen, zwei seinem Pferd, zwei seiner Hündin, und zwei vergrub er in den Garten.

Nicht lange, so hatte die Königin Aussicht, ein Kind zu bekommen, und als ihre Zeit herankam, gebar sie zwei wunderschöne Knaben, die sahen sich so ähnlich, daß man sie nicht von einander unterscheiden konnte,

und an demselben Tage brachte das Pferd zwei Füllen zur Welt, und die Hündin zwei Hündlein, und in dem Garten wuchsen zwei Schwerter auf, die waren ganz von Gold, und waren Zauberschwerter. Die beiden Knaben wuchsen auf und gediehen, und wurden immer größer und stärker. Sie glichen sich aber so, daß selbst Vater und Mutter sie nicht von einander unterscheiden konnten.

Als sie nun große, starke Jünglinge geworden waren, erzählte ihnen ihr Vater eines Tages, wie er ein mächtiger König gewesen, aber von einem Mächtigeren besiegt und seiner Staaten beraubt worden sei. „Vater," antworteten da die beiden Brüder, „wir wollen ausziehen in die weite Welt, und euch eure Staaten wieder erwerben. Gebt uns euren Segen und laßt uns ziehen." Der König und die Königin waren sehr betrübt und wollten ihre lieben Kinder nicht ziehen lassen, aber die beiden Brüder antworteten: „Wenn ihr uns euren Segen nicht geben wollt, so müssen wir eben ohne Segen fortziehen, denn fortziehen wollen wir." Da gaben ihnen die Eltern ihren Segen, und jeder von den Brüdern zog eins der Zauberschwerter aus dem Garten, bestieg eins der Pferde und nahm einen der Hunde mit sich, und so ritten sie auf und davon. Als sie nun eine Zeitlang geritten waren, sprach der Eine: „Lieber Bruder, hier wollen wir uns nun trennen; gehe du auf die eine Seite, so will ich auf die andre gehen, und wenn wir etwas erlangt haben, so wollen wir uns hier wieder treffen." Der Bruder war es zufrieden, und so schieden sie von einander.

Der eine Bruder ritt immer gerade aus, und kam endlich in eine Stadt, die war festlich geschmückt. „Warum ist eure Stadt so festlich geschmückt?" frug er Einen auf der Straße. Der antwortete: „Unser König hat einmal, vor vielen Jahren, die Staaten eines benachbarten Königs erworben; nun hat er eine wunderschöne Tochter, da hat er allen Rittern verkündigen lassen, er werde ein Turnier veranstalten, das solle drei Tage lang dauern, und wer an allen drei Tagen Sieger sei, der solle die Königstochter heirathen, und als Mitgift werde ihm der König die eroberten Staaten schenken." „Wie heißt denn euer König?"

frug der Jüngling. Da nannte ihm der Mann den Namen des Königs, und der Jüngling erkannte, daß es derselbe König war, der die Staaten seines Vaters erobert hatte. Da ging er zuerst in ein Wirthshaus und erfrischte sich mit Speise und Trank. Dann sattelte er sein Pferd, schnallte sein Zauberschwert um, und ritt auch zum Turnier. Da waren viele edle Ritter versammelt, aber der unbekannte Jüngling besiegte sie Alle, denn niemand konnte seinem Zauberschwert widerstehen. Am nächsten Tag erschien der unbekannte Jüngling wieder beim Turnier, und war wieder Sieger über Alle, und am dritten Tage ging es ebenso. Da sprach der König zu ihm: „Du bist an allen drei Tagen Sieger gewesen, und sollst nun meine Tochter heirathen; sage mir aber auch, wer du bist." Da gab sich der Jüngling zu erkennen, und sprach: „Ich bin der Sohn des Königs, den ihr besiegt habt, und dessen Staaten ihr eurer Tochter zur Mitgift geben wollt. Ich habe meines Vaters Staaten wieder erworben, und bin zufrieden, und nun wollen wir eine vergnügte Hochzeit feiern." Also hielten sie eine glänzende Hochzeit, und der Königssohn heirathete die Königstochter, die war schöner als die Sonne. Nun schickte er seinem Vater einen Wagen und schöne Kleider, und ließ ihm sagen, er solle kommen, sein Sohn habe ihm seine Staaten wieder erworben. Der Königssohn aber lebte vergnügt mit seiner jungen Gemahlin.

Eines Tages fiel es ihm ein, er wolle auf die Jagd gehen, und sprach zu seiner Frau: „Ich will heute auf die Jagd gehen, und drei Tage fortbleiben." Da nahm er sein goldnes Schwert, bestieg sein Pferd, und nahm auch seinen Hund mit. An demselbigen Tage aber kam sein Bruder auf einem andern Wege in dieselbige Stadt, und weil er seinem Bruder so ähnlich sah, und dasselbe Pferd, denselben Hund und dasselbe Schwert hatte, so hielten ihn alle Leute für den jungen König, und grüßten ihn ehrerbietigst. Darüber verwunderte er sich sehr, und dachte: „Sollte wohl mein Bruder auch hier sein?" Als er nun an das Schloß kam, führten ihn die Diener hinauf, und die Königstochter eilte ihm entgegen, und rief: „Mein lieber Gemahl, diesen Morgen erst bist du fortgeritten, und hast mir noch gesagt, du werdest drei Tage lang wegbleiben." „Ich

habe mich anders besonnen," antwortete der Königssohn. Da führte sie ihn zur Tafel, und am Abend mußte er mit ihr in ihre Kammer gehen. Als sie sich aber niederlegten, nahm er sein zweischneidiges Schwert, und legte es zwischen sich und die Königstochter, die erschrak so sehr darüber, daß sie gar nicht wagte, ihn zu fragen, warum er das thue. So that er jeden Abend.

Als nun die drei Tage um waren, kam der junge Gemahl der Königstochter von der Jagd zurück, und alle Leute erstaunten, als sie den jungen König noch einmal sahen. Er aber ging geradewegs auf das Schloß. Da erblickte er seinen Bruder, der im Schloßhof stand, und eilte auf ihn zu, umarmte ihn voll Freuden, und rief: „Lieber Bruder, bist du auch da? Nun wollen wir erst recht vergnügt sein." Da waren Alle sehr erstaunt, und er erklärte dem König und der Königstochter, wie Alles zugegangen sei, und die junge Frau schmiegte sich an ihn, und sprach leise: „Also hat dein Bruder drei Nächte in deinem Bette geruht. Jetzt weiß ich auch, warum er immer ein zweischneidiges Schwert zwischen uns legte."

Nach einigen Tagen kamen auch die Eltern der beiden Brüder an, und alle zusammen zogen sie dann wieder in ihre Staaten, wo der Königssohn König wurde und die schöne Königstochter Königin. Der andere Bruder aber nahm mit der Zeit eine andere Königstochter zur Gemahlin, und so blieben sie Alle reich und getröstet, wir aber sind hier sitzen geblieben. *)

---

40. Von den zwei Brüdern.

Es waren einmal zwei Brüder, die waren Beide sehr schön. Sie lebten aber in Armuth, und ernährten sich kümmerlich durch den Fischfang. Nun begab es sich eines Tages, da sie mit ihrem Boot auf dem Meer

*) Iddi ristaru ricchi e cunsulati,
E nui ristammu ccà sittati.

fuhren, und fischten, daß sie einen kleinen Fisch*) fingen. Da sprach der ältere Bruder: „Was das für ein elender kleiner Fisch ist! Wenn ich nach Hause komme, will ich ihn backen, und selbst aufessen." Da antwortete aber das Fischlein: „Laß mich am Leben, und wirf mich wieder ins Meer, so wird es dein Glück sein." „Ach was, du dummer Fisch," sprach der Jüngling, „ich habe dich gefangen, und will dich auch essen." Der jüngere Bruder aber sagte: „Ach, laß doch das arme Fischlein leben. Was nützt es dir auch, wenn du es issest, es ist ja so klein, daß du es in einem Bissen hinunterschlucken kannst. Thu ihm den Willen, und wirf es ins Wasser." „Wenn du mich am Leben lässest," sprach das Fischlein, „so werdet ihr morgen am Meeresufer zwei prächtige Rosse finden, mit Allem, was dazu gehört, damit ihr als feine Ritter in die Welt hinausziehen könnt." „Ach, was sind das für Dummheiten," rief der Aeltere, „wie kann ich wissen, ob du die Wahrheit sprichst." Der jüngere Bruder aber bat ihn und sprach: „Laß das Fischlein doch am Leben. Wenn es nicht die Wahrheit spricht, so werden wir es schon einmal wiederfangen. Wenn es aber wirklich die Wahrheit sagt, so verscherzen wir ja unser Glück, indem wir es tödten." Da ließ sich der ältere Bruder überreden, und warf die Voparedda wieder ins Meer. Als sie aber den nächsten Morgen ans Ufer kamen, standen da zwei prachtvolle Rosse, gesattelt und gezäumt, und daneben lagen herrliche Kleider und Rüstungen, zwei Schwerter und zwei große Beutel mit Geld. Da sprach der jüngere Bruder: „Siehst du? Ist es nicht unser Glück gewesen, daß wir das Fischlein am Leben gelassen haben? Nun wollen wir auch in die weite Welt ziehen, und unser Glück suchen. Geh du diesen Weg, so werde ich den andern Weg gehen." „Ja," antwortete der Aeltere, „wie sollen wir aber jemals von einander erfahren, ob wir noch am Leben sind?" „Sieh jenen Feigenbaum," sagte der Jüngere, „wenn wir Kunde von einander haben wollen, so wollen wir hierher kommen, und mit unserm Schwert einen Schnitt in den Stamm machen; fließt Milch heraus, so ist es ein

*) Voparedda, ein schlechter kleiner Fisch.

Zeichen, daß wir am Leben sind; fließt Blut heraus, so sind wir todt oder in Lebensgefahr." Also legten sie Beide ihre Rüstungen an, schnallten die Schwerter um, und steckten das Geld zu sich. Dann umarmten sie einander voll Zärtlichkeit, bestiegen ihre Pferde, und ritten in die Welt hinein, der eine hier hinaus, der andere dort hinaus.

Der ältere Bruder ritt immer gerade aus, bis er in ein fremdes Reich kam. Als er nun so einherritt, kam er auch an einen Strom, daran saß eine wunderschöne Jungfrau, die war gefesselt und weinte bitterlich. Denn in diesem Strome wohnte ein böser Lindwurm mit sieben Köpfen, dem mußte der König jeden Morgen einen Menschen schicken, damit er ihn fressen konnte, sonst hätte er das ganze Land verwüstet. Weil nun der König schon so viele Menschen geopfert hatte, so mußte er endlich auch seine eigne Tochter hinschicken, damit der Lindwurm sie fressen sollte. Als nun der Jüngling das schöne Mädchen so bitterlich weinen sah, frug er: „Warum weint ihr, schönes Mädchen?" „Ach," antwortete die Königstochter, „hier bin ich gefesselt, und bald wird ein böser Lindwurm mit sieben Köpfen kommen, und mich fressen. Ach, schöner Jüngling, flieht, flieht, sonst frißt er euch auch noch." „Ich will nicht fliehen," antwortete der Jüngling, „sondern ich will euch erlösen." „Ach, wie wäre das möglich! Dieser Lindwurm ist ein gar schreckliches Ungeheuer, gegen den könnet ihr nicht ankommen." „Dafür laßt mich sorgen, schönes Mädchen," sprach der Jüngling, „und saget mir nur, woher der Lindwurm kommen wird." „Gut denn, wenn ihr mich befreien wollt, so höret wenigstens meinen Rath. Stellt euch ein wenig abseits, wenn sich dann der Lindwurm aus den Fluthen erhebt, werde ich zu ihm sagen: „„O, Lindwurm, heute kannst du gar zwei Menschen fressen; nimm aber zuerst jenen Jüngling, denn ich bin ja gefesselt und kann dir doch nicht entrinnen."" Vielleicht gelingt es euch dann, ihn zu besiegen." Da ging der Jüngling ein wenig abseits, und bald rauschte das Wasser, und ein schrecklicher Lindwurm erhob sich aus dem Strome, und wollte auf die Königstochter losstürzen, um sie zu fressen. Sie aber sprach: „O, Lindwurm, heute kriegst du gar zwei Menschen zu fressen. Nimm zuerst

jenen Jüngling, denn ich bin ja gefesselt, und kann dir doch nicht entrinnen." Da stürzte sich der Lindwurm auf den Jüngling, um ihn zu verschlingen, der aber zog sein gutes Schwert und kämpfte, bis er dem Lindwurm die sieben Köpfe abgeschlagen hatte. Als nun der Lindwurm todt war, löste er die Fesseln der Königstochter, und sie umarmte ihn mit großer Freude und sprach: „Du hast mich von dem Lindwurm befreit, und darum sollst du mein Gemahl werden, denn mein Vater hat verkündigen lassen, wer den Lindwurm umbringen würde, dem wolle er seine Tochter zur Frau geben." Der Jüngling aber antwortete: „Jetzt kann ich nicht dein Gemahl werden, denn ich muß noch lange umherziehen. Warte aber sieben Jahre und sieben Monate auf mich; wenn ich bis dahin nicht wiederkomme, so kannst du dich verheirathen. Damit du mich aber einst wieder erkennst, so will ich die sieben Zungen des Lindwurms mitnehmen." Da schnitt er die sieben Zungen heraus, und die Königstochter gab ihm ein gesticktes Tuch, darin wickelte er die Zungen, bestieg sein Pferd und ritt davon.

Nicht lange, so kam ein Sklave ihres Vaters, den sandte der König, daß er nach seiner armen Tochter sehen solle. Als nun der Sklave herankam, fand er die Königstochter frisch und gesund, und zu ihren Füßen lag der erschlagene Lindwurm. Da sprach er zu ihr: „Wenn du mir nicht schwörst, daß du deinem Vater sagen willst, ich hätte den Lindwurm getödtet, so ermorde ich dich auf der Stelle." Was konnte die Arme thun? Sie schwur also Alles, was der Sklave wollte, und der Sklave nahm die sieben Köpfe, und brachte die Königstochter zum König.

Nun denkt euch die Freude des armen Vaters, als er seine todtgeglaubte Tochter wiedersah! Die ganze Stadt war von Freude erfüllt, und als der Sklave erzählte, daß er den Lindwurm umgebracht habe, rief der König: „So sollst du auch meine Tochter zur Gemahlin haben." Die Königstochter aber warf sich ihrem Vater zu Füßen, und sprach: „Vater, ihr habt euer königliches Wort gegeben, und deswegen müsset ihr es auch halten. Erweiset mir nur die eine Gnade, und vergönnet mir noch sieben Jahre und sieben Monate ledig zu bleiben. Dann will

ich den Sklaven heirathen." Da gewährte der König ihre Bitte, und sie wartete sieben Jahre und sieben Monate lang auf ihren Bräutigam, und weinte Tag und Nacht um ihn.

Unterdessen durchstreifte der Jüngling die ganze Welt, als aber die sieben Jahre und sieben Monate um waren, kehrte er zurück in die Stadt, wo seine Braut wohnte, und zwar nur wenige Tage, ehe die Hochzeit zwischen dem Sklaven und der Königstochter vollzogen werden sollte. Da ließ sich der rechte Bräutigam bei dem König melden, und sprach: „Königliche Majestät, mir gebührt eure Tochter, denn ich habe den Lindwurm ermordet; sehet hier zum Wahrzeichen die sieben Zungen des Lindwurms, und das gestickte Tuch der Königstochter." Da sprach auch die Königstochter: Ja, lieber Vater, dieser Jüngling spricht die Wahrheit und ist mein Bräutigam; denn so und so ist es mir ergangen. Wollet aber dem Sklaven dennoch verzeihen." Der König aber rief: „Einem solchen Verräther kann man nicht verzeihen; geschwind, haut ihm den Kopf ab." Also wurde dem falschen Sklaven der Kopf abgehauen, und der König veranstaltete ein herrliches Hochzeitsfest; die Königstochter heirathete den schönen Jüngling, und sie lebten glücklich und zufrieden miteinander.

Nun begab es sich aber eines Abends, daß der Jüngling von ungefähr aus dem Fenster blickte, und auf einem Berge ein großes helles Licht sah. „Was ist denn dort für ein helles Licht?" frug er seine Frau. „Ach," antwortete sie, „sieh nicht nach dem Licht. Denn dort haust eine böse Zauberin, die hat noch Niemand besiegen können." Da erwachte in ihm der Wunsch, auszuziehen, und die böse Hexe zu besiegen, und am nächsten Morgen bestieg er sein Pferd, und ob die Königstochter auch weinte und jammerte, so ritt er doch fort, dem Berge zu, wo er das helle Licht gesehen hatte. Er mußte lange reiten, und es wurde dunkel, ehe er ankam, so daß er seinen Weg nicht mehr sah, weil aber das Licht hell leuchtete, so ritt er immer geraden Weges darauf zu. Da kam er endlich an ein schönes Schloß, aus dessen Fenstern strahlte das helle Licht. Er trat hinein, und stieg die Treppe hinauf; da sah er ein altes häßliches

Weib sitzen, das sprach: „Mit einem Haar von meinem Haupte vermag ich dich in Stein zu verwandeln.“ „Ach was!“ rief der Jüngling, „sei doch still, du altes Weib! Was willst du mit einem Haar machen!“ Die Hexe aber berührte ihn mit einem ihrer Haare, und alsbald wurde er zu Stein, und konnte sich nicht mehr rühren.

Nun begab es sich um dieselbe Zeit, daß sein Bruder an ihn dachte, und sprach: „Ich will doch einmal an dem Feigenbaum sehen, ob mein Bruder noch lebt oder nicht.“ Da ging er zum Feigenbaum, und schnitt mit seinem Schwert hinein, und siehe da, es floß Blut heraus. „Ach! weh mir! mein Bruder ist entweder todt oder in Lebensgefahr. So will ich mich denn aufmachen, und ihn durch die ganze Welt suchen. Da bestieg er sein Pferd, und sprach: „Auf, Pferdchen, hebe deine Hufe!“ und ritt durch die ganze Welt, bis er eines Tages in die Stadt kam, wo sein Bruder sich verheirathet hatte. Die arme Königstochter aber wartete immerfort auf ihren Gemahl, und weinte bittere Thränen um ihn. Nun stand sie eines Tages auch wieder im Balkon, und schaute nach ihrem Manne aus. Da sah sie dessen jüngeren Bruder daherreiten, und weil er seinem Bruder so ähnlich sah, und auch die gleiche Rüstung trug, so meinte sie, es wäre ihr Gemahl, lief ihm voll Freude entgegen, und rief: „Ach, bist du endlich zurückgekehrt! mein lieber Gemahl! wie lange habe ich auf dich gewartet.“ Als der Jüngling das hörte, dachte er gleich: „Hier ist mein Bruder gewesen, und dieses schöne Mädchen ist meine Schwägerin.“ Er sagte aber nichts, sondern ließ sie bei dem Glauben, daß er ihr Gemahl sei. Da führte sie ihn voll Freude zum alten König, und auch dieser freute sich sehr, seinen Schwiegersohn wiederzusehen, und sie aßen und tranken mit einander. Am Abend mußte der Jüngling mit der Königstochter in ihre Kammer gehen, als er sich aber entkleidet hatte, zog er sein zweischneidiges Schwert, und legte es entblößt zwischen sich und die Frau seines Bruders. Sie erschrak, als sie das zweischneidige Schwert sah, wagte aber nicht, ihn zu fragen, warum er das thäte. So vergingen mehre Tage. Eines Abends aber schaute der Jüngling zum Fenster hinaus, und sah auch das helle Licht auf dem

Berg. „Ach!“ rief die Königstochter, „schaust du schon wieder nach jenem Licht? Willst du vielleicht noch einmal ausziehen, um die böse Hexe zu besiegen?“ Da merkte er, daß sein Bruder in der Gewalt einer Zauberin sein müsse, und am nächsten Morgen bestieg er sein Pferd, und sprach zu ihm: „Auf, Pferdchen, hebe deine Hufe!“ und ritt heimlich davon. Wie sein Bruder mußte er den ganzen Tag reiten; gegen Abend aber begegnete er einem alten Männchen, das war der heilige Joseph. Der frug ihn: „Wohin reitest du schöner Jüngling?“ Da erzählte es ihm der Jüngling, und sprach: „Ich will meinen Bruder erlösen, der in der Gewalt einer bösen Hexe ist.“ „Weißt du, was du thun mußt?“ frug der Heilige. „Die Gewalt der Hexe liegt nur in ihren Haaren; darum, wenn sie dich anspricht, so springe hinzu, und ergreife sie an den Haaren, so ist ihre Macht dahin. Hüte dich aber, sie loszulassen, sondern laß dich zu deinem Bruder führen, und zwinge sie, ihn wieder lebendig zu machen; denn sie hat eine Salbe, welche die Todten auferweckt. Wenn sie aber deinen Bruder ins Leben zurückgerufen hat, dann haue ihr den Kopf ab, denn sie ist eine sehr böse Hexe.“ Der Jüngling dankte dem heiligen Joseph, und ritt weiter, bis er an das Schloß kam. Da trat er hinein und stieg die Treppe hinauf, und sah dasselbe alte häßliche Weib, das rief ihm zu: „Mit einem Haar von meinem Haupte vermag ich dich in Stein zu verwandeln.“ Er aber sprang hinzu, ergriff sie bei den Haaren, und sprach: „Du altes böses Weib! Sage mir sogleich, wo mein Bruder ist, sonst haue ich dir auf der Stelle den Kopf ab.“ Die Hexe aber hatte nun keine Macht mehr über ihn, und sprach: „Ich will dich zu deinem Bruder führen, laß mich nur los, denn so kann ich ja nicht gehen.“ „Geh du nur, du häßliche Hexe,“ rief der Jüngling, und ließ sie nicht los. Da führte sie ihn in einen Saal, darin waren viele versteinerte Menschen, und sprach: „Hier ist dein Bruder.“ Er aber schaute sie Alle an, und sprach: „Mein Bruder ist nicht hier; nimm dich in Acht, alte Hexe, sonst haue ich dir den Kopf ab.“ So führte sie ihn durch alle Säle, und in jedem sprach sie: „Hier ist dein Bruder.“ Er aber ließ sie nicht los, sondern sprach: „Mein Bruder ist nicht hier;

führe mich zu ihm, sonst haue ich dir den Kopf ab." Endlich im letzten Saal sah er seinen Bruder am Boden liegen. Da sprach er: „Dies ist mein Bruder; nun bringe mir auch die Salbe, mit der du die Todten auferweckst." Da mußte sie an einen Schrank gehen, in dem standen viele Fläschchen mit Tränken und Salben, und er hielt sie immer an den Haaren fest, und so oft sie ihm eine unrichtige Salbe zeigte, drohte er sie zu tödten, bis sie ihm endlich die rechte Salbe gab. Nun zwang er sie auch noch, seinen Bruder damit zu bestreichen, und als dieser die Augen aufschlug, hieb er der alten Hexe den Kopf ab. Der Bruder aber rieb sich die Augen, und sprach: „Ach wie lange habe ich geschlafen! wo bin ich denn?" „Die böse Hexe hielt dich hier gefangen," sprach sein Bruder, „doch nun ist sie todt, und du bist aus ihrer Macht befreit. Nun wollen wir aber auch die anderen Ritter zum Leben erwecken, die sie verzaubert hatte." Da bestrichen sie alle die versteinerten Prinzen und Ritter, und Alle wurden wieder lebendig, freuten sich, und dankten ihren Befreiern. Dann theilten sie sich in die Schätze und Kostbarkeiten, die sie aufgespeichert fanden, und jeder kehrte in seine Heimath zurück. Die heilsame Salbe aber steckte der ältere Bruder zu sich; dann machten sich die beiden Brüder auf den Weg nach Haus.

Als sie nun so mit einander ritten, sprach der jüngere Bruder: „O, du Narr, der du ausgezogen bist, eine Hexe zu besiegen, und unterdessen ein hübsches Weib zu Hause allein gelassen hast! Derweil hat sie mich für ihren Gemahl angesehen, und ich habe sogar ihr Bette getheilt." Als der Bruder das hörte, entbrannte er in heftiger Eifersucht, zog sein Schwert, und hieb seinem Bruder den Kopf ab. Dann zog er in die Stadt ein, wo die Königstochter Tag und Nacht um ihn weinte. Als sie ihn nun kommen sah, eilte sie ihm voll Freude entgegen, umarmte ihn, und sprach: „Ach, wie lange habe ich auf dich gewartet! Nun darfst du aber nicht wieder auf Abenteuer ausziehen." Da führte sie ihn zum alten König, und im ganzen Reich war große Freude über seine Rückkehr. Am Abend aber, als sie sich zu Bette legen wollten, sprach seine Frau zu ihm: „Warum hast du jeden Abend ein zweischneidiges Schwert zwischen

uns gelegt?" Da erkannte er, wie treu sein Bruder gewesen war, und als er bedachte, wie er ihn dafür umgebracht hatte, fing er laut an zu jammern, und wollte sich den Kopf an den Wänden einrennen. Plötzlich aber fiel ihm die Salbe ein, die er noch bei sich hatte, und er machte sich auf, und eilte an den Ort, wo sein Bruder lag. Da bestrich er ihm mit der Salbe den Hals, und alsbald saß ihm der Kopf wieder auf den Schultern, und er war frisch und gesund. Da umarmten sich die beiden Brüder voll Freude, und kehrten in die Stadt zurück, und hielten einen großen Schmaus. Und so blieben sie reich und getröstet, wir aber sind hier sitzen geblieben.

---

41. Vom tapfern Schuster.

Es war einmal ein Schuster, der arbeitete den ganzen Tag, und konnte doch nicht genug verdienen um sorgenfrei zu leben. Eines Tages nun hatte er vier Grani verdient; da kam Einer vorbei und rief: „Was ich für schöne Ricotta*) habe! Schöne, süße Ricotta!" „Ei," dachte Meister Joseph**), „ich könnte mir wohl für drei Grani Ricotta kaufen. Wenn ich dann noch einen Grani verdiene, so kaufe ich mir für zwei Grani Brod, und halte ein herrliches Mittagsessen." Also kaufte er für drei Grani Ricotta, und legte sie vor sich auf den Tisch, während er weiter arbeitete.

Es war aber ein sehr heißer Tag, und die Fliegen setzten sich in Schaaren auf die weiße Ricotta. Da nahm Meister Joseph ein Stück Leder, schlug mit aller Macht auf die Ricotta und erschlug eine Menge Fliegen. „Ei," dachte er, „ich bin doch ein tapferer Schuster; nun will ich in die weite Welt ziehen, und mein Glück versuchen." Nun nahm er einige Zettel Papier und schrieb darauf: „Fünfhundert Todte und drei-

---

*) Weicher Käse aus geronnener Milch.
**) Mastro Giuseppe.

hundert Verwundete," steckte diese Zettel zu sich, nahm auch die Ricotta mit, und wanderte fort. Wenn er nun in eine Stadt kam, so klebte er seine Zettel an den Straßenecken fest, und alle Leute verwunderten sich über den tapfern Schuster.

Nun begab es sich, daß es auch dem König zu Ohren kam, der dachte: „Ein so tapfrer Mann könnte dir wohl nützen," und ließ ihn vor sich kommen. „Bist du derjenige, der Fünfhundert getödtet und Dreihundert verwundet hat?" frug er ihn. „Ja wohl, königliche Majestät," sprach der Schuster. „Wenn du denn so tapfer bist, so mußt du mir einen Dienst erweisen," sagte der König. „Sieh, in jenem Walde haust ein furchtbarer, wilder Riese, dem müssen wir jedes Jahr einen Menschen opfern, daß er ihn fressen kann, sonst kommt er in die Städte, und ermordet uns Alle. Geh hin und tödte den Riesen, sonst lasse ich dir den Kopf abhauen." „Ach, ich armer Mann," dachte Meister Joseph, „jetzt bin ich gewiß verloren. Entweder frißt mich der Riese, oder der König läßt mir den Kopf abhauen." Weil er aber schlau und listig war, so verlor er dennoch nicht den Muth, sondern kaufte etwas Gyps, und machte sich auf den Weg in den Wald. Unterwegs aber knetete er sich Kugeln aus Gyps und Ricotta, und steckte die Kugeln in die Tasche. Als er nun ein gutes Stück weit in den Wald hinein gewandert war, hörte er auf einmal einen großen Lärm, als ob jemand starke Aeste abbreche. „Aha," dachte er, „da ist wohl der Riese," und kletterte behende auf einen Baum. Nicht lange, so kam der Riese heran, der war furchtbar anzusehen, und brummte nur immer: „Ich rieche Menschenfleisch, ich rieche Menschenfleisch!" Als er nun die Augen aufhob, und Meister Joseph auf dem Baum sitzen sah, sprach er: „So, du bist es; komm doch herunter, ich habe dir etwas zu sagen." „Geh fort," rief der Schuster, „denn wenn du mich nicht in Ruhe lässest, so drehe ich dir den Hals um." „Du kleiner Wicht," rief der Riese und lachte, „du Zwerg, wie willst du das anfangen?" „O," sprach Meister Joseph, „du weißt gar nicht, wie stark ich bin. Sieh einmal diese Marmorkugeln, die zerdrücke ich mit meinen Fingern zu Mehl." Damit nahm er seine Gypskugeln,

zerdrückte sie mit seinen Fingern, und streute das Mehl auf den Boden. Der Riese aber glaubte wirklich, es seien Marmorkugeln, und war über die Kraft des kleinen Menschen ganz entsetzt. „Komm herunter, Gevatter," sprach er, „und bleibe bei mir. Wenn zwei so starke Menschen, wie wir Beide sind, sich vereinigen, dann kann ihnen ja nichts widerstehen." Als nun der Schuster hörte, daß ihn der Riese Gevatter *) nannte, kletterte er ganz vergnügt herunter, und sprach: „Gut, wir wollen bei einander bleiben; führe mich in deine Hütte." Da führte ihn der Riese in seine Hütte und sagte: „Jetzt wollen wir uns in die Haushaltungsgeschäfte theilen. Geh du an den Brunnen und hole Wasser, so will ich unterdessen Feuer anmachen. Dort steht der Krug." Da zeigte er ihm einen Krug, den der kleine Meister Joseph nicht einmal aufheben konnte. „Ach was," sprach der listige Schuster, „gib mir lieber einen recht starken, langen Strick, so bringe ich dir gleich den ganzen Brunnen mit; sonst muß ich ja jeden Tag zum Brunnen laufen." Als der Riese das hörte, erschrak er noch mehr, und dachte: „Nein, was ist das für ein starker Mann! Nun, laß es nur gut sein," sprach er dann, „ich will lieber selbst mit dem Kruge gehen." Also nahm er den Krug und ging zum Brunnen, und unterdessen saß Meister Joseph behaglich in der Hütte, und ließ es sich wohl sein.

Als nun der Riese mit dem Wasser kam, sprach er: „Du könntest aber doch wenigstens im Wald etwas Holz suchen, sonst langt es nicht; dort ist die Axt." Das war aber eine so große schwere Axt, daß Meister Joseph sie gar nicht vom Fleck bringen konnte. „Ach was," sprach er,

---

*) Durch diese Bezeichnung versicherte ihn der Riese seines Lebens. Das Verhältniß der Gevatterschaft gilt in Sicilien für eben so heilig als die Bande des Blutes; ihr besonderer Schutzpatron ist der St. Giovanni, und man hört häufig die Bezeichnung: siamo compari di St. Giovanni. In Messina trug sich vor Kurzem folgender Fall zu: Zwischen zwei berüchtigten Camorristen (coltellatori) hatte eine Versöhnung stattgefunden nach jahrelanger Feindschaft, und zur Besiegelung hatte der Eine derselben den Andern zum Gevatter gebeten; dieser aber die Aufforderung nicht angenommen. Dadurch hielt sich jener für überzeugt, daß ihm der Andre doch nach dem Leben trachten werde, und um ihm zuvorzukommen, schoß er ihn eines Abends nieder.

„gib mir doch lieber einen starken, langen Strick, so binde ich gleich einen ganzen Baum an, und schleppe ihn hierher, so haben wir auf lange Zeit genug.“ „Nein, was ist der Mann stark,“ dachte der Riese, und ging lieber selbst, das Holz zu suchen; denn er fürchtete sich vor dem starken Schuster. Meister Joseph aber blieb vergnügt sitzen, und ruhte aus. Als der Riese nun mit dem Holze nach Hause kam, setzte er einen großen Kessel aufs Feuer, und kochte sein Abendessen.

Nachdem sie nun gegessen hatten, holte er eine große, dicke, eiserne Stange hervor, und sprach: „Wir wollen jetzt noch ein Spielchen machen. Wir wollen einmal sehen, wer diese Stange am längsten herumtragen kann.“ „Gut,“ sprach der Schuster, „zuerst aber mußt du das dicke Ende recht tüchtig umwickeln, denn wenn ich mit der Stange ein Rad schlage, so geht das so schnell, daß ich nicht sehen kann, wohin ich treffe, und ich könnte dir dann mit der Stange den Schädel einschlagen.“ Da bekam der Riese einen solchen Schrecken, daß er sprach: „Nein, dann wollen wir lieber nicht spielen; komm, wir wollen zu Bette gehen.“ „Wo soll ich denn schlafen?“ frug der Schuster. „Komm nur,“ sprach der Riese, „in meinem Bett ist für uns Beide Platz.“ Da legten sich Beide in des Riesen Bett, und bald schnarchte der Riese, daß es eine Art hatte. Der Schuster aber hatte doch immer Angst vor dem Riesen, also kroch er leise aus dem Bette, und legte einen großen Kürbis an die Stelle, wo sein Kopf gewesen war; sich selbst aber versteckte er unters Bett.

Nicht lange, so wachte der Riese auf, und weil er sich vor dem starken Schuster fürchtete, so dachte er: „Jetzt schläft der kleine Mensch; jetzt ist der Augenblick, ihn zu tödten. Wer weiß, er bringt mich sonst noch vielleicht um.“ Also stand er auf, nahm die schwere, eiserne Stange, und weil er den Kürbis für den Kopf des Schusters hielt, so schlug er mit aller Macht darauf, daß der Kürbis ganz zerquetscht wurde. In demselben Augenblick aber seufzte Meister Joseph unter dem Bett laut auf. „Was ist dir?“ frug der Riese ganz erschrocken. „Ach, es hat mich eben ein Floh tüchtig ins Ohr gebissen!“ antwortete Meister Joseph. Nun erschrak der Riese noch viel mehr, und legte sich ganz stille zu Bett.

Meister Joseph aber kroch unter dem Bett hervor, warf den zerquetschten Kürbis unters Bett, und legte sich selbst leise nieder. Er sann aber fortwährend nach, auf welche Weise er den Riesen ums Leben bringen könne, denn er dachte: „Ich kann doch nicht immer hier bleiben, und wenn ich unverrichteter Sache heimkehre, so läßt mir der König den Kopf abhauen." Höret also, was er that.

Am nächsten Morgen sprach er zum Riesen: „Heute wollen wir uns einmal an Maccaroni gütlich thun; koche deßhalb einen großen Kessel voll. Wenn wir dann fertig sind mit Essen, so schneide ich mir zuerst den Bauch auf, damit du siehst, daß ich meine Maccaroni essen kann, ohne sie zu zerkauen, und nachher mußt du dir auch den Bauch aufschneiden, damit ich sehen kann, wie deine Maccaroni aussehen." Der Riese war es zufrieden, denn er war eben sehr dumm, und setzte einen mächtigen Kessel mit Wasser auf, um eine ganz große Schüssel Maccaroni zu kochen. Unterdessen aber ging der Schuster ein wenig abseits in den Wald, und band sich unter dem Hals einen großen Sack fest, der ihm bis an den Bauch reichte. Als er nun wieder kam, sprach der Riese: „Die Maccaroni sind fertig; nun wollen mir auch sehen, wer am meisten davon ißt." „Gut, das wollen wir," sprach der Schuster, und sie machten sich Beide daran. Der Riese aß sehr schnell, Meister Joseph aber warf seine Maccaroni alle in den Sack hinein, und sagte dabei immer: „Mach doch zu, siehst du nicht, daß ich viel schneller esse als du?" Endlich waren die Maccaroni alle aufgegessen, da sprach Meister Joseph: „So, jetzt gib mir ein Messer, jetzt wollen wir einmal nachsehen, wie die Maccaroni aussehen, und ich will den Anfang machen." Da gab ihm der Riese ein großes Messer, und Meister Joseph schnitt mit einem kräftigen Schnitte den Sack auf, daß die Maccaroni alle auf den Boden fielen. „Siehst du, ich esse meine Maccaroni ohne sie zu kauen; jetzt ist die Reihe an dir," sprach er, und reichte dem Riesen das Messer. Der setzte kräftig an, und schnitt sich den Bauch auf, daß die Eingeweide herausfielen, und er brüllend zu Boden sank. „So recht," sprach der tapfre Schuster, „jetzt hast du mir die Mühe erspart, dich umzubringen." Da nun der Riese

gestorben war, trat Meister Joseph hinzu, und schnitt ihm in aller Ruhe den Kopf ab. Den brachte er dem König, und sprach: „Königliche Majestät, hier ist des Riesen Kopf. Es ist ein heißer Kampf gewesen, aber endlich ist es mir doch gelungen, ihn zu besiegen.“ Da wurde der König hoch erfreut, und da er eine sehr schöne Tochter hatte, so gab er sie dem Schuster zur Frau, und Meister Joseph führte nun ein herrliches Leben, und als der König starb, wurde er König, und lebte glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachsehen.

42. Vom Re Porco.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten kein Kind und hätten doch so gern eins gehabt. Eines Tages ging die Königin spazieren, und da lief ihr eine Sau mit ihren Ferkelchen über den Weg. Da sprach die Königin: „O Gott, so ein unvernünftiges Thier hat so viele Kleine, und mir habt ihr auch nicht eines geschenkt, trotz meiner Gebete. Ach, hätte ich doch ein Kind, und wenn es nur ein Schweinchen wäre!“

Nicht lange, so hatte die Königin Aussicht, ein Kind zu bekommen, und bald kam auch ihre Stunde. Sie gebar aber ein kleines Schweinchen. Da war große Verwunderung und Trauer im Schloß und im ganzen Land. Die Königin aber sagte: „Dieses Schweinchen ist nun einmal mein Kind, und ich habe es eben so lieb, als wenn ich einen schönen Knaben zur Welt gebracht hätte.“ Also säugte sie das Schweinchen, und hatte es von ganzem Herzen lieb; das Schweinchen aber gedieh, und wuchs einen Tag für zwei.

Als es nun größer geworden war, fing es an, im Schlosse herumzugehen und zu grunzen: „Ich will eine Frau haben! ich will eine Frau haben!“ Die Königin aber sprach zum König: „Was sollen wir thun? Eine Königstochter können wir unserm Sohn nicht geben, es würde ihn ja keine nehmen; so wollen wir mit der Waschfrau sprechen, die hat

drei schöne Töchter, vielleicht gibt sie uns eine davon zur Frau für unsern Sohn." Der König war es zufrieden, und die Königin ließ die Waschfrau zu sich kommen. „Höre einmal," sprach sie zu ihr, „du mußt mir einen Gefallen thun. Mein Sohn will sich gern verheirathen, und du mußt mir deine älteste Tochter zur Frau für ihn geben." „Ach, Frau Königin," antwortete die Waschfrau, „soll ich mein Kind einem Schwein geben?" Die Königin aber sprach: „Ach, thu es doch. Sieh, deine Tochter soll wie eine Königin gehalten werden, und ich gebe dir, was du willst." Die Waschfrau war ein armes Weib, und ließ sich bereden, den Willen der Königin zu thun; sie ging also zu ihrer ältesten Tochter, und sprach zu ihr: „Denke dir nur, meine Tochter, der Sohn des Königs will dich heirathen, und du sollst nun gehalten werden wie eine Königin." Die Tochter wollte zwar nicht gerne ein Schwein heirathen, sie dachte aber, sie würde dann schöne Kleider haben und Geld die Hülle und Fülle, und sagte ja.

Nun wurde ein glänzendes Hochzeitsfest gefeiert, drei Tage lang, und die Tochter der Waschfrau wurde in kostbare Gewänder gekleidet. Da sie nun in einem schönen Kleide ganz breit da saß, kam das Schwein hereingelaufen, hatte sich im Schlamm gewälzt, und wollte sich an ihrem schönen Kleide abreiben. Sie aber stieß ihn unsanft von sich, und rief: „O du abscheuliches Thier, geh weg, du beschmutzest mir ja mein schönes Kleid," und so oft er in ihre Nähe kam, trieb sie ihn mit unfreundlichen Worten weg.

Am Abend des dritten Tages nun, nachdem die Trauung vollzogen war, wurde sie in die Brautkammer geführt, und legte sich nieder; er aber wartete, bis sie eingeschlafen war, dann trat er in die Brautkammer, verriegelte die Thüre, streifte seine Schweinshaut ab, und wurde ein schöner, edler Jüngling. Da zog er sein Schwert, und hieb seiner Frau den Kopf ab, und als der Morgen kam, schlüpfte er wieder in seine Schweinshaut, lief im Schloß umher, und grunzte: „Ich will eine Frau haben! ich will eine Frau haben!" Die Königin aber hatte keine Ruh, denn sie dachte: „Wenn er sie nur nicht umgebracht hat." Als sie nun

in das Zimmer trat, und die todte Braut im Bette fand, ward sie tief betrübt und sprach: „Was soll ich nun ihrer armen Mutter sagen?" Das Schwein aber rannte immer im Haus umher und verlangte eine Frau. Da ließ die Königin die Waschfrau rufen, und erzählte ihr mit vielen Thränen das unglückliche Schicksal ihrer Tochter. „Nun mußt du mir aber den Gefallen thun, und mir deine zweite Tochter herbringen, daß sie die Frau meines Sohnes werde," sprach sie. Die Waschfrau jammerte laut: „Wie soll ich mein armes Kind in den Tod schicken?" Die Königin aber antwortete: „Du mußt es thun. Bedenke doch, wenn es gelingt, so ist deine Tochter nach mir die Erste im ganzen Reich." Da willigte die Waschfrau ein, und brachte ihre zweite Tochter ins Schloß, und die Hochzeit wurde mit großer Pracht gefeiert, drei Tage lang.

Die Braut wurde schön gekleidet, und als sie in ihrem schönen Kleide da saß, kam das Schwein hereingelaufen, hatte sich im Schlamm gewälzt, und wollte ihr auf den Schooß steigen. Sie aber rief: „O du abscheuliches Thier, geh weg, du beschmutzest mir ja mein schönes Kleid." Am Abende des dritten Tages wurde sie in die Brautkammer geführt, es ging ihr aber nicht besser, als der älteren Schwester. Als sie fest schlief, kam ihr Mann herein, streifte die Schweinshaut ab, daß er zu einem schönen Jüngling wurde, und schnitt ihr den Kopf ab. Am Morgen kam die Königin ins Zimmer, und fand die todte Braut im Bette, ihr Sohn aber lief in seiner Schweinshaut im ganzen Haus umher, und grunzte: „Ich will eine Frau haben! ich will eine Frau haben!" Was war zu machen? Die Königin mußte wieder die Waschfrau kommen lassen, ihr das traurige Schicksal der Tochter mittheilen, und sie bitten, ihr nun das Jüngste zu schicken. Da fing die arme Mutter an zu weinen und sprach: „Soll ich alle meine Kinder verlieren?" und wollte ihre Tochter nicht hergeben. Die Königin aber bat sie, und stellte ihr vor, die jüngste Tochter sei ja viel klüger als ihre Schwestern, vielleicht möchte es ihr gelingen. Da ließ die Waschfrau sich überreden, und brachte auch ihre jüngste Tochter in das Schloß, die war sehr klug, und schöner als die Sonne und der Mond. Gleich kam ihr das Schwein entgegen

gelaufen, und sie bückte sich, und nannte es: „mein hübsches Thierchen.“ Da wurde ein glänzendes Hochzeitsfest gefeiert, drei Tage lang, und die Braut bekam die schönsten Kleider.

Als sie nun schön geschmückt da saß, kam das Schwein herein, hatte sich im Schlamm gewälzt, und wollte sich an ihrem Kleide abreiben. Da sprach sie: „Komm nur auf meinen Schooß, du liebes Thierchen, und wenn das Kleid auch schmutzig wird, es thut nichts, ich ziehe später ein andres an.“ So oft sie sich nun schön geschmückt hatte, kam das Schwein, und beschmutzte ihr ihre Kleider, sie aber ließ es geschehen, und verlor nie die Geduld. Am Abende des dritten Tages wurde sie in die Brautkammer geführt, und als sie fest schlief, kam ihr Mann herein, streifte seine Schweinshaut ab, und legte sich auch nieder. Ehe sie aber aufgewacht war, schlüpfte er wieder in die Schweinshaut, also daß sie nicht wußte, welch schönen Jüngling sie zum Manne habe.

Als nun am Morgen die Königin mit schwerem Herzen ins Zimmer trat, fand sie die Braut munter und vergnügt, und dankte Gott, daß Alles gut abgelaufen war.

So vergingen einige Tage, eines Abends aber schlief die junge Frau nicht, als ihr Mann die Schweinshaut abstreifte und sah ihn nun in seiner wahren Gestalt. Da gewann sie ihn von Herzen lieb, und sprach: „Warum hast du mich nicht erkennen lassen, wie schön du bist?“ Er aber antwortete: „Sage ja keinem Menschen, wie ich aussehe, denn wenn du es erzählst, so muß ich fort, und du mußt sieben Jahre, sieben Monate und sieben Tage wandern, und mußt sieben Paar eiserne Schuhe durchlaufen, ehe du mich erlösen kannst.“ Da versprach sie ihm, verschwiegen zu sein, und keinem Menschen davon zu sagen, und hielt ihr Versprechen einige Tage lang.

Eines Tages aber konnte sie dem Verlangen nicht widerstehen, es der Königin mitzutheilen, und sprach: „Ach, liebe Mutter, wenn ihr wüßtet, wie schön mein Mann ist, wenn er Abends seine Schweinshaut abstreift!“ In demselben Augenblick war der Königssohn verschwunden, und so viel man auch nach ihm suchen mochte, er war nirgends zu finden.

Da fing die junge Frau an zu weinen, und sprach: „Ich bin Schuld an diesem Unglück; er hatte es mir ja gesagt. So will ich denn nun wandern sieben Jahre, sieben Monate und sieben Tage lang, bis ich ihn wieder gefunden habe." Also ließ sie sich sieben Paar eiserne Schuhe machen, und ob auch der König und die Königin sie nicht ziehen lassen wollten, so blieb sie dennoch standhaft und wanderte fort, viele, viele Tage lang, bis sie eines Abends an ein Häuschen kam. Darin wohnte eine gute, alte Frau. „Ach," bat die junge Frau, „laßt mich diese Nacht bei euch ruhen, sonst muß ich verschmachten." Da nahm die Alte sie freundlich auf, und als sie hörte, warum die junge Frau ausgezogen sei, sprach sie: „Ach, du armes Kind, du mußt nun unter der Erde weiter wandern, bis du vier Paar Schuhe durchgelaufen hast." Da gab sie ihr ein Lämpchen, und zeigte ihr den unterirdischen Gang, durch den sie wandern mußte, und die arme junge Frau fing an zu wandern, und wanderte vier Jahre, vier Monate und vier Tage unter der Erde, bis die vier Paar Schuhe verbraucht waren.

Nach dieser langen Zeit kam sie wieder ans Tageslicht, und wanderte nun auf der Erde weiter. Da kam sie in einen dichten Wald, und konnte keinen Ausweg finden. Endlich sah sie in der Ferne ein Licht, und als sie näher hinzuging, sah sie ein Häuschen und klopfte an. Ein ganz alter Mann öffnete ihr die Thür, der war ein Einsiedler, und frug sie, was sie wolle. „Ach, Vater," antwortete sie, „ich bin ein armes Mädchen, und bin ausgegangen, meinen Gemahl zu suchen," und erzählte ihm die ganze Geschichte. Da sprach der Einsiedler: „Ach, du armes Kind, da mußt du noch weit wandern, und ich kann dir nicht helfen. Aber eine Tagereise weiter im Wald wohnt mein älterer Bruder, der kann dir vielleicht rathen. Ruhe diese Nacht hier aus, morgen früh will ich dich wecken." Am Morgen weckte sie der Einsiedler, wies ihr den Weg, und gab ihr beim Abschied eine Haselnuß. „Verwahre sie wohl, sie wird dir nützen," sprach er, segnete sie und ließ sie ziehen.

Da wanderte sie den ganzen Tag, und als es Abend wurde, kam sie zum zweiten Einsiedler, bei dem brachte sie die Nacht zu, und klagte

ihm ihr Leid. „Du armes Kind," antwortete er, „ich kann dir nicht helfen, aber eine Tagereise tiefer im Wald wohnt mein älterer Bruder, der kann dir vielleicht rathen." Zum Abschied gab der Einsiedler ihr eine Kastanie, und sprach: „Verwahre sie wohl, sie wird dir nützen."

Da wanderte sie wieder einen ganzen Tag im finstern Wald, und kam am Abend zum dritten Einsiedler, bei dem brachte sie die Nacht zu, und klagte ihm ihr Leid. Er konnte ihr aber auch nicht helfen, sondern wies sie an seinen ältesten Bruder, der wohnte noch tiefer im Wald. Zum Abschied schenkte er ihr eine Nuß, und sprach: „Verwahre sie wohl, sie wird dir nützen."

Am Abend des vierten Tages kam sie endlich zum ältesten Einsiedler, der war so steinalt, daß sie fast vor ihm erschrak. Als sie ihm nun erzählt hatte, warum sie so allein herumziehe, sprach er: „Du armes Kind, du mußt noch weiter wandern, bis die sieben Jahre, sieben Monate und sieben Tage um sind. Dann wirst du in die Stadt kommen, wo der Königssohn weilt. Nimm diese Zaubergerte, gehe in der Nacht vor das königliche Schloß, und schlage damit auf den Boden, so wird sich ein wunderschöner Palast erheben, in dem kannst du wohnen." Dann segnete er sie und ließ sie ziehen.

So wanderte sie immer weiter, bis die sieben Paar Schuh aufgebraucht, und die sieben Jahre, sieben Monate und sieben Tage verflossen waren, und kam endlich eines Abends in eine Stadt, wo der König Porco*) weilte. Er hatte zwar seine menschliche Gestalt, denn der Zauber war von ihm gewichen, aber er hatte sein treues Weib vergessen, und eine schöne Königin hielt ihn gefangen, und in einigen Tagen sollte die Hochzeit sein. Als die arme junge Frau das hörte, ward sie von Herzen betrübt, sie that aber, wie der Einsiedler ihr geheißen, ging in der Nacht vor das königliche Schloß, und schlug mit der Zaubergerte auf den Boden. Alsbald erhob sich ein prachtvoller Palast, mit großen Sälen und zahlreicher Dienerschaft, und sie ging hinein, und wohnte darin.

*) Schwein.

Als nun am Morgen der König Porco ans Fenster trat, sah er den schönen Palast, und verwunderte sich sehr, und rief die Königin, damit sie ihn auch sehen sollte. Unterdeß aber hatte die junge Frau die Haselnuß zerknackt, die der Einsiedler ihr gegeben, und siehe da, es kam eine schöne goldne Henne heraus mit vielen goldnen Küchlein, die waren gar niedlich anzusehen. Sie aber nahm die Henne sammt den Küchlein, und stellte sie auf den Balkon, wo der König und die Königin sie sehen konnten. Als nun die Königin die Thiere sah, regte sich in ihr der Wunsch, sie zu besitzen. Also rief sie ihre vertraute Kammerfrau, und sprach: „Gehe hinüber zu der Dame, und frage sie, ob sie mir die Henne und die Küchlein verkaufen wolle. Ich wolle ihr dafür geben, was sie verlange.“ Da ging die Kammerfrau hinüber, und richtete den Auftrag der Königin aus, die junge Frau aber antwortete: „Saget eurer Herrin, die Henne und die Küchlein seien mir nicht feil; ich werde sie ihr aber mit Freuden schenken, wenn sie mir erlaubt, eine Nacht in dem Zimmer ihres Bräutigams zuzubringen.“ Als die Kammerfrau der Königin diesen Bescheid brachte, meinte die Königin: „Nein, das kann nicht geschehen, das ist unmöglich!“ Die Kammerfrau aber sprach: „Warum nicht, Frau Königin? Wir geben dem Könige heute Abend einen Schlaftrunk, so wird er nichts davon merken.“ So willigte die Königin denn ein, und die junge Frau mußte die goldnen Thierlein hergeben, und wurde am Abend in die Kammer des Königs geführt. Da fing sie an zu weinen und zu klagen: „Hast du mich denn ganz vergessen? Sieben Jahre, sieben Monate und sieben Tage bin ich gewandert, bei Sturm und Regen, und bei der glühenden Sonnenhitze, und habe sieben Paar eiserne Schuhe verbraucht, um dich zu erlösen, und nun willst du mir untreu werden?“ So jammerte sie die ganze Nacht, weil aber der König den Schlaftrunk genommen hatte, konnte er sie nicht hören, und sie mußte am Morgen früh die Kammer verlassen, ohne ihn geweckt zu haben.

Unter der Kammer des Königs aber war das Gefängniß, und die Gefangenen hatten Alles gehört, was die arme Frau geklagt hatte, und

verwunderten sich sehr darüber. Sie aber ging nach Hause, biß die Kastanie auf, und fand darin eine kleine Lehrerin ganz von Gold, mit ihren kleinen Schülerinnen, die stickten und nähten, daß es gar hübsch anzusehen war, und alle waren von Gold. Da nahm sie das Spielzeug und stellte es auch auf den Balkon, und als die Königin es sah, bekam sie Lust es zu haben, und schickte ihre Kammerfrau hinüber, um zu fragen, ob es feil sei. Die junge Frau aber antwortete: „Saget eurer Herrin, ich werde ihr mit Freuden das Spielzeug schenken, wenn sie mir erlaubt, eine Nacht in der Kammer ihres Bräutigams zuzubringen." Die Königin wollte nicht, die Kammerfrau aber sagte: „Warum denn nicht? Wir geben dem König wieder einen Schlaftrunk, daß er nichts merke." Als es nun Abend wurde, und der König zu Tische saß, mischte ihm die Königin einen Schlaftrunk in den Wein, also daß er fest einschlief, und als seine rechte Frau kam, konnte er nicht hören, wie sie die ganze Nacht durch weinte und jammerte. Die Gefangenen aber hörten es, und als der König erwachte, ließen sie ihn bitten, doch einen Augenblick zu ihnen zu kommen, sie hätten ihm ein Wort zu sagen. Da kam der König, und die Gefangenen sprachen: „Königliche Majestät, schon seit zwei Nächten hören wir in eurer Kammer ein Klagen und Jammern von einer Frauenstimme." „Wie ist es denn möglich, daß ich nichts davon gehört habe?" sprach der König. „Heute Abend will ich keinen Wein trinken."

Die arme Frau aber war traurig nach Haus gegangen, und zerknackte auch noch die Nuß, darin fand sie einen wunderschönen, goldnen Adler, der glänzte in der Sonne, daß es eine Pracht war. Da nahm sie ihn, und stellte ihn ebenfalls auf den Balkon, und kaum hatte ihn die Königin erblickt, so wünschte sie auch schon ihn zu haben, und schickte die Kammerfrau hinüber, um ihn um jeden Preis zu kaufen. Die junge Frau aber gab immer dieselbe Antwort: „Saget eurer Herrin, ich werde ihr mit Vergnügen den Adler schenken, wenn sie mir erlaubt, eine Nacht in der Kammer ihres Bräutigams zuzubringen. „Nun gut," dachte die Königin, „ich werde dem Könige wieder einen Schlaftrunk geben." Als es aber Abend ward, und der König zu Tische saß, hütete er sich wohl,

den Wein zu trinken, den die Königin ihm bot, sondern goß ihn unter den Tisch. Er that aber dennoch, als ob der Schlaf ihn übermanne ließ sich zu Bette bringen, und fing an zu schnarchen, als ob er ganz fest schliefe. Da ging die Thüre auf und seine rechte Frau kam herein, setzte sich auf das Bett und fing an zu jammern: „Hast du mich denn ganz vergessen? Sieben Jahre, sieben Monate und sieben Tage bin ich gewandert, bei Sturm und Regen, und bei glühender Sonnenhitze, und habe sieben Paar eiserne Schuhe verbraucht, um dich zu erlösen, und nun willst du mir untreu werden?" Als der König das hörte, erinnerte er sich wieder seines treuen Weibes, sprang auf, umarmte und küßte sie, und sprach: „Ja, du bist meine liebe Frau; sei unbesorgt, wir wollen morgen entfliehen."

Am Morgen aber, als seine Frau ihn verlassen hatte, stand er auf, befreite alle die Gefangenen zum Dank für ihre Warnung, und rüstete dann heimlich ein Schiff aus, ohne daß die Königin es merkte. In der Nacht aber bestieg er mit seiner Frau das Schiff, und fuhr zu seinen Eltern zurück. Ihr könnt euch denken, wie sich die gefreut haben werden, als sie ihren Sohn und ihre liebe Schwiegertochter wieder sahen! Da wurde ein schönes Fest gefeiert, und sie blieben reich und getröstet, und wir sind hier sitzen geblieben.

---

43. Die Geschichte vom Principe Scursuni.*)

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten Alles, was ihr Herz begehrte, Essen und Trinken, schöne Kleider und Wagen, und Feste so oft sie wollten, und nur Eines fehlte ihnen: sie hatten

*) Scursuni, Ringelnatter; nach der Aussage eines Naturkundigen, der eine solche Schlange untersucht hat. Sie gilt hier allgemein für giftig, im Gegensatz zur ungiftigen serpe. Im Wörterbuch von Fanfani heißt es: Scorzone, — serpe nero velenosissimo. — In der Phantasie des Volkes ist es jedenfalls ein sehr gefährliches Thier, vor dem sie eine besondere Scheu haben; beim Erzählen brauchen sie oft den verschlimmernden Ausdruck Scursunazzu.

keine Kinder. Die Königin aber sprach immer in ihrem Herzen: „O Gott, ein jedes Thier hat seine Jungen, selbst die Spinnen, die Eidechsen und Käfer, und nur mir habt ihr kein Kind gegeben.“ Da ging sie eines Tages im Garten spazieren, und sah eine Ringelnatter mit ihren Jungen umherkriechen, da sprach sie: „O Gott, wie viele Jungen habt ihr diesem giftigen Thiere gegeben, und mir schenkt ihr kein Kind. So wollte ich denn, ich hätte einen Sohn, und wenn es ein Scursuni wäre.“

Nicht lange darauf wurde die Königin guter Hoffnung, und es war darüber große Freude im Schloß und im ganzen Land. Als die neun Monate vorüber waren, kam ihre Stunde, da sie gebären sollte, und der König schickte sogleich nach der Hebamme. Als diese aber in die Thüre des Zimmers trat, wo die Königin lag, fiel sie todt nieder. „Was ist das?“ rief der König. „Schnell, rufet eine andre Hebamme.“ Da ließen sie eine andre kommen, es erging ihr aber nicht besser als der ersten; und so viele sie auch rufen mochten, sie fielen alle todt nieder, sobald sie das Zimmer der Königin betraten.

Nun wohnte neben dem Schlosse ein armer Schuster, der hatte eine einzige Tochter, die war wunderschön. Sie hatte aber eine Stiefmutter, die konnte das Mädchen nicht leiden, und sann immer darüber nach, wie sie sie verderben könne. Als nun die böse Stiefmutter hörte, welche große Noth auf dem Schlosse herrschte, sprach sie zu dem Mädchen: „Zieh dich an, und geh aufs Schloß; du sollst der Königin in ihrer schweren Stunde beistehen,“ denn sie dachte, nun werde das Mädchen sterben, wie die anderen Frauen auch. „Ach,“ sagte das Mädchen, „wie soll ich der Königin beistehen? Es kann ja Niemand an sie herantreten, ohne zu sterben.“ „Das geht mich nichts an,“ sprach die böse Stiefmutter, und trieb das arme Mädchen mit harten Worten hinaus. Da ging das arme Mädchen in die nahe Kirche, wo ihre rechte Mutter begraben war, und jammerte: „Ach, Seele meiner Mutter! ach, liebes Mütterchen! siehe doch, wie ich mißhandelt werde! ach, hilf mir doch!“ „Weine nicht!“ antwortete eine Stimme, und das war die Seele ihrer Mutter; „sondern geh muthig aufs Schloß, denn wenn du thust, was ich dir sage,

so wird dir kein Leid geschehen. Laß dir vom Schlosser ein Paar eiserne Handschuhe machen, und ziehe sie an. Dann bereite einen großen Kübel Milch, und wenn die Königin ihr Kind gebären wird, so ergreife es mit den eisernen Handschuhen, und wirf es in die Milch." Da ging das Mädchen getröstet aus der Kirche, und ließ sich vom Schlosser ein Paar eiserne Handschuhe machen; die zog sie an, und ging aufs Schloß, um der Königin beizustehen. Ehe sie aber ins Zimmer trat, ließ sie sich einen großen Kübel mit Milch geben, den nahm sie mit und stellte ihn neben das Bett. Die Königin lag noch in schweren Nöthen, als aber die Schusterstochter sie in ihre Arme nahm, konnte sie das Kind zur Welt bringen, und sie gebar einen Sohn, der war anzusehen, wie ein ganz großer Scursuni. Da ergriff ihn das Mädchen mit den eisernen Handschuhen, und warf ihn in die Milch, und der Scursuni trank die Milch und badete sich darin.

So wurde der Sohn der Königin mit jedem Tage größer und stärker, er war und blieb aber ein Scursuni, darum, weil seine Mutter sich versündigt hatte, als sie sich einen Sohn wünschte, und wenn es ein Scursuni wäre.

So vergingen einige Jahre; eines Tages aber sprach der Scursuni zu seiner Mutter: „Mutter, gebt mir eine Frau, ich will mich verheirathen." „Ach, nun will das Thier gar heirathen," rief die Königin, „wer wollte dich denn wohl nehmen, du häßlicher Scursuni!" „Mutter! das geht mich nichts an, ich will aber eine Frau haben." Da ging die Königin zum König, und sprach: „Denke dir, unser Sohn will heirathen. Neben uns wohnt ein armer Weber, der hat eine hübsche Tochter; die wollen wir kommen lassen, ohne ihr zu sagen, daß sie unsern Sohn heirathen soll. Der König war es zufrieden, und die Königin ließ den Weber rufen, und sprach zu ihm: „Meister, ihr habt eine hübsche Tochter; schicket sie uns doch, daß sie meinen Sohn bediene, und ihm aufwarte, so wollen wir sie reich bezahlen." Der Vater willigte gern ein, und schickte seine Tochter aufs Schloß, und sie wurde zum Principe Scursuni eingesperrt. Am Abend legte sie sich zu Bette, um Mitternacht

aber streifte der Scurfuni plötzlich seine Schlangenhaut ab, und stand da als ein schöner, wohlgebildeter Mann. „Wessen Tochter bist du?" frug er das Mädchen. Sie sprach: „Die Tochter eines Webers." „Was! ich bin ein Königssohn, und man bringt mir zur Frau die Tochter eines Webers?" Mit diesen Worten fuhr er wieder in seine Schlangenhaut, und stach sie zu Tode.

Am nächsten Morgen kam die Königin ins Zimmer, und frug den Principe Scurfuni: „Nun, mein Sohn, hat dir deine Frau gefallen?" „Was? die soll meine Frau sein?" brummte er, „ich bin eines Königs Sohn, und will eine Fürstentochter heirathen, nicht aber die Tochter eines armseligen Webers. Seht, dort liegt sie." Da lief die Königin ans Bett, und fand das todte Mädchen, und jammerte: „Nun hat der garstige Scurfuni das arme Mädchen ermordet!" Dem Weber aber ließ sie sagen, seine Tochter sei gestorben.

Nicht lange, so verlangte der Principe Scurfuni wieder nach einer Frau. „Mutter," sprach er, „ich will heirathen, verschafft mir eine Frau." „Ach, geh doch, du häßlicher Scurfuni, wer sollte dich wohl zum Manne nehmen?" „Mutter! das ist mir einerlei; eine Frau müßt ihr mir aber verschaffen." Was konnte die Königin thun? Sie dachte: „Gott sendet mir dies Kreuz um meiner Sünden willen," und ließ einen armen Schlosser rufen, der wohnte neben dem Schloß, und hatte auch eine hübsche Tochter. „Meister," sprach sie, „ihr habt eine hübsche Tochter, schickt sie uns doch, daß sie bei uns diene, so wollen wir für sie sorgen." Der Schlosser war es zufrieden, und schickte seine Tochter aufs Schloß. Die Königin nahm sie freundlich auf, und brachte sie ins Zimmer zum Principe Scurfuni. Am Abend legte sie sich zu Bett, um Mitternacht aber streifte der Scurfuni seine Schlangenhaut ab, und stand als ein schöner Mann da, und frug sie: „Wessen Tochter bist du?" „Die Tochter eines Schlossers." „Was? ich soll die Tochter eines Schlossers heirathen, und bin doch ein Königssohn?" Damit fuhr er wieder in seine Schlangenhaut, und stach sie zu Tode.

Am Morgen dachte die Königin voller Angst: „Wenn mir der

unglückliche Scursuni nur nicht auch dies arme Mädchen ermordet hat." Da trat sie ins Zimmer, und frug ihren Sohn: „Nun, mein Sohn, wie hat dir deine Frau gefallen?" „Was? meine Frau? ich will eine Königstochter zur Frau und keine Schlosserstochter. Dort liegt sie." Da lief die Königin ans Bett, und sah das arme Mädchen todt drin liegen, und jammerte: „Nun hat der Bösewicht auch dieses unglückliche Mädchen ermordet!" Dem Vater aber ließ sie sagen, seine Tochter sei gestorben.

Nun lebte noch immer neben dem Schlosse der arme Schuster, der die schöne Tochter hatte; die böse Stiefmutter aber konnte sie immer weniger leiden, und trachtete, wie sie sie verderben könnte. Da sprach sie zu ihr: „Zieh dich an, denn du sollst aufs Schloß gehen, und den Principe Scursuni bedienen." „Ach," antwortete die Tochter, „es sind schon zwei Mädchen in seinem Dienste gestorben, nun wollt ihr mich auch todt sehen." „Widersprich mir nicht," sprach die Stiefmutter, „sondern mache dich fertig, und wenn du nicht gehorchen willst, so jage ich dich aus dem Hause." Da ging das Mädchen jammernd in die Kirche, wo ihre Mutter begraben war, und weinte: „Ach, Seele meiner Mutter! ach, liebes Mütterchen mein! sieh, wie man mich so arg mißhandelt! ach, hilf mir doch!" „Weine nicht!" antwortete die Seele ihrer Mutter, „sondern gehe ruhig aufs Schloß zum Principe Scursuni. Wenn er dich aber fragt, wessen Tochter du seiest, so antworte ihm, du seiest eines großen Fürsten Tochter, und erzähle ihm von deinem Reichthum und deinen Schätzen." Da ging das Mädchen mit ihrer Stiefmutter aufs Schloß, und die Stiefmutter sprach zur Königin: „Königliche Majestät, hier bringe ich euch meine Stieftochter, die will gern dem Principe Scursuni dienen." Die Königin nahm sie freundlich auf, und führte sie in das Zimmer ihres Sohnes, und sperrte sie mit ihm ein.

Am Abend legte sich die Schusterstochter zu Bett, und um Mitternacht streifte der Königssohn seine Schlangenhaut ab, und stand da als ein schöner, großer Mann. „Wessen Tochter bist du?" frug er das Mädchen. Da fing sie an zu erzählen, sie sei eines reichen Fürsten

Tochter, und sprach von ihren Schätzen und ihrem Reichthum. Nun war der Königssohn ganz zufrieden, und sprach: „Auf mir ruht ein Fluch, den hat mir meine Mutter zugezogen, als sie sich einen Sohn wünschte, und wenn es ein Scursuni wäre. Wenn ich aber von meinem Zauber erlöst sein werde, dann sollst du meine Gemahlin sein.“ Dann legte auch er sich nieder, und sie schliefen ruhig bis zum Morgen; als aber der Tag anbrach, fuhr er wieder in seine Schlangenhaut. Am Morgen kam die Königin voller Angst in das Zimmer ihres Sohnes, da trat ihr aber die Schusterstochter munter und fröhlich entgegen, und der Principe Scursuni rief: „So, Mutter, nun habe ich eine gute Frau gefunden!“

So vergingen mehre Monate, und die Schusterstochter lebte mit dem Principe Scursuni auf seinem Zimmer, und er liebte sie wie seine Augen. Bald wurde sie auch guter Hoffnung, und als ihre Stunde kam, gebar sie einen wunderschönen Sohn, sie hielt ihn aber versteckt, daß weder der König noch die Königin von ihm wußten. In der Nacht nun weinte das Kindchen einmal, da stand der Königssohn auf, wiegte es und sang:

„Schlaf, schlaf, schließ die Aeugelein!
Erfährt es deine Großmama,
Mit goldnen Windeln ist sie da.“ *)

Da hörte die Königin den Gesang, und am nächsten Morgen rief sie die Schusterstochter, und frug sie: „Was war das für ein Gesang heute Nacht in eurem Zimmer?“ Da erzählte ihr die Schusterstochter Alles, und sprach: „Ach, wenn ihr wüßtet was euer Sohn für ein schöner Jüngling ist! aber es ruht ein böser Zauber auf ihm.“ „Frage ihn, wie man ihn erlösen kann,“ sprach die Königin. Am Abend nun frug das Mädchen den Königssohn: „Was gehört dazu, um dich von deinem Zauber zu erlösen?“ „Um mich zu erlösen, müßte ein Gewand

---

*) »Dormi, dormi, e fa la ninna,
Si to nanna lu saprà,
Fasci d' oru ti farà.«

Ninne nanne = Wiegenlieder. Vigo, Canti popolari Siciliani pag. 269 u. f.

von feiner weißer Leinwand in einem Tage gesponnen, gewoben und genäht werden. Dann müßte ein Kalkofen drei Tage und drei Nächte lang geheizt werden, und wenn ich meine Schlangenhaut abstreife, müßte mir Jemand das Gewand überwerfen, und die Haut schnell in den Kalkofen werfen. Mich aber muß man mit Gewalt festhalten, sonst stürze ich mich auch ins Feuer."

Am andern Morgen sagte sie Alles der Königin, und sie rief gleich alle Arbeiterinnen der ganzen Stadt zusammen; die mußten in einem Tage den Flachs spinnen und weben, und daraus ein leinenes Gewand nähen. Dann ließ sie drei Tage und drei Nächte den Kalkofen heizen, und als Alles fertig war, gab sie der Schusterstochter das Gewand. Am Abend, als der Principe Scursuni seine Schlangenhaut abgestreift hatte, warf ihm seine Frau das Gewand über. Zugleich sprangen die Diener herein; einige warfen die Schlangenhaut ins Feuer, die andern aber hielten den Königssohn fest, der um sich schlug, und sich durchaus auch ins Feuer stürzen wollte. Und als die Haut ganz verbrannt war, da wich auch der Zauber von ihm, und er blieb ein schöner Jüngling. Der König und die Königin umarmten voll Freude ihren Sohn, und ihren kleinen Enkel, und auch ihre liebe Schwiegertochter. Die aber sprach zum Königssohn: „Ich bin keine Fürstentochter, wie ich dir gesagt habe, sondern mein Vater ist nur ein armer Schuster." Da antwortete er: „Du hast mich von meinem Zauber erlöst; darum sollst du auch meine liebe Gemahlin sein. Und sie feierten eine prächtige Hochzeit, mit großen Festlichkeiten, und so blieben sie zufrieden und glücklich, wir aber wie ein Bündel Wurzeln.

---

44. Von dem, der den Lindwurm mit sieben Köpfen tödtete.

Es waren einmal ein Bruder und eine Schwester, die hatten weder Vater noch Mutter, und hatten sich von Herzen lieb. Sie waren sehr arm, und hatten nur zwei Ziegen, die trieb das Schwesterlein auf die

Weide. Eines Tages aber entsprang die eine Ziege, und die Schwester mußte ihr nachlaufen. Sie lief und lief immer weiter, bis es Nacht wurde, und sie sich in einer einsamen Gegend sah, und den Weg nach Hause nicht mehr finden konnte. Die Ziege aber lief immer vor ihr her, und als sie an einem Hause vorbeikamen, sprang sie zur Thüre und legte sich auf die Schwelle nieder. Da dachte das Kind: „Es ist dunkle Nacht, und ich finde den Weg nach Haus doch nicht mehr; so will ich denn hier bleiben, bis es Tag wird." Als es nun anfing zu tagen, hörte sie im Hause eine gewaltige Stimme, die brummte: „Was riecht es hier nach Menschenfleisch!" und zugleich trat aus der Thür ein Riese, der war gar furchtbar anzusehen, also daß das arme Kind erschrak. „Was thust du da?" frug der Riese. Da erzählte ihm das Kind, wie es habe der Ziege nachlaufen müssen, und bei dunkler Nacht an das Haus gerathen sei. „Gut," sprach der Riese, „komm herauf in mein Haus und diene mir." „Ach nein," antwortete das Kind, „ihr werdet mich gewiß fressen." „Sei unbesorgt," sagte der Riese, „wenn du mir treu dienst, so werde ich dir nichts zu Leide thun." Also blieb das Kind bei dem Riesen, diente ihm und hatte es gut bei ihm. Der Bruder aber, da er sein Schwesterchen nicht mehr finden konnte, wurde traurig und sehnte sich immerfort nach ihm.

Nun begab es sich eines Tages, daß er traurig die eine Ziege hütete, die ihm noch geblieben war. Da entsprang ihm die Ziege, und er mußte ihr nachlaufen über Berg und Thal, bis er in eine ganz fremde Gegend kam, und keinen Ausweg mehr fand. Die Ziege aber lief vor ihm her, und als sie an ein Haus kam, sprang sie zur Thür und legte sich nieder. Der Bursche dachte: „Bei der dunklen Nacht kann ich doch den Rückweg nicht finden, so will ich hier bleiben bis es Tag wird." Es war dies aber eben das Haus des Riesen, in dem seine Schwester weilte. Da sie nun am Morgen früh die Thür öffnete, sah sie den schönen Jüngling da liegen und als sie ihn genauer ansah, erkannte sie ihren Bruder, und umarmte ihn mit großer Freude, aber auch mit großer Angst, denn sie fürchtete, der Riese möchte ihn umbringen. „Lieber Bruder," sprach

sie, „ich muß dich verstecken, denn mein Herr, der Riese, wird sogleich aufwachen, und dann könnte er dich fressen. Da versteckte sie ihn im Keller. Als nun der Riese aufwachte, brummte er: „Was riecht es hier nach Menschenfleisch! was riecht es hier nach Menschenfleisch!" „Ach, was sagt ihr," antwortete sie, „es ist niemand da." Er aber brummte immerfort: „Was riecht es hier nach Menschenfleisch!" Da faßte sie sich endlich ein Herz, und sprach: „Ich will es euch nur sagen, daß mein Bruder hier ist. Wie ihr mich verschont habt, müßt ihr nun aber auch ihn verschonen." Das versprach der Riese, und sie ging, ihren Bruder zu holen, der gefiel dem Riesen so wohl, daß er ihn auch bei sich behielt. So lebten denn die Beiden bei dem Riesen, und dienten ihm, und hatten es gut bei ihm.

Als sie nun größer wurden, wollten sie gern fortziehen, und wieder unter Menschen kommen, der Riese aber ließ sie nicht gehen. Da sprach der Bruder eines Tages zur Schwester: „Ich halte es in dieser Einöde nicht länger aus, wir können doch nicht immer hier bleiben, und überdieß sind wir nie sicher. Wer weiß, ob es nicht eines schönen Tages dem Riesen einfällt, uns zu fressen. Suche also aus ihm herauszukriegen, wie man ihn umbringen kann, so will ich ihn tödten und wir können dann fort." Die Schwester war es zufrieden, ging zum Riesen, und sprach zu ihm: „Soll ich euch nicht ein wenig lausen?" Der Riese sagte ja, und als sie so bei einander waren, fing sie an: „Saget mir doch, wenn euch einer umbringen wollte, was aber nicht geschehen möge, wie müßte er es anfangen?" „Ja, liebes Kind," antwortete der Riese, „um mich zu tödten, gibt es nur ein Mittel. Siehst du alle die verrosteten Schwerter, die in meinem Zimmer hängen? Das mittelste ist ein Zauberschwert, wer das hat, dem kann nichts widerstehen, und wenn es zuvor blank geputzt worden ist, so kann auch mir der Kopf abgeschnitten werden. Wer mich aber tödtet, ist ein glücklicher Mann, denn er findet in meinem Kopf eine Salbe, und jede Wunde die damit bestrichen wird, heilt sogleich zu." „Ach, laßt das," rief das Mädchen, „ich will diese Geschichten lieber gar nicht hören. Möchtet ihr noch recht lange leben." Heimlich ging sie

aber zu ihrem Bruder, und erzählte ihm Alles, was der Riese gesagt hatte. Da wartete der Bruder noch einige Tage, und fing dann an, alle die Schwerter in des Riesen Kammer zu putzen, daß sie ganz hell und blank wurden. „Was machst du da?" frug der Riese. „Ich putze eure Schwerter; seht doch nur einmal, wie rostig sie sind," antwortete der Jüngling. Als er nun auch das Zauberschwert putzte, gab es einen so hellen Glanz, wie er noch nie etwas Aehnliches gesehen hatte. Eines Abends nun, als der Riese schlief, schlich der Jüngling hinzu, und hieb ihm mit dem Zauberschwert den Kopf ab. Dann sammelte er die Salbe, die in dem Kopfe war, und verwahrte sie in einem Büchschen. Für den Riesen aber machten sie ein tiefes Grab und legten ihn hinein, nahmen dann alle die Schätze mit, die in dem Hause aufgespeichert waren. und zogen in die nächste Stadt. Dort nahmen sie ein hübsches Haus, und lebten vergnügt miteinander.

Eines Tages aber sprach der Bruder: „Liebe Schwester, ich kann nicht länger bei dir bleiben, denn ich will gern die Welt besehen, und mein Glück suchen." Sie weinte und wollte ihn nicht ziehen lassen; er ließ sich aber nicht halten, nahm eine schöne Rüstung, schnallte das Zauberschwert um, steckte das Büchschen mit der Salbe zu sich, bestieg ein schönes Pferd, und ritt davon.

Er wanderte nun eine geraume Zeit, und kam endlich in eine große, schöne Stadt, die war ganz schwarz behangen, und alle Leute gingen in schwarzen Kleidern. Da frug er seinen Wirth, was das bedeute. „Ach," antwortete der, „die Stadt ist übel heimgesucht von einem Lindwurm mit sieben Köpfen, der haust auf jenem Berge, und jedes Jahr muß man ihm eine vornehme Jungfrau zuführen, sonst verheert er die ganze Stadt. Dieses Jahr hat das Loos die Königstochter getroffen, und heute ist der Tag, an welchem sie auf den Berg geführt werden soll. Der König hat zwar verkündigen lassen, daß derjenige Ritter, der den Lindwurm tödte, seine Tochter zur Frau haben solle, es hat es aber keiner versuchen wollen, denn der Lindwurm ist ein gar zu schreckliches Thier." Da dachte der Jüngling: „Ich will mein Glück versuchen,

habe ich doch mein Zauberschwert." Also bestieg er wieder sein Pferd, schnallte sein Zauberschwert um, steckte auch das Büchschen mit der Salbe zu sich, und ritt dem Berg zu. Als er nun in die Nähe der Höhle kam, wo der Lindwurm hauste, kam gleich das Ungethüm hervorgekrochen, denn es roch Menschenfleisch. Da zog der Jüngling sein Zauberschwert, und kämpfte mit dem Lindwurm, und schlug ihm einige Köpfe ab. Der Lindwurm aber verwundete ihn am Bein, und verwundete auch das Pferd. Da ritt der Jüngling ein wenig abseits, zog sein Büchschen hervor, und bestrich seine Wunden mit der Salbe, und auch die Wunden seines Pferdes, und alsobald wurden sie Beide wieder gesund, also daß er sein Schwert wieder ziehen konnte, und den Lindwurm vollends todt machte. Dann schnitt er ihm die sieben Zungen aus den sieben Köpfen, wickelte sie in sein Tuch, und kehrte in das Wirthshaus zurück.

Die Königstoch.er bereitete sich unterdessen auf ihren schweren Gang vor, und ob sie gleich bitterlich weinte, mußte sie doch endlich von ihren Eltern Abschied nehmen, und den Weg zum Berge antreten. Ein Sklave ihres Vaters aber begleitete sie. Als sie nun auf den Berg kamen, sahen sie den Lindwurm in seinem Blute liegen; da dankte die Königstochter dem lieben Gott von Herzen, daß sie nun nicht zu sterben brauche. Der Sklave aber dachte es sich zu Nutzen zu machen, setzte ihr sein Schwert auf die Brust und sprach: „Wenn du mir nicht versprichst, deinem Vater zu sagen, ich habe den Lindwurm getödtet, so bringe ich dich um." Da versprach sie es in ihrer Herzensangst, und der Sklave nahm die sieben abgeschnittenen Köpfe zum Wahrzeichen mit. Als nun die Königstochter gesund und unversehrt vom Berge herunterkam, und aussagte, der Sklave habe den Lindwurm erschlagen, war große Freude im ganzen Land, und der König sprach zum Sklaven: „Du hast meine Tochter befreit, und sollst sie nun zur Gemahlin haben." Da wurde ein großes Fest veranstaltet, und das ganze Land freute sich; die Königstochter aber war traurig, denn sie wollte den Sklaven nicht gerne heirathen.

Als der wahre Besieger des Lindwurms aber hörte, daß der Sklave die schöne Königstochter heirathen sollte, ließ er sich eilends ein schönes

Gewand machen, nahm die sieben Zungen in die Tasche, ging auf das Schloß, und ließ sich beim König melden. „Herr König," sprach er, „ich habe gehört, daß euer Sklave eine so große Heldenthat vollbracht hat, und den Lindwurm getödtet. Erzählt mir doch, wie das zugegangen ist." Der König antwortete: „Mein Sklave begleitete meine Tochter auf den Berg; derselbe hat die Kraft gehabt, den Lindwurm zu besiegen, und ihm die sieben Köpfe abzuschneiden, und zum Wahrzeichen hat er die sieben Köpfe mitgebracht." „Könnte ich wohl die Köpfe einmal sehen?" frug der Jüngling. Da gab der König Befehl, man solle die sieben Köpfe des Lindwurms herbeibringen und dem Fremden zeigen. „Ja, das sind gewaltige Köpfe," sprach der Jüngling, „wie groß mögen nur die Zungen sein." Damit öffnete er dem einen Kopf den Rachen, es fand sich aber keine Zunge darin. Der König und seine Minister waren sehr erstaunt, und meinten: „Wie ist denn das möglich? Sollte das Unthier keine Zungen gehabt haben?" Der Jüngling aber zog sein Tuch hervor, mit den sieben Zungen, und steckte in jeden Rachen eine Zunge, und siehe da, sie paßten ganz genau. Da sprach er: „Nicht wahr, Herr König, der Besieger des Lindwurms muß doch derjenige sein, der die Zungen herausschnitt, ehe die Köpfe eurer Majestät überbracht wurden? Ich habe mit dem Lindwurm gekämpft und ihn besiegt; der Sklave aber ist ein elender Lügner." Da ließ der König seine Tochter kommen, und frug sie noch einmal, ob der Sklave wirklich den Lindwurm getödtet habe. Sie aber fiel auf die Knie, und sprach: „Ach nein, lieber Vater, er hat es nicht gethan, er hat mir aber gedroht, mich zu tödten, wenn ich euch die Wahrheit sagte." Da ward der König sehr erfreut, und sprach: „Siehe, dieser schöne Jüngling ist dein Erretter, und ihn sollst du nun zum Gemahl bekommen; den falschen Sklaven aber will ich gleich aufhängen lassen."

Und so geschah es. Der falsche Sklave wurde zum Galgen geführt und erhängt. Der fremde Jüngling aber heirathete die schöne Königstochter, und ließ auch seine Schwester zu sich kommen. Und da lebten sie Alle glücklich und zufrieden, nur wir sind leer ausgegangen.

---

45. Von den sieben Brüdern, die Zaubergaben hatten.

Es war einmal ein König, der hatte ein einziges Töchterlein, das hatte er von Herzen lieb. Da ließ er eines Tages einen Sterndeuter kommen, der sollte ihm wahrsagen, welches Schicksal die Prinzessin haben würde. Der Wahrsager antwortete: „Wenn die Prinzessin funfzehn Jahre alt sein wird, so wird ein Riese kommen und sie rauben.“ Nun ließ der König die Prinzessin wohl bewachen, damit sie niemand rauben könne. Als die Prinzessin aber funfzehn Jahre alt war, stand sie eines Tages am Fenster. Da kam ein Riese vorbei, der zog sie mit seinem Athem an sich, nahm sie in seine Arme, und entfloh mit ihr so schnell, daß niemand ihn einholen konnte. Da ward der König sehr betrübt, und ließ im ganzen Land verkünden, wer ihm die Tochter wiederbringe, solle sie zur Gemahlin haben, und nach ihm König sein.

Das hörte auch eine arme Frau, eine Mutter von sieben Söhnen, die hatten alle sieben Zaubergaben erhalten*). Da rief sie den Aeltesten und sprach: „Wenn du mir sagst, was deine Kunst ist, so lasse ich dir einen neuen Anzug machen.“ „Ich kann zehn Männer in meine Arme nehmen,“ sprach der Sohn, „und so schnell laufen, wie der Wind.“ Da rief die Mutter auch den Zweiten, und frug ihn, was seine Kunst sei. Der antwortete: „Wenn ich mein Ohr an den Boden lege, so höre ich Alles, was in der Welt vorgeht.“ So frug die Mutter alle ihre Söhne, und jeder konnte eine Kunst; der Dritte konnte mit einem Faustschlag sieben eiserne Thüren zerschlagen; der Vierte konnte den Leuten etwas aus den Armen stehlen, ohne daß sie es merkten; der Fünfte konnte mit einem Faustschlag einen eisernen Thurm bauen; der Sechste hatte eine Flinte, mit der erschoß er Alles, worauf er zielte; der Jüngste endlich hatte eine Guitarre, wenn er darauf spielte, so konnte er die Todten erwecken. Mit diesen sieben Söhnen trat die Mutter vor den König, und sprach: „Königliche Majestät, meine Söhne wollen euch eure Tochter

*) Eigentlich: erano infatati, sie waren bezaubert.

wiederbringen.“ Da war der König sehr erfreut, ließ Jedem einen neuen Anzug machen, und so wanderten sie miteinander fort.

Als sie nun außer der Stadt, in einem Walde, waren, legte der zweite Bruder sein Ohr auf den Boden und sprach: „Ich höre die Prinzessin weinen; sie sitzt in einem Thurm mit sieben eisernen Thoren, und der Riese hält sie in seinen Armen.“ Da packte der Aelteste seine sechs Brüder auf, und lief mit ihnen bis vor den Thurm, in dem die Prinzessin saß. „Nun ist die Reihe an dir,“ sprachen sie zu dem dritten Bruder, der gab einen Faustschlag gegen die sieben eisernen Thore, daß sie zusammenfielen. Der vierte Bruder aber schlich sich in den Thurm, und während der Riese schlief, stahl er ihm die Prinzessin aus den Armen, und brachte sie zu seinen Brüdern heraus. Da packte der Aelteste wieder alle seine Brüder auf, und die Prinzessin dazu, und lief nun davon, so schnell wie der Wind.

Als der Riese erwachte, und die Prinzessin nicht mehr in seinen Armen fand, setzte er ihnen nach, und weil er noch schneller lief, als der älteste Bruder, so holte er sie bald ein. Da riefen die Brüder dem Fünften zu: „Nun ist die Reihe an dir.“ Und als er mit seiner Faust auf den Boden schug, erhob sich ein eiserner Thurm, in den versteckten sie sich alle acht. Der Thurm aber war so stark, daß der Riese ihn nicht zertrümmern konnte; darum lagerte er sich vor dem Thurme, und rief immer: „Gebt mir die Prinzessin heraus, so lasse ich euch ziehen.“ Die Brüder aber wollten nicht. Da bat er endlich: „Laßt mich nur einmal ihren kleinen Finger sehen, so will ich euch Alle ziehen lassen.“ Die Brüder dachten: „Nun das können wir wohl thun,“ machten eine kleine Spalte in den Thurm, und ließen die Prinzessin ihren kleinen Finger herausstrecken. Kaum sah das der Riese, so zog er sie wieder mit seinem Athem an sich, nahm sie in seine Arme, und wollte eiligst mit ihr fortlaufen. „Schnell, schieße ihn todt,“ sprachen die Brüder zum Sechsten; der nahm seine Flinte, zielte und schoß den Riesen todt. Wie sie aber hinliefen, sahen sie, daß er die Prinzessin mit todtgeschossen hatte. Da nahm der Jüngste seine Guitarre, und fing an zu spielen, und bald that

die Prinzessin die Augen auf, und wurde wieder lebendig. Nun nahm der Aelteste sie alle sieben in seine Arme, und lief zurück ins Schloß zum König.

Da war große Freude im Schloß, und der König sprach: „Wer soll denn nun meine Tochter zur Gemahlin haben? Laßt einmal hören, wer das größte Kunststück vollbracht hat." „Das bin ich gewesen," rief der Aelteste, „denn ich habe meine Brüder und die Prinzessin alle zusammen in meinen Armen getragen, und bin doch so schnell gelaufen wie der Wind." „Nein, das bin ich gewesen," rief der Zweite, „denn ohne mich hättet ihr nicht gewußt, wo die Prinzessin weilte." „Nein, mir gebührt die Prinzessin," rief der Dritte, „denn ich habe die sieben eisernen Thore eingeschlagen." „Was hätte euch das Alles geholfen, wenn ich nicht dem Riesen die Prinzessin aus den Armen gestohlen hätte?" frug der Vierte. „Und wenn ich nicht einen eisernen Thurm gebaut hätte," rief der Fünfte, „so hätte der Riese uns alle umgebracht." Der Sechste aber sprach: „Nein, mir gebührt die Prinzessin, denn ich habe den Riesen todt geschossen." „Und die Prinzessin dazu," rief der Jüngste, „und wenn ich sie nicht mit meiner Guitarre ins Leben zurückgerufen hätte, so wäre sie jetzt todt."

Da sprach der König: „Ja, du hast das größte Kunststück vollbracht, und du sollst meine Tochter heirathen."

Also wurde ein glänzendes Hochzeitsfest gefeiert, und der Jüngste heirathete die Prinzessin; die anderen Brüder aber beschenkte der König reichlich, und nahm sie in sein Schloß, und die Mutter dazu. Da lebten sie glücklich und zufrieden, und wir sind leer ausgegangen.

---

46. Von der Schlange, die für ein Mädchen zeugte.

Es war einmal eine arme Frau, die war so arm, daß sie in einer ganz wilden einsamen Gegend leben mußte, und hatte eine einzige Tochter, die war schöner als die Sonne. Die Mutter sammelte Kräuter,

und brachte sie in die Stadt zum Verkauf, die Tochter aber blieb zu Hause, wusch und kochte.

Eines Tages war die Mutter wieder in die Stadt gegangen mit ihren Kräutern, die Tochter aber war allein geblieben. Da kam der Königssohn in die einsame Gegend. Er war auf die Jagd gegangen, und hatte sich von seinem Gefolge verirrt. Als er nun das Häuschen sah, stieg er ab vom Pferde, klopfte an und bat um ein Glas Wasser, denn er war sehr durstig. Das Mädchen aber öffnete nicht die Thüre, sondern nur das Fenster, und reichte ihm das Glas Wasser zum Fenster hinaus. Als er nun ihre große Schönheit sah, ward er von einer bösen Lust ergriffen, und verlangte mit Ungestüm, sie solle ihm die Thüre aufmachen. Sie aber wollte nicht. Da brach er in seiner wilden Begierde die Thüre auf, drang in das Häuschen, und that ihr Gewalt an. Sie rief und schrie, aber es hörte sie niemand. Wie sie sich nun so vergeblich nach Hilfe umsah, erblickte sie eine Schlange, die eben vorüberkroch. „Wenn mich denn niemand hört in meiner Noth," sprach sie, „so rufe ich diese Schlange an, die soll für mich zeugen, daß du keine andre heirathen darfst, denn mich." Als sie das gesagt hatte, that sie dem Königssohn den Willen; dann verließ er das Häuschen. Sie erzählte aber ihrer Mutter nichts davon.

Nicht lange nachher verbreitete sich das Gerücht, der Königssohn werde nun bald eine schöne Prinzessin heirathen. Als nun die Mutter eines Tages wieder in der Stadt gewesen war, frug die Tochter sie am Abend: „Nun, liebe Mutter, was gibt es Neues in der Stadt?" „O mein Kind," sprach die Mutter, „man erzählt eine Geschichte, die ist so außergewöhnlich, daß sie niemand glauben kann. Denke dir, der Königssohn hat eine Schlange um den Hals, und niemand kann sie wegjagen, und wenn man sie wegreißen will, so schnürt sie sich nur fester um seinen Hals, und erwürgt ihn fast." Da die Tochter das hörte, wußte sie wohl, welche Schlange das war, und machte sich am Morgen ganz früh auf den Weg, ohne ihrer Mutter etwas zu sagen, und ging auf das Schloß.

Als nun die Wache frug, was sie begehre, antwortete sie: „Meldet mich dem König an, denn ich habe ein Mittel um den Königssohn von der Schlange zu befreien, die sich ihm um den Hals gehängt hat.“ Die Leute fingen an zu lachen, und sagten: „Es haben es so viele Aerzte und weise Leute versucht, und keinem ist es gelungen, und nun wolltest du es unternehmen!“ Sie aber sprach: „Meldet mich nur bei dem Könige an.“ Als nun der König den Lärm hörte, frug er, was es gebe. Da sagten ihm seine Diener: „Unten ist ein Mädchen, das rühmt sich, es hätte ein Mittel, den Königssohn von seiner Schlange zu befreien.“ „Nun, laßt sie heraufkommen,“ sprach der König, „wenn ihr Mittel nichts nützt, so wird es auch nicht viel schaden.“

Also wurde das schöne Mädchen vor den König geführt, und der König führte sie in das Zimmer seines Sohnes, und ließ sie dort mit dem Königssohne allein. Da stellte sie sich vor ihn hin und sprach: „Sieh mich einmal an; erkennst du mich?“ „Nein,“ antwortete der Königssohn, aber alsobald schlang das Thier sich fester um seinen Hals. „Wie?“ fuhr sie fort, „hast du denn vergessen, wie du in mein Haus mit Gewalt eingedrungen bist, und mich gezwungen hast, deinen Willen zu thun? Weißt du nicht mehr, wie ich die Schlange angerufen habe, als Zeugen, daß du keine andre heirathen dürfest, denn mich?“ Er wollte gern wieder mit „nein“ antworten, aber die Schlange zog sich so fest um seinen Hals, daß er endlich „ja“ sagte. Da ließ auch die Schlange ein wenig nach mit ihrem Drucke. „Und nun willst du eine Königstocher heirathen und mich verlassen?“ frug das Mädchen. „Ja,“ antwortete er, aber alsobald wickelte sich die Schlange wieder fester um seinen Hals, also daß er endlich versprach, die Königstochter nicht zu heirathen. „So schwöre mir, daß du mich heirathen wirst,“ sprach das Mädchen. Da schwur er es ihr zu, und alsobald fiel die Schlange von seinem Halse herab und verschwand. Der Königssohn aber eilte zum König und sprach: „Lieber Vater, schicket meine Braut nur wieder zu ihrem Vater zurück, denn dieses Mädchen hat mich von der bösen Schlange befreit, und soll nun meine Gemahlin werden.“

Also heirathete der Königssohn das schöne Mädchen, und sie ließ auch ihre Mutter auf das Schloß kommen, und so lebten sie glücklich und zufrieden, wir aber sind leer ausgegangen.

---

47. Von dem frommen Jüngling, der nach Rom ging.

Es war einmal eine arme Waschfrau, die hatte einen einzigen Sohn, der war wohl sehr dumm, aber dabei von Herzen gut und fromm. Die arme Frau schickte ihn mit ihrem Eselchen in den Wald, dort suchte er Reiser, trug sie in die Stadt und verkaufte sie. So lebten sie kümmerlich mit einander.

Nun begab es sich eines Tages, daß er mit seinem beladenen Esel an einer kleinen Kirche vorbeiging, in der eben gepredigt wurde. Da band er den Esel draußen an und trat in das Kirchlein und hörte, wie der Geistliche sagte: „Höret, meine Freunde, wie der Herr sagt: Wer in meinem Namen den Armen etwas gibt, wird es hundertfältig wieder erhalten.“ Als der Jüngling das hörte, ging er hinaus, verkaufte das Holz und den Esel und schenkte Alles den Armen. „Nun muß mir aber der Herr es hundertfältig wiedergeben,“ dachte er, und ging in die Kirche und drückte sich in eine Ecke, wo ihn Niemand sah. Als nun die Messen alle aus waren, schloß der Sakristan die Kirche und merkte nicht, daß der Jüngling drin geblieben war. Er wartete bis Alles still war, und stieg dann auf den Altar, wo ein großes Crucifix stand. Das redete er an und sprach: „Du, höre einmal.“ Seht ihr, sogar diese Freiheit nahm er sich in seiner Einfalt, den Herrn Jesus zu dutzen. „Du, höre einmal,“ sagte er also, „ich habe dein Gebot erfüllt und habe Alles was ich hatte verkauft und den Armen gegeben. Jetzt mußt du es mir aber hundertfältig wiedergeben, sonst habe ich ja Nichts meiner Mutter zu bringen.“ Lange sprach er in dieser Weise mit dem Crucifix, endlich antwortete der Herr: „Ich bin arm und kann dir kein Geld geben. Geh aber nach Rom, in die größte Kirche, dort wohnt mein Bruder, der ist

viel reicher als ich, der kann dir vielleicht das Geld geben." Da sagte der Jüngling: „Es ist auch wahr, du mußt sehr arm sein, denn du bist ja ganz nackend." Also drückte er sich wieder in seine Ecke und wartete bis der Sakristan am nächsten Morgen aufmachte, und er hinaus konnte.

Da machte er sich auf den Weg nach Rom, ohne seiner Mutter etwas zu sagen, und wanderte den ganzen Tag, bis er bei Dunkelwerden an ein Kloster kam. „Hier könnte ich wohl die Nacht zubringen," dachte er, klopfte an und begehrte ein Obdach. Das wurde ihm freundlich gewährt und der Prior rief ihn zu sich, um sich ein wenig mit ihm zu unterhalten. „Wohin wanderst du, mein Sohn?" frug er ihn. „Ich muß nach Rom gehen und mit dem Herrn sprechen, wegen einer Summe Geldes, die er mir geben muß." Der Prior dachte anfangs, der Bauernbursche habe ihn zum Besten, da er aber sein einfältiges Gemüth erkannte, sprach er zu ihm: „Du könntest mir wohl einen Gefallen thun. Meine Mönche gerathen jedesmal nach dem Essen in solchen Streit, daß sie sich die Köpfe blutig schlagen. Sonst sind sie so fromm und gesittet, nach dem Essen aber ist es, als ob ein böser Geist in sie gefahren wäre. Wenn du nun mit dem Herrn sprichst, so frage ihn, woher das kommt, und wenn du mir bei deiner Rückkehr die richtige Antwort bringst, so schenke ich dir hundert Unzen." Der Jüngling versprach es, ruhte die Nacht in dem Kloster und machte sich am andern Morgen wieder auf den Weg.

Er wanderte den ganzen Tag, bis er am Abend in eine kleine Stadt kam. Da sah er ein hübsches Haus stehen, klopfte an und bat um ein Obdach, und der Hausherr gewährte es ihm. Dieser Mann aber war ein Kaufmann, der hatte drei schöne Töchter. Als sich nun der Kaufmann mit dem Jüngling unterhielt, frug er ihn, wohin er gehe. „Ich muß nach Rom und mit dem Herrn sprechen, wegen einer Summe Geldes, die er mir geben muß," antwortete der Jüngling. Da glaubte auch der Kaufmann, er wolle ihn zum Besten haben, als er aber seine Einfalt erkannte, sprach er: „Thu mir einen Gefallen. Ich habe drei schöne Töchter, und habe noch Keine verheirathen können, ob ich gleich reich bin. Wenn du nun mit dem Herrn sprichst, so frage ihn, woher

das kommt, und wenn du mir die Antwort bringst, so schenke ich dir hundert Unzen." Der Jüngling versprach es und wanderte am nächsten Morgen weiter.

Als es nun Abend wurde, kam er an ein Bauernhaus, da klopfte er an und bat um ein Nachtlager. Der Bauer nahm ihn freundlich auf, ließ ihn bei sich am Tische essen und frug ihn: „Wohin gehst du denn?" Der Jüngling erzählte wieder, er gehe nach Rom, um mit dem Herrn wegen einer Summe Geldes zu sprechen. „Da könntest du mir einen Dienst erweisen," sprach der Brauer. „Ich habe ein schönes Gut, das hat früher viel Obst getragen. Seit einigen Jahren aber sind die Bäume alle unfruchtbar geworden, und ich habe auch nicht eine Feige oder Kirsche mehr gesehen. Wenn du nun mit dem Herrn sprichst, so frage ihn, woher das kommt, und wenn du mir die richtige Antwort bringst, so schenke ich dir hundert Unzen." Der Jüngling versprach es, übernachtete bei dem Bauer und wanderte am nächsten Morgen weiter.

Endlich kam er nach Rom, und suchte sogleich die größte und schönste Kirche aus, in der wurde eben die Messe gelesen. Da er nun die vielen seidnen und goldnen Gewänder der Priester sah und die goldnen Monstranzen mit Edelsteinen besetzt, dachte er: „Der Herr hatte Recht; dieser sein Bruder ist viel reicher, der kann mir gewiß mein Geld wiedergeben." Also drückte er sich in eine Ecke und wartete geduldig bis der Sakristan die Kirchthür schloß. Da stieg er auf den Altar, und sprach: „Du, höre einmal, dein Bruder hat mich zu dir geschickt. Der sollte mir eine große Summe Geldes geben, er ist aber zu arm und läßt dir deßhalb sagen, du solltest sie mir statt seiner geben." Der Herr ließ ihn erst eine Zeitlang bitten, dann antwortete er: „Es ist gut, geh du nur nach Haus, auf dem Wege wirst du dein Geld bekommen." „Ja" sprach der Jüngling, „ich muß dich aber noch etwas fragen. Eine halbe Tagereise von hier wohnt ein Bauer, der hat ein Gut, das ihm früher viel Obst einbrachte. Seit einigen Jahren aber sind die Bäume unfruchtbar geworden, woher kommt das?" Der Herr antwortete: „Früher hatte der Bauer keine Mauer um sein Gut gezogen, und wenn ein Armer vorbei-

kam, der durstig war, streckte er nur seine Hand aus und nahm eine Birne oder sonst eine Frucht, um seinen Durst zu stillen. Der Bauer aber war habsüchtig und gönnte den Armen die paar Früchte nicht, deßhalb ließ er eine Mauer um das Gut ziehen und seitdem sind die Bäume unfruchtbar. Wenn er die Mauer umreißt, wird das Gut wieder Früchte tragen." „Sage mir aber noch etwas," fuhr der Jüngling fort. „In der und der Stadt wohnt ein Kaufmann, der hat drei schöne Töchter, aber obgleich der Vater reich ist, so hat sich doch noch Keine verheirathet. Woher kommt das?" Da sprach der Herr: „Die Mädchen sehen zu viel auf ihre Kleidung und wollen dadurch einen Mann erlangen. Wenn sie aber fein sittsam und ohne Putz in die Kirche gehen wollten, so würden sie bald einen Mann bekommen." „Jetzt möchte ich aber noch Eines wissen," sprach der Jüngling. „In dem und dem Kloster sind die Mönche den ganzen Tag fromm und gesittet. Wenn sie aber gegessen haben, fangen sie an sich zu streiten, und es gibt einen großen Lärm. Woher kommt das?" „Sie haben den Teufel zum Koch," antwortete der Herr, „der verzaubert die Speisen, also daß sie diesen Unfrieden erregen." Da dankte der Jüngling dem Herrn und der Herr griff in seine Seite und gab ihm zum Abschied einen Stein, den solle er wohl verwahren.

Der Jüngling aber drückte sich wieder in seine Ecke, und als der Sakristan am andern Morgen die Kirchthür aufmachte, ging er hinaus und wanderte nach Hause zurück.

Als er nun zum Bauer kam, frug ihn der: „Hast du mit dem Herrn gesprochen?" „Ja," antwortete er, „die Bäume auf eurem Gut sind unfruchtbar, weil ihr die Mauer um das Gut gezogen habt. Wenn ihr die Mauer niederreißt und den Armen nicht wehrt, wenn sie einmal eine Frucht nehmen, dann wird das Gut wieder Obst tragen." „Schön," sprach der Bauer, „ich will gleich einen Versuch machen. Du mußt aber dableiben, bis ich die Bäume blühen sehe, sonst kann ich dir die hundert Unzen nicht geben." Da blieb der Jüngling bei ihm und der Bauer riß die Mauer nieder, und siehe da, schon nach

wenigen Tagen waren die Bäume mit Blüthen bedeckt. Da gab ihm der Bauer die hundert Unzen, dankte ihm und ließ ihn ziehen.

Da kam der Jüngling zum Kaufmann, der frug ihn auch, ob er mit dem Herrn gesprochen habe. „Ja," antwortete er, „eure Töchter verheirathen sich nicht, weil sie zu viel an Putz und Kleidung denken. Wenn sie aber fein sittsam in die Kirche gehen wollten, so würden sie bald einen Mann finden." „Bleibe einige Tage bei mir, bis ich sehe, ob dein Rath gut ist," sprach der Kaufmann, „dann will ich dir die hundert Unzen geben." Da blieb der Jüngling da, und der Kaufmann nahm seinen Töchtern den Putz und die schönen Kleider ab, und schickte sie bescheiden und sittsam gekleidet in die Kirche, und siehe da, schon nach wenigen Tagen meldeten sich mehrere Freier, daß der Vater nur zu wählen brauchte. Da schenkte er dem Jüngling die hundert Unzen, dankte ihm für seinen guten Rath und ließ ihn ziehen.

Am Abend kam der Jüngling in das Kloster und wurde zum Prior geführt, der frug: „Hast du mit dem Herrn gesprochen?" „Ihr habt in eurem Kloster den Teufel zum Koch, der verzaubert die Speisen, daß sie Unfrieden stiften," antwortete der Jüngling. „Wenn das wahr ist, so will ich den unsaubern Geist gleich beschwören," sagte der Prior, nahm das Weihwasser und kleidete sich in die heiligen Gewänder, ging in die Küche und beschwor den bösen Geist, daß er aus dem Kloster ausfuhr und die Mönche von da an in Frieden lebten. Der Prior aber dankte dem Jüngling, schenkte ihm die hundert Unzen und ließ ihn ziehen.

Als er sich aber der Stadt näherte, begann der Stein, den er im Busen trug, zu leuchten und verbreitete einen solchen wunderbaren Glanz, daß man ihn viele Meilen weit sah. Die Geistlichen aber, da die Kunde davon erscholl, machten sich auf und zogen feierlich dem wunderbaren Stein entgegen. Da mußte der Jüngling Alles erzählen, und weil er würdig erfunden worden war, mit dem Herrn zu sprechen, so sollte er nun auch den Stein tragen, und ging unter dem Baldachin und trug den Stein in seinen Händen. Als er aber in die Kirche kam, und den Stein auf den Altar gestellt hatte, sank er um und war

todt, und seine Seele flog zum Himmel. In der Kirche aber war auch seine Mutter, die erkannte ihren Sohn und da sie ihn umsinken sah, eilte sie auf ihn zu und schloß ihn in ihre Arme. Da fand sie die dreihundert Unzen und nahm sie zu sich, führte ein frommes Leben, indem sie den Armen viel Gutes that, und als sie starb, wurde sie im Himmel mit ihrem Sohn vereinigt.

---

48. Von Sabedda und ihrem Brüderchen.

Es war einmal ein Mann, dem war seine Frau gestorben, und hatte ihm zwei Kinder hinterlassen, einen Sohn und eine Tochter. Die Tochter war sehr schön, schöner als die Sonne, und ging in die Schule zu einer Lehrerin; die hatte eine Tochter, die war schwarz und häßlich, häßlicher als die Schulden. Die Lehrerin aber war eine listige Frau, und schenkte ihr immer Süßigkeiten, und sprach zu ihr: „Sage deinem Vater, er solle mich heirathen, so will ich dir alle Tage Süßigkeiten geben und du sollst es gut haben. Also bat das Kind seinen Vater, er solle doch die freundliche Lehrerin heirathen. Der Vater aber antwortete immer: „Sabedda*), du weißt nicht was du sagst; du wirst sehen, es wird dich reuen." Sabedda ließ nicht nach ihren Vater zu bitten, bis er endlich eines Tages die Geduld verlor, und sprach: „Gut, ich will deinen Willen thun, wenn es dir aber schlecht geht, so komm nicht zu mir, um zu klagen."

Also heirathete der Vater die Lehrerin, und am Anfang war die Stiefmutter freundlich mit Sabedda und ihrem Brüderchen. Es dauerte aber nicht lange, so wurde sie unfreundlich gegen die Kinder, und Sabedda mußte alle harte Arbeit thun, Holz suchen, und Wasser tragen, und bekam viele Schläge und wenig zu essen. Gegen ihre eigene häßliche Tochter aber war die Frau freundlich, und ließ sie thun, was sie wollte. Wenn

*) Isabella.

nun Sabedda so traurig war, sprach ihr Vater wohl zu ihr: „Siehst du, warum hast du nicht auf mich gehört? ich habe es dir ja gesagt, es würde dich reuen. Jetzt kann ich dir nicht helfen."

Eines Tages nun, da die Stiefmutter die arme Sabedda wieder grausam geschlagen hatte, sprach diese zu ihrem Brüderchen: „Komm, wir wollen in die weite Welt gehen, und unser Glück versuchen; bei der Stiefmutter kann ich es nicht mehr aushalten." Das Brüderchen war es zufrieden, und so schlichen sie sich leise mit einander fort, und wanderte in die weite Welt.

Da sie nun eine lange Zeit gewandert waren, wurde das Brüderchen so durstig, daß es schier verschmachtete, und da sie an einen Bach kamen, sprach es: „Sabedda, ich bin so durstig, ich will ein wenig trinken." Sabedda aber verstand, was das Bächlein rauschte: „Wer von meinem Wasser trinkt, der wird ein Schäfchen mit goldnen Hörnern," und sprach: „Ach, Brüderchen, trinke nicht von diesem Wasser, sonst wirst du ein Schäfchen mit goldnen Hörnern." Aber das Brüderchen hatte sich schon zum Wasser niedergebeugt, und kaum hatte es einige Schlucke getrunken, so war es schon in ein niedliches Schäfchen verwandelt, und hatte hübsche goldne Hörner. Da fing Sabedda an zu weinen, und wanderte traurig weiter, und das Schäfchen lief neben ihr her.

An demselben Tage aber war der König auf die Jagd gegangen, und während er so dem Wilde nachging, begegnete er der weinenden Sabedda, die war so schön, daß er die Augen nicht mehr von ihrem Gesicht abwenden konnte. Da frug er sie, warum sie weine, und sie antwortete: „Ich bin ein armes Kind, und habe eine böse Stiefmutter zu Hause, die hat mich so viel geschlagen, deßhalb bin ich fortgelaufen." „Willst du mit mir auf mein Schloß kommen, und willst meine Gemahlin werden?" frug der König. „Ja," antwortete Sabedda, „aber mein Schäfchen muß auch mit." Da nahm sie der König vor sich auf sein Pferd, und ein Diener mußte das Schäfchen führen, und so kamen sie in das Schloß. Der König ließ Sabedda mit königlichen Kleidern schmücken, und es wurde eine glänzende Hochzeit gefeiert. Sabedda aber

sorgte immer zuerst für ihr Schäfchen, das mußte auch bei ihr im Zimmer schlafen.

Nach einem Jahr gebar die Königin einen wunderschönen Knaben, da war große Freude im Schloß.

Nun begab es sich aber um diese Zeit, daß die falsche Stiefmutter hörte, Sabedda sei nicht gestorben, sondern sei die Frau des Königs geworden, und sei nun Königin. Da ward sie ganz schwarz vor Neid, und dachte, wie sie sie verderben könnte. Sie kaufte also einige Süßigkeiten, that einen Schlaftrunk in ein Fläschchen, und schmückte sich und ihre Tochter, und kam in das Schloß, als der König eben auf die Jagd gegangen war, und Sabedda noch krank zu Bette lag. „Ach, du liebes Kind," sprach die falsche Stiefmutter, „wie freut es mich, dich so wohl und glücklich zu sehen. Sieh, hier habe ich dir einige Süßigkeiten mitgebracht, und diesen stärkenden Wein, der wird dir gut thun. Versuche ihn nur einmal." Sabedda wollte nicht, denn sie fürchtete, die Stiefmutter möchte Arges im Schilde führen, da diese ihr aber immer zusprach, ließ sie sich endlich bereden, ein wenig von dem Weine zu versuchen. Kaum hatte sie einige Schlucke genossen, so fiel sie in einen festen Schlaf. Da zog ihr die Stiefmutter schnell ihr Nachtgewand aus, und warf sie in die Cisterne die im Garten war, und in der ein großer Fisch lebte, der verschlang alsbald die arme Sabedda. Ihrer häßlichen, einäugigen Tochter aber zog sie das Nachtgewand der jungen Königin an, und legte sie in ihr Bette; dann eilte die falsche Stiefmutter nach Hause, ehe noch der König von der Jagd zurückkam.

Als der König nun zu seiner Frau in das Zimmer trat, und die häßliche, einäugige Gestalt im Bette liegen sah, erschrak er und sprach: „Was ist denn mit dir geschehen?" „Ach," antwortete die falsche Königin, „das Schäfchen hat mich mit seinen Hörnern gestoßen, und hat mir ein Auge ausgestoßen." „So soll das schlimme Thier auch nicht länger leben," sprach der König, ließ seinen Koch herbeiholen, und sprach zu ihm: „Wetze deine schärfsten Messer, denn heute Abend sollst du dem Schäfchen den Hals abschneiden." Da faßte der Koch das Schäfchen an

den Hörnern, zog es zum Zimmer hinaus, und brachte es in die Küche, und fing an, seine Messer zu wetzen Das Schäfchen aber schlich sich betrübt in den Garten und an die Cisterne, fing an bitterlich zu weinen, und jammerte:

„Sabedda lieb, Sabedda mein,
Für mich sie wetzen die Messerlein,
Die schneiden mir ins Fleisch hinein." *)

Als der Koch nun das Schäfchen holen wollte, um ihm den Hals abzuschneiden, hörte er es so klagen und jammern, und entsetzte sich so sehr darüber, daß er eilends den König herbeirief und sprach: „Denkt euch nur, königliche Majestät, das Schäfchen spricht wie ein vernünftiger Mensch." „Du bist wohl toll," sprach der König, ging aber doch mit ihm zur Cisterne, wo das Schäfchen noch immer stand und jammerte:

„Sabedda lieb, Sabedda mein,
Für mich sie wetzen die Messerlein,
Die schneiden mir ins Fleisch hinein."

Als der König das hörte, sprang er hervor, und rief: „Wenn du sprechen kannst, so sage mir auch, warum du hier an der Cisterne stehst, und meine Sabedda anrufst, sonst haue ich dir den Kopf ab." Da erzählte das Schäfchen, wie die böse Stiefmutter gekommen sei, und die arme Sabedda in die Cisterne geworfen habe, und wie die droben im Bett nicht die junge Königin sei, sondern die häßliche Tochter der Stiefmutter. Sogleich befahl der König, daß man den großen Fisch fangen solle, und als man ihn herausgezogen hatte, ließ er ihm so lange warmes Oel eingießen, bis er Sabedda wieder ausspie; die war ganz munter und gesund, und noch viel schöner geworden. Zu gleicher Zeit aber hatte auch der Zauber ein Ende, der das Brüderchen in ein Schäfchen verwandelt hatte, und er wurde zu einem schönen Knaben, der umarmte voll Freude seine Schwester Sabedda. Da ließ der König seine liebe

---

*) »Sabedda, mia Sabedda,
Pri mia mmolanu li cutedda,
Pri tagghiari sta carni bedda.«

Frau in köstlichen, wohlriechenden Wassern baden, und ihr königliche Kleider anlegen; die häßliche Tochter aber ließ er in Stücke zerschneiden, und in einem Fasse einsalzen, und den Kopf ließ er zu unterst hineinlegen. Das Faß aber schickte er der Stiefmutter und ließ ihr sagen, ihre Tochter schicke ihr diesen Thunfisch. Da nahm das böse Weib den Deckel vom Fasse ab, und begann ganz erfreut das Fleisch zu essen. Sie hatte aber eine Katze, die sprang immer an ihr hinauf, und sprach: „Gib mir auch etwas mit, so helfe ich dir hernach auch weinen." Sie aber stieß die Katze von sich und rief: „Was? Ich sollte dir noch etwas von diesem schönen Thunfisch abgeben, den meine Tochter, die Königin, mir geschickt hat?" Als sie nun auf den Grund des Fasses kam, und den Kopf erblickte, merkte sie erst, daß sie ihre eigne Tochter gegessen hatte, und fing laut an zu schreien, und zerschlug sich den Kopf an den Mauern, bis sie todt hinsank. Die Katze aber sang: „Du hast mir nichts mitgeben wollen, jetzt helfe ich dir auch nicht weinen," und tanzte im ganzen Hause herum.

Der König aber und die junge Königin lebten glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachsehen.

---

49. Von Maria und ihrem Brüderchen.

Es war einmal ein Mann, dem war seine Frau gestorben und die hatte ihm zwei Kinder hinterlassen, einen Knaben, der hieß Peppe *), und ein Mädchen, das hieß Maria. Die beiden Kinder waren sehr schön und ihr Vater hatte sie von Herzen lieb. Weil er arm war, so ernährte er sich damit, daß er in den Wald ging, Reiserbündel machte und diese dann in der Stadt verkaufte. Weil er sich aber niemals von den Kindern trennen mochte, so nahm er sie mit in den Wald und sie suchten auch Reiser und trugen kleine Bündel nach Haus.

Nach einiger Zeit gedachte sich der Mann wieder zu verheirathen.

*) Joseph.

„Ach, Vater, thut das nicht," bat Maria, „wenn ihr uns eine Stiefmutter gebt, so wird sie uns gewiß mißhandeln." „Sorge nicht, mein Kind," antwortete er, „ich bin ja da und werde euch beschützen und werde euch immer so lieb haben, wie jetzt." Also ging er hin und heirathete eine Nachbarin, die war eine Wirthin und hatte eine Tochter. Diese Tochter war aber sehr häßlich und einäugig.

Eine Zeitlang ging Alles gut, bald aber wurde die Stiefmutter unfreundlich gegen die arme Maria und ihr Brüderchen, mißhandelte und schlug sie und gab ihnen fast nichts zu essen. Und weil Maria so schön war und ihre eigene Tochter so häßlich, so konnte die Stiefmutter sie erst recht nicht leiden und dachte, wie sie sie verderben wollte. Da sprach sie eines Tages zu ihrem Mann: „Die Zeiten sind so schlecht, und das Brod ist so theuer, und deine Kinder essen so viel, daß wir gewiß noch zu Bettlern werden. Thu deine Kinder fort, denn ich gebe ihnen Nichts mehr zu essen." „Ach, wo soll ich denn meine armen Kinder hinschicken?" sprach der Vater. „Laß sie morgen im dichten Wald, daß sie den Rückweg nicht finden," antwortete die Stiefmutter. „Ach nein," sagte der Mann," wie könnte ich eine solche Sünde begehen und meine Kinder, die ich so lieb habe, im Walde verlassen?" Wie es aber immer so geht, daß die Männer sich von ihren Frauen bereden lassen, so ließ sich auch dieser Mann von seiner Frau bereden, weckte am andern Morgen in aller Frühe die beiden Kinder und sprach: „Kommt, Kinder, heute weiß ich einen schönen Platz im Wald, wo wir viel Holz finden werden." Also machten sie sich auf und nahmen auch etwas Brod mit. Unterwegs begegneten ihnen ein Mann, der verkaufte Lupinen *). „Vater," sprach Maria, „gebt uns einen Senare **), damit wir uns Lupinen kaufen." Da gab ihnen der Vater den Senare und die Kinder kauften sich die Lupinen und aßen sie unterwegs und warfen dabei die Schalen auf den Weg. Endlich kamen sie in den Wald, und der Vater sagte: „Seht, Kinder, dort weiter unten sind viele Reiser, geht ihr dort hin

*) Luppini. **) 2 Centimes.

und machet die Bündel, derweil ich diesen alten Baumstamm umhaue. Ihr höret ja immer den Schall der Axt." Die Kinder thaten, wie ihr Vater sie geheißen, und fingen an große Reiserbündel zu machen. Der Vater aber nahm einen großen Kürbis, band ihn an den großen Baumstamm an, also daß er immerfort gegen den Stamm schlug, und schlich nach Haus. Die Kinder arbeiteten den ganzen Tag und wenn sie innehielten um nach ihrem Vater zu horchen, so hörten sie den Kürbis, der gegen den Baumstamm schlug, meinten es sei die Axt ihres Vaters und arbeiteten fröhlich weiter.

Als es aber schon anfing Abend zu werden, sprach Maria: „Der Vater arbeitet heute so lange, wir wollen doch lieber hingehen und ihn rufen." Da gingen sie hin, aber sie fanden ihren Vater nicht, und so viel sie auch rufen mochten, er antwortete ihnen nicht. Als sie aber den Kürbis erblickten, da merkten sie, daß er sie im finstern Walde allein gelassen hatte und fingen an bitterlich zu weinen. „Weine nicht, Peppe," sagte endlich Maria, „wir haben ja heute früh unterwegs die Lupinen gegessen, und wenn wir immer den Schalen nachgehen, so kommen wir schon in eine Gegend, die wir kennen und von wo aus wir uns nach Hause finden." Da gingen sie immer den Lupinenschalen nach und fanden sich zum Walde heraus und kamen glücklich nach Hause. Der Vater aber saß bei seinem Abendessen und hatte keine Lust zu essen, sondern weinte und jammerte nur: „Ach, meine armen, lieben Kinder, ich habe euch verlassen! Jetzt werden euch die wilden Thiere fressen! O meine Kinder!" Da riefen die Kinder hinter der Thür: „Vater, hier sind wir ja, macht uns auf." Und als der Vater die Thür aufmachte, sah er seine lieben Kinder gesund vor sich stehen. Da umarmte er sie und hieß sie sich zu Tische setzen, und freute sich von Herzen, daß sie wieder da waren.

Die Stiefmutter aber ergrimmte in ihrem Herzen, daß die Kinder wiedergekommen waren, und sagte wieder zu ihrem Mann, er müsse sie in einen noch tieferen und dichteren Wald führen. Der Mann wollte nicht, sie aber schrie und tobte, bis er es ihr mit schwerem Herzen versprach.

Am Morgen weckte er die Kinder wieder in aller Frühe und nahm sie mit in den Wald. Maria aber fürchtete sich, er möchte sie wieder allein lassen, also füllte sie sich ihre Taschen und die ihres Bruders mit Bohnen, und unterwegs aßen sie die Bohnen und streuten die Schalen auf den Weg. Der Vater führte sie in einen finstern Wald, in dem sie noch nie gewesen waren. „Ach, Vater, wie unheimlich ist es hier," sprachen sie. „Wir werden nur um so reichlicher Holz finden," antwortete er. „Geht nur etwas tiefer in den Wald hinein, an jene Stelle, wo die vielen Reiser sind, derweil ich diesen Stamm bearbeite." Da gingen die Kinder an die Stelle, die er ihnen gewiesen, er aber band wieder einen Kürbis an den Baumstamm und schlich nach Haus.

Als es nun bald Abend war, sprach Maria: „Peppe, ich höre noch immer den Vater arbeiten, wir wollen gehen, ihn zu rufen." Wie sie aber an den Baum kamen, wo der Kürbis hing, sahen sie ihren Vater nicht mehr, und merkten, daß er sie wieder im Stich gelassen hatte. „Weine nicht, Peppe," sprach Maria, „wir brauchen ja nur den Bohnenschalen nachzugehen, so finden wir uns schon nach Haus." Da gingen sie den Bohnenschalen nach und kamen bei dunkler Nacht zu Hause an. Der Vater saß beim Abendessen und jammerte um seine armen Kinder. „Vater, hier sind wir ja, macht uns nur auf," riefen sie und der Vater machte ihnen voll Freude auf und umarmte seine lieben Kinder.

Die böse Stiefmutter aber ward immer zorniger, daß sie dennoch den Weg nach Hause fanden und drohte ihrem Mann, wenn er die Kinder nicht noch einmal im Walde allein lasse, so würde sie sie wegjagen. Da weckte der Mann in aller Frühe seine Kinder und sprach: „Kommt, wir wollen in den Wald gehen Holz suchen." Maria wollte sich wieder die Taschen mit Bohnen anfüllen, aber es waren keine mehr da. Also nahm sie einige Händevoll Kleie und steckte sie in die Tasche. Während sie nun mit dem Vater ging, streute sie immer ein wenig Kleie auf den Weg. Der Vater brachte sie in einen ganz dichten, finsteren Wald, schickte sie wieder etwas weiter weg, Reiser zu suchen, band einen Kürbis an einen Baumstamm und schlich nach Haus.

Als es nun anfing dunkel zu werden, machten sich die Kinder auf, ihren Vater zu suchen, sie fanden ihn aber nicht und wußten nun, daß er sie verlassen hatte. „Weine nicht, Peppe,“ sprach Maria, „ich habe den Weg entlang Kleie gestreut, wir brauchen ihr nur nachzugehen, so finden wir uns schon nach Haus.“ Aber so viel sie auch suchen mochten, sie fanden den Weg nicht mehr, denn der Wind hatte die Kleie verweht und sie verirrten sich nur tiefer in den dunkeln Wald. Da fingen sie an bitterlich zu weinen und setzten sich unter einen Baum, um zu warten bis es Tag würde.

Dann wanderten sie weiter, aber sie fanden doch den Ausweg nicht. „Ach, Maria, mich dürstet so,“ sprach Peppe, „wenn wir an ein Bächlein kommen, so wollen wir trinken.“ Bald kamen sie an ein Bächlein, und Peppe wollte schon trinken, als Maria das Bächlein rauschen hörte: „Wenn ihr aus mir trinkt, so wirst du eine Schlange und dein Brüderchen ein Schlangerich*).“ „Ach, Peppe,“ bat Maria, „trink nicht, sonst wirst du ein Schlangerich; wir wollen lieber noch ein wenig warten.“ Nach einem Weilchen kamen sie wieder an ein Bächlein, und Peppe sagte: „Sieh, Maria, da können wir trinken.“ Das Bächlein aber rauschte: „Wenn ihr aus mir trinkt, so wirst du eine Häsin und dein Brüderchen ein Hase.“ Da sprach Maria: „Peppe, trink nicht, sonst wirst du ein Hase; wir wollen lieber noch ein wenig warten.“ Als sie wieder eine Strecke gegangen waren, kamen sie an ein anderes Bächlein, das rauschte: „Wenn ihr aus mir trinkt, so wirst du schöner als die Sonne, und dein Brüderchen wird ein Schäfchen mit goldnen Hörnern.“ „Ach, Peppe,“ bat Maria, „trink nicht.“ Peppe aber hatte sich schon gebückt, um zu trinken, und kaum hatte er einige Schlucke getrunken, so ward er in ein Schäfchen verwandelt und hatte hübsche goldne Hörner. Da fing Maria an zu weinen, aber Peppe war und blieb ein Schäfchen.

Also wanderte sie traurig weiter und führte das Schäfchen mit sich. Ehe sie aber fortging, trank sie auch aus dem Bächlein und da wurde sie

---

*) Serpuni.

noch viel schöner, als sie bis dahin gewesen war, schöner als die Sonne. Als sie nun eine Zeitlang gewandert waren, kamen sie an eine Höhle, in die krochen sie hinein, und da kein wildes Thier darin war, so sprach Maria: „Hier wollen wir wohnen, und den Tag über will ich herumgehen und Kräuter suchen, davon wollen wir uns nähren." Also machte Maria in der Höhle ein Lager von dürren Blättern, und suchte Kräuter im Wald, davon ernährten sie sich.

So vergingen viele, viele Jahre, und Maria war zu einer wunderschönen Jungfrau herangewachsen. Da geschah es eines Tages, daß der König auf die Jagd ging, und auch in die Gegend der Höhle kam. Auf einmal fingen seine Hunde an zu bellen und krochen in die Höhle hinein. Da schickte der König einen seiner Jäger nach, er solle nachsehen was sie gefunden hätten. Als nun der Jäger in die Höhle kroch und das wunderschöne Mädchen sah, kam er und berichtete es dem König, der rief: „Komm heraus, wer du auch sein magst, wir wollen dir nichts zu Leide thun." Da kam Maria heraus und wie sie da stand war sie schöner als die Sonne und der Mond, also daß der König in Liebe zu ihr entbrannte und sprach: „Schönes Mädchen, willst du mit mir auf mein Schloß gehen und meine Gemahlin werden?" „Ja," antwortete sie, „aber mein Schäfchen muß auch mit." Da nahm der König die schöne Maria auf sein Pferd und ritt mit ihr auf sein Schloß, und der eine von den Jägern mußte das Schäfchen führen. Die alte Königin aber, da sie ihren Sohn mit diesem wunderbaren Wesen erscheinen sah, rief sie ganz erstaunt: „Wen bringst du denn aus dem Walde?" „Mutter, dieses Mädchen soll meine Gemahlin sein," antwortete der König. Die Königin sah es zwar nicht gern, weil sie aber ihren Sohn so lieb hatte, so ließ sie ihm den Willen, und Maria war so wunderschön, daß sie sie auch bald von Herzen lieb gewann. Also wurde eine glänzende Hochzeit gefeiert und die schöne Maria wurde Königin. Das Schäfchen aber folgte ihr überall hin und mußte auch in ihrer Kammer schlafen.

Wie sie nun in all dem Glanz und der Herrlichkeit war, gedachte sie nicht mehr der Mißhandlungen, die die böse Stiefmutter ihr angethan

hatte, sondern schickte ihrem Vater und der Stiefmutter und ihrer Tochter schöne Geschenke und ließ ihnen sagen, sie sei nun Königin. Da wurde das Herz der Stiefmutter von Neid erfüllt, daß ein solches Glück nicht ihrer Tochter zu Theil geworden war, und sie dachte, wie sie die junge Königin verderben könne.

Als sie nun hörte, daß Maria nun nahe daran sei, eines Kindes zu genesen, machte sie sich mit ihrer Tochter auf und kam zur jungen Königin an einem Tag, da eben der König auf der Jagd war. Maria empfing sie freundlich und führte sie im ganzen Schloß herum und endlich zeigte sie ihnen auch ihre Kammer. Da sahen sie ein verschlossenes Fenster und die falsche Stiefmutter sagte: „Warum ist dieses Fenster verschlossen?“ „Es liegt dicht über dem Meer,“ antwortete Maria, „und so will der König nicht haben, daß ich es aufmache, denn er fürchtet sich, ich möchte einmal hinausfallen.“ „Ach, mach es doch auf, Maria,“ bat die Stiefmutter, „ich möchte einmal das Meer sehen und will dich schon festhalten, daß du nicht hinausfällst.“ Da ließ sich Maria bereden und machte auf, und da sie sich hinausbog, gab ihr die Stiefmutter einen Stoß, daß sie ins Meer fiel. Dicht unter dem Fenster aber war ein Haifisch, der hielt eben seinen Rachen auf, und als Maria ins Wasser fiel, verschluckte er sie. Nun legte die falsche Stiefmutter ihrer Tochter das Nachtgewand der Königin an und hieß sie, sich zu Bette legen. Sie selbst aber verließ eilig das Schloß.

Als nun der König nach Hause kam, und hörte, die junge Königin läge zu Bette, trat er zu ihr. Da er sie aber anschaute und sah, wie sie so häßlich war, erschrak er und sprach: „Was hast du gemacht, daß du auf einmal so häßlich und einäugig bist?“ „Ich bin krank,“ antwortete sie, „denn das böse Schäfchen hat mir mit seinem Horne ein Auge ausgestoßen, und dafür muß es sterben.“ Da ward der König zornig und ließ das Schäfchen ins Burgverließ einsperren und befahl dem Koch seine Messer zu wetzen, um es zu schlachten. Das Bugverließ lag dicht am Meer. Auf einmal hörte die Schildwache, wie das Schäfchen anfing zu jammern und zu sprechen:

„Schwesterchen, Schwesterchen, Ringelhaar,
Für mich sie wetzen die Messer gar,
Für mich sie setzen die Kessel blank,
Mir abzuschneiden mein Hälschen schlank." *)

Da antwortete eine Stimme aus dem Wasser:

„Ich kann dir nicht helfen, mein Brüderlein;
Der böse Haifisch im Rachen mich hält;
Mein Kindlein kann ich nicht bringen zur Welt!" **)

Da ging die Schildwache hin und erzählte es dem König, der verwunderte sich sehr und ging hin und stellte sich an den Platz, wo die Schildwache zu stehen pflegte. Da hörte er, wie das Schäfchen jammerte:

„Schwesterchen, Schwesterchen, Ringelhaar,
Für mich sie wetzen die Messer gar,
Für mich sie setzen die Kessel blank,
Mir abzuschneiden mein Hälschen schlank."

Alsobald antwortete die Stimme aus dem Wasser:

„Ich kann dir nicht helfen, mein Brüderlein;
Der böse Haifisch im Rachen mich hält;
Mein Kindlein kann ich nicht bringen zur Welt!"

Da erkannte der König die Stimme seiner Frau und ließ gleich das Schäfchen herausholen und sprach: „Sage mir, mit wem du gesprochen hast?" Das Schäfchen aber antwortete: „Mit meiner Schwester Maria, die im Rachen des Haifisches ist, denn die falsche Stiefmutter hat sie zum Fenster hinausgeworfen. Die oben im Bette liegt, ist meine häßliche Stiefschwester." Da ward der König sehr froh, und sprach: „Schäfchen,

---

*) »Soru, soru, aneddi, aneddi,
Pri mia mmolanu li cuteddi,
Pri mia mentinu li quaddari,
Pirchi a mia hannu ammazzari.«

**) »E iu, fratuzzu, chi ti pozzu fari?
In vucca sugnu a lu pisci-cani;
Gravida sugnu e nun pozzu figghiari!«

geh hin und frage deine Schwester, wodurch ich sie erlösen kann." Das Schäfchen ging hin und sprach seinen Vers und als Maria ihm antwortete, fuhr er fort: „Sage mir, Maria, womit kannst du erlöst werden?" Sie antwortete: „Dazu gehört ein starker, eiserner Haken, mit einem großen Klumpen Brod vorne daran. Wenn ich dir nun auf deinen Vers antworte, so ist es ein Zeichen, daß der Haifisch auf der Oberfläche des Wassers schläft, und den Rachen offen hat. Dann muß ihm der König den Haken in den Rachen hineinstecken, daß ich mich daran festhalten kann, während ihr mich hinauszieht." Und so thaten sie denn auch. Als Maria dem Schäfchen antwortete, stand der König mit dem großen Haken bereit, warf ihn dem Haifisch in den Rachen, und zog ihn mit aller Gewalt an sich, und Maria hatte den Haken ergriffen und wurde so hinausgezogen. Kaum aber war sie ins Schloß gebracht worden, so kam ihre Stunde und sie gebar einen wunderschönen Knaben. Da war der König sehr erfreut und Alle im Schloß mit ihm. Die häßliche, einäugige Stiefschwester aber, ließ der König enthaupten, in lauter Stücke schneiden und in einem Faß einsalzen, und schickte sie so ihrer Mutter und ließ ihr sagen: „Eure Tochter, die Königin, schickt euch diesen schönen Thunfisch." Als aber die böse Frau das Faß aufmachte, fand sie zu oberst das blinde Auge ihrer Tochter und erkannte es gleich, lief zum König und verlangte ihre Tochter zurück. Der König aber sprach: „Lässest du dich erst noch hören!" ließ sie ergreifen und in einen Kessel mit siedendem Oel werfen. Als Maria wieder gesund geworden war, hielt der König ein großes Fest, und sie blieben zufrieden und glücklich, und wir wie ein Bündel Wurzeln.

---

50. Vom klugen Bauer.

Es war einmal ein König, der war auf die Jagd gegangen. Da sah er in einem Felde einen Bauer, der arbeitete. „Wie viel verdienst du wohl an einem Tage," frug er ihn. „Königliche Majestät," antwortete der Bauer, „vier Carlini den Tag." „Was machst du denn da-

mit," frug der König weiter. Der Bauer sprach: „Den ersten esse ich; den zweiten lege ich auf Zinsen; den dritten gebe ich zurück; und den vierten werfe ich fort."*)

Der König ritt seines Weges weiter; nach einiger Zeit aber kam ihm die Antwort des Bauers doch sonderbar vor; also kehrte er wieder um, und frug ihn: „Sage mir doch, was willst du damit sagen, daß du den ersten Carlino issest, den zweiten auf Zinsen legst, den dritten zurückgibst und den vierten wegwirfst?" Der Bauer antwortete: „Mit dem ersten Carlino ernähre ich mich selbst; mit dem zweiten ernähre ich meine Kinder, die für mich sorgen müssen, wenn ich einmal alt sein werde; mit dem dritten ernähre ich meinen Vater, und gebe ihm damit zurück, was er an mir gethan hat, und mit dem vierten ernähre ich meine Frau, und werfe ihn also fort, denn ich habe keinen Vortheil davon." „Ja," sprach der König, „du hast Recht. Versprich mir aber, daß du keinem Menschen dasselbe erzählen willst; nicht eher, als bis du mein Gesicht hundertmal gesehen hast." Der Bauer versprach es, und der König ritt vergnügt nach Hause.

Da er nun mit seinen Ministern zu Tische saß, sprach er: „Ich will euch ein Räthsel aufgeben. Ein Bauer verdient vier Carlini den Tag; den ersten verzehrt er; den zweiten legt er auf Zinsen; den dritten gibt er zurück, und den vierten wirft er fort. Was ist das?" Es konnte aber keiner errathen.

Endlich dachte der eine Minister daran, daß der König den Tag vorher mit dem Bauer gesprochen hatte, und beschloß bei sich, den Bauer aufzusuchen, und sich die Lösung sagen zu lassen. Da er nun zum Bauer kam, frug er ihn um die Lösung des Räthsels. Der Bauer aber antwortete: „Ich kann sie euch nicht sagen; denn ich habe dem Könige versprochen, es niemanden zu erzählen, bevor ich nicht hundertmal sein Gesicht gesehen habe." „O," meinte der Minister, „des Königs Gesicht kann ich dir wohl zeigen," und zog hundert Thaler aus seinem

*) Unu n' iu manciu; unu lu scuntu; unu lu ristituiscio e unu lu jettu.

Beutel, und schenkte sie dem Bauer. Auf jedem einzelnen Thaler aber war des Königs Gesicht zu sehen. Da der Bauer nun jeden Thaler einzeln betrachtet hatte, sprach er: „Jetzt habe ich hundertmal des Königs Gesicht gesehen; jetzt kann ich euch die Lösung des Räthsels wohl sagen," und sagte sie ihm.

Der Minister aber ging vergnügt zum König und sprach: „Königliche Majestät, ich habe die Lösung des Räthsels gefunden; so und so lautet sie." Da rief der König: „Das kann dir nur der Bauer selbst gesagt haben," ließ den Bauer rufen, und stellte ihn zur Rede: „Hattest du mir nicht versprochen, es nicht zu erzählen, als bis du hundertmal mein Gesicht gesehen hättest?" „Königliche Majestät," antwortete der Bauer, „euer Minister hat mir auch hundertmal euer Bild gezeigt." Damit wies er ihm den Sack mit Geld, den ihm der Minister geschenkt hatte. Da freute sich der König über den klugen Bauer, und beschenkte ihn reichlich, daß er ein reicher Mann wurde sein Leben lang.

---

51. Vom singenden Dudelsack.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten drei schöne Söhne. Nun begab es sich eines Tages, daß der König und die Königin Beide von einer schweren Augenkrankheit befallen wurden und kein Arzt ihnen helfen konnte und kein Mittel anschlagen wollte. Als nun einst die Königin spazieren ging, begegnete sie einem alten Mütterchen, das bat um eine Gabe. Da schenkte ihm die Königin ein Almosen und das alte Mütterchen sprach: „Königliche Majestät, ihr habt kranke Augen und kein Arzt kann euch helfen. Ich weiß aber ein Mittel, das ist unfehlbar. Wenn ihr drei Federn von dem Vogel Pfau hättet, und damit eure Augen bestrichet, so würdet ihr von eurem Leiden genesen." „Wie soll ich mir aber die drei Federn verschaffen?" frug die Königin. „Ihr habt ja drei kräftige Söhne," antwortete die Alte, „lasset sie ausziehen, euch die Federn zu suchen." Da berief die Königin ihre drei

Söhne und sprach: „Meine lieben Kinder, eine alte Frau hat mir gesagt, meine Augen und die eures Vaters könnten wieder gesund werden, wenn unsere Augen mit drei Federn von dem Vogel Pfau bestrichen würden. So ziehet denn aus und suchet die drei Federn, daß wir wieder gesund werden.“ Da sprach auch der König: „Und wer mir die drei Federn bringt, soll nach mir König sein.“ Da segneten sie ihre drei Söhne, und sie wanderten fort, immer gerade aus.

Als sie nun eine lange Zeit gewandert waren, begegneten sie einer alten Frau, das war dieselbe, die ihrer Mutter den Rath wegen der drei Federn gegeben hatte. „Wo geht ihr hin, schöne Jünglinge,“ frug die Alte. „Wir sind ausgezogen, unseren Eltern drei Federn von dem Vogel Pfau zu suchen, damit ihre Augen wieder gesund werden,“ antworteten die Brüder. „Ach, ihr armen Kinder,“ rief die Alte, „da müßt ihr noch lange gehen, bis ihr die findet. Erst müßt ihr ein Jahr, einen Monat und einen Tag lang wandern.“ „Wenn es denn nicht anders ist, so werden wir eben wandern, bis wir die drei Federn gefunden haben,“ antworteten die Königssöhne.

Als sie nun wieder eine lange Zeit gewandert waren, begegneten sie derselben alten Frau. Die frug sie: „Wohin geht ihr, schöne Jünglinge?“ Da erzählten sie ihr, wie sie ausgezogen wären, die drei Federn zu suchen. „Wohl,“ sprach sie, „wenn nun ein Jahr, ein Monat und ein Tag vergangen sind, so werdet ihr an eine tiefe Cisterne kommen, da muß einer von euch sich hinunterlassen, und wieder ein Jahr, einen Monat und einen Tag drin zubringen, so kann er dem Vogel Pfau die drei Federn ausreißen.“

Da wanderten die Brüder wieder weiter und als ein Jahr, ein Monat und ein Tag vergangen waren, kamen sie an die tiefe Cisterne. Da ließ sich der älteste Bruder an einem Strick festbinden und in die tiefe Cisterne hinunter, und nahm ein Glöckchen mit, wenn er das läutete, so sollten ihn seine Brüder wieder hinaufziehen. Er kam aber nicht weit, denn es war in der Cisterne so dunkel, daß er bald den Muth verlor, und mit dem Glöckchen das Zeichen gab, seine Brüder sollten

ihn hinaufziehen. „Versuche du es einmal," sprach er zum zweiten Bruder. Dem ging es aber auch nicht besser; er verlor in der dunkeln Cisterne den Muth und schellte, zum Zeichen, daß seine Brüder ihn hinaufziehen sollten. Nun ließ sich der Jüngste festbinden und sprach: „Wartet hier oben auf mich ein Jahr, einen Monat und einen Tag; wenn ich dann noch kein Zeichen gebe, dann bin ich wohl todt." Also ließ sich der jüngste Königssohn in die Cisterne hinunter, und ob es gleich dunkel war, so verlor er doch nicht den Muth, sondern ging tapfer weiter, bis er auf den Grund kam. Als er sich nun umsah, befand er sich in einem großen Gewölbe und auf der einen Seite sah er eine Thür. Als er die aufmachte kam er in einen hellen Saal, darin weilte der Vogel Pfau. Da blieb er bei dem Vogel ein Jahr, einen Monat und einen Tag und diente ihm, und nach dieser langen Zeit gelang es ihm endlich, dem Vogel drei Federn auszureißen. Sobald er aber die drei Federn hatte, kehrte er in die Cisterne zurück und ließ sein Glöckchen erschallen. Seine Brüder waren schon im Begriff, weg zu gehen, denn sie dachten: „Der arme Junge ist gewiß schon lange todt." Als sie aber das Glöckchen hörten, waren sie sehr erfreut und zogen ihn schnell aus der Cisterne heraus. Da zeigte er ihnen die drei Federn und sie machten sich auf den Weg nach Haus.

Der älteste Bruder aber war neidisch, daß der Jüngste König werden sollte und sprach: „Wir haben doch Alle drei gearbeitet, so wollen wir Jeder eine Feder unseren Eltern überbringen." Der jüngste Bruder war es zufrieden, zog seine Federn heraus und gab dem Aeltesten die schlechteste, weil er am kürzesten in der Cisterne geblieben war, dem zweiten Bruder die zweitbeste und für sich behielt er die schönste. Da entbrannte das Herz seines ältesten Bruders vor Neid, und er beschloß, ihn zu tödten.

Also sprach er zum zweiten Bruder: „Warum hat unser jüngster Bruder das gethan und hat mir die schlechteste Feder gegeben, da ich doch der Aelteste bin? Dafür will ich ihn tödten." „Ach, thu das nicht," antwortete der zweite Königssohn, „er hat ja am meisten gearbeitet, also

gebührt ihm auch die beste Feder, was willst du ihn umbringen?" „Nein," rief der Andere, „er muß sterben, und wenn du mir nicht einen heiligen Eid schwörst, daß du zu Hause Nichts davon sagen willst, so reiße ich dir auch den Kopf ab." Da schwur ihm der zweite Bruder einen heiligen Eid, er wolle Nichts verrathen, und der Aelteste erschlug den jüngsten Bruder und verscharrte ihn im Sand. Es war aber an den Ufern des Jordanflusses.*) Die Feder hatte er ihm fortgenommen, und so wanderten die beiden Brüder weiter. Der Jüngere aber weinte immer und sprach: „Was sollen wir nun unseren Eltern sagen, wenn sie uns fragen, wo unser armer Bruder geblieben ist?" „Wir sagen, er sei im Jordan ertrunken," antwortete der Andere.

So kamen sie endlich nach Haus und sprachen zum König und zur Königin: „Liebe Eltern, hier sind die drei Federn von dem Vogel Pfau." Da bestrichen sie die Augen ihrer Eltern damit, also daß sie wieder sehend wurden. „Wo ist denn euer jüngster Bruder?" frug die Mutter. „Er ist im Jordan ertrunken," antwortete der Aelteste. Da war die Mutter sehr betrübt und weinte um ihren verlorenen Sohn. Der König aber sprach: „Mein ältester Sohn hat mir zwei Federn mitgebracht und sein Bruder nur eine, so soll also der Aelteste nach mir König sein."

Ein Schäfer aber hatte gesehen, wie die Beiden ihren Bruder im Sand verscharrten und dachte: „Ich will ihn wieder herausscharren und aus seinen Knochen und der Haut einen Dudelsack machen." Er hatte aber einen Hund mit sich, dem zeigte er den frischen Sandhügel, und der Hund scharrte so lange, bis er den todten Jüngling herausgescharrt hatte. Da ließ der Schäfer ihn an der Sonne trocknen, und nahm die Knochen und die Haut und machte einen Dudelsack daraus. Weil aber der Jüngling vor der Zeit eines gewaltsamen Todes gestorben war, so war sein Geist noch nicht zu seiner Ruhe eingegangen, sondern weilte in dem todten Körper. Als nun der Schäfer anfing zu spielen, ließ der Dudelsack ein schönes Lied ertönen, das lautete also:

*) Sciume Giordano.

„Spiele mich, spiele mich, o mein Bauer,
Spiele nur immer munter fort;
Für drei Federn eines Pfauen
Ward ich getödtet am Jordan dort,
Von meinem Bruder, dem Verräther.
Der Zweite hat keine Schuld zu tragen,
Dem Großen aber geht es an den Kragen.“ *)

So oft nun der Schäfer auf dem Dudelsack spielte, ertönte dieses Lied, das war so schön, daß Alle die es hörten davon gerührt wurden. Da zog der Schäfer durch alle Länder und ließ überall sein Lied hören, und die Leute gaben ihm gern viel Geld dafür.

So kam er auch endlich in die Stadt wo der König herrschte, und da sich das Gerücht verbreitet hatte, er spiele ein so wunderschönes Lied, so ließ ihn der König aufs Schloß kommen, damit er vor ihm und der Königin und den beiden Söhnen spielen solle. Da nun der Schäfer das Lied spielte, fing die Königin an bitterlich zu weinen und der König sprach: „Laß mich auch einmal darauf spielen.“ Als er nun anfing zu spielen, sang der Dudelsack:

„Spiele mich, spiele mich, o mein Vater,
Spiele nur immer munter fort;
Für drei Federn eines Pfauen
Ward ich getödtet am Jordan dort,
Von meinem Bruder, dem Verräther.
Der Zweite hat keine Schuld zu tragen,
Dem Großen aber geht es an den Kragen.“

Als nun der König zu Ende gespielt hatte, gab er den Dudelsack

---

*) »Sonami, sonami, miu viddanu,
Chiù mi soni e chiù mi piaci;
E pri tri pinni d' aceddu paùni
Fui ammazzatu a lu sciumi Giurdanu,
Di me frati, lu tradituri.
Lu menzanu nun ci curpa,
E lu granni va alla furca.«

der Königin und sprach: „Spiele du auch einmal.“ Da nahm die Königin den Dudelsack, der sang:

„Spiele mich, spiele mich, o meine Mutter,
Spiele nur immer munter fort;
Für drei Federn eines Pfauen
Ward ich getödtet am Jordan dort,
Von meinem Bruder, dem Verräther.
Der Zweite hat keine Schuld zu tragen,
Dem Großen aber geht es an den Kragen.“

Nach der Königin spielte auch der jüngere Bruder und der Dudelsack sang:

„Spiele mich, spiele mich, o mein Bruder,
Spiele nur immer munter fort;
Für drei Federn eines Pfauen
Ward ich getödtet am Jordan dort,
Von meinem Bruder, dem Verräther.
Du hast keine Schuld zu tragen,
Dem Großen aber geht es an den Kragen.“

Als der König das hörte, rief er: „Nun soll der Älteste auch einmal darauf spielen.“ Der wollte nicht, aber der König zwang ihn zu spielen, und nun klang das Lied:

„Spiele mich, spiele mich, Verräther,
Spiele nur immer munter fort;
Für drei Federn eines Pfauen
Hast du mich getödtet am Jordan dort.
Der Zweite hat keine Schuld zu tragen,
Du bist es, dir geht es an den Kragen.“

Da merkten Alle, daß der falsche Bruder seinen jüngsten Bruder ermordet hatte, und der König ließ einen Galgen errichten und ihn daran aufhängen. Dem Schäfer aber gab er große Schätze, damit er ihm den Dudelsack lasse.

---

52. Zaubergerte, Goldesel und Knüppelchen schlagt zu.

Es war einmal ein armer Maurer, der hatte eine Frau und eine Menge Kinder, und konnte doch nicht genug verdienen, um sie zu ernähren. Als sie nun eines Tages vor Hunger weinten, und der arme Mann keine Arbeit hatte, sprach er zu seiner Frau: „Ich will über Land gehen; vielleicht finde ich wo anders Arbeit, und kann euch Geld und Speise mitbringen."

Also machte er sich auf den Weg, und wanderte fort, und als er ein gutes Stück gegangen war, kam er auf einen Berg. Da sah er eine wunderschöne Frau liegen, die sprach zu ihm: „Du brauchst nun nicht weiter zu wandern, denn ich bin dein Glück, und ich will dir helfen." Da schenkte sie ihm eine Zaubergerte und sprach: „Wenn du essen willst, so befiehl nur dieser Gerte, so wird vor dir stehen, was dein Herz begehrt." Der Maurer dankte der unbekannten schönen Frau, und ging fröhlich heim.

Weil es aber schon dunkel war, konnte er nicht mehr bis nach Hause kommen, sondern mußte in einem Wirthshause einkehren. Da ließ er einen Tisch decken, und schlug dann mit der Gerte auf den Tisch. „Befiehl," antwortete die Gerte. „Ich wünsche mir einen Teller Maccaroni, Braten und Salat, und eine gute Flasche Wein," sprach er, und alsobald stand Alles vor ihm auf dem Tisch, und er aß sich satt, und dachte: „Jetzt habe ich für alle Zeiten genug." Der Wirth und die Wirthin hatten aber Alles mit angesehen, und als der Maurer fest eingeschlafen war, kam der Wirth leise hereingeschlichen, nahm die Zaubergerte fort, und legte ihm eine gewöhnliche Gerte hin.

Am nächsten Morgen machte sich der Maurer ganz früh schon auf den Weg, und kam bald nach Haus. „Hast du uns gar nichts mitgebracht?" frug ihn seine Frau. „Ich habe etwas mitgebracht, das ist besser als alle Einkäufe," antwortete er, „decke nur schnell den Tisch." Als der Tisch nun gedeckt war, schlug er mit der Gerte darauf, und rief: „Ich wünsche Maccaroni, Braten, Salat und Wein für mich und

meine Familie," aber es erschien nichts, er mochte fragen und rufen, so viel er wollte. Da fing seine Frau an zu weinen, denn sie dachte, ihr Mann wäre verrückt geworden. Er aber sprach: „Nun, laß es gut sein; ich muß eben noch einmal über Land gehen."

Also machte er sich auf, und wanderte bis zu demselbigen Berg, und fand auch die schöne Frau noch dort. Die sprach zu ihm: „Du hast die Gerte verloren, ich weiß es wohl, ich will dir aber doch wieder helfen. Nimm diesen Esel; wenn du ihn auf ein Tuch stellst, so speit er dir Geld, so viel du willst." Da nahm der Mauer den Esel, dankte der schönen Frau und ging heim.

Weil es aber anfing dunkel zu werden, mußte er in demselben Wirthshause einkehren. Da ließ er auftragen, was sein Herz begehrte, und als er gegessen und getrunken hatte, ließ er sich ein Betttuch geben, nahm den Esel in sein Zimmer, und stellte ihn darauf. Da spie der Esel ihm Geld, bis er ihn wegthat. Die Wirthin aber hatte durchs Schlüsselloch alles mit angesehen, und als der Maurer schlief, schlich sich der Wirth hinein, nahm den Goldesel fort, und stellte ihm einen gewöhnlichen Esel hin.

Am frühen Morgen machte sich der Maurer vergnügt auf den Weg, kam nach Haus, und rief schon von weitem seiner Frau zu: „Heute aber bringe ich etwas mit, das ist besser, als alle Zaubergerten. Breite ein Betttuch aus, so sollst du etwas sehen, was du noch nie gesehen hast." Die Frau that wie ihr Mann sie geheißen, als aber der Maurer den Esel aufs Betttuch stellte, spie der Esel kein Geld, und der Maurer kratzte sich im Haar und dachte: „Wie geht das nur zu? Gewiß haben mir der Wirth und seine Frau einen schlimmen Streich gespielt!" Da seine Frau nun anfing zu weinen, sprach er: „Sei nur still, ich muß eben noch einmal mein Glück versuchen."

So ging er denn wieder fort, und als er auf den Berg kam, war die schöne Frau auch noch da, und sprach: „Du hast auch den Goldesel verloren, ich weiß es. Dieses eine Mal will ich dir noch helfen, es ist aber das letztemal. Nimm diese Knüppelchen, und wenn du sprichst:

„„Knüppelchen mein schlagt zu““ *), so schlagen sie so lange darauf los, bis du ihnen zurufst: „„Knüppelchen mein, nun ist's genug.““ Der Maurer nahm die Knüppelchen, dankte der schönen Frau, und dachte: „Damit kann ich meine Zaubergerte und den Goldesel wieder erlangen. Vorher aber will ich einmal selbst ihre Kraft versuchen. Knüppelchen mein, schlagt zu!“ Alsbald schlugen die Knüppelchen auf seinem Rücken herum, daß er gleich wieder rief: „Knüppelchen mein, nun ist's genug!“ und die Knüppelchen wurden gleich wieder ruhig.

Abends kam der Maurer in dasselbe Wirthshaus, und der Wirth und die Wirthin sprachen unter einander: „Da kommt derselbige Maurer noch einmal, und bringt gewiß wieder ein Zauberstück mit.“ Der Maurer aber rief: „Knüppelchen mein, schlagt zu!“ und die Knüppelchen fuhren auf den Wirth und seine Frau los, und prügelten sie wacker durch. Da fingen die Beiden an zu schreien: „Nimm doch die Knüppelchen wieder von uns.“ Der Maurer aber antwortete: „Nicht eher, als bis ihr mir meine Zaubergerte und meinen Goldesel wieder herausgebt.“ Da liefen sie hin, und holten die Gerte und den Esel, und der Maurer rief: „Knüppelchen mein, nun ist's genug!“ und alsbald hörten die Knüppelchen auf zu schlagen.

Am frühen Morgen machte sich der Maurer wieder auf den Weg nach Haus. Als ihn seine Frau kommen sah, rief sie ihm entgegen: „Bringst du uns schon wieder einen schmutzigen Esel, der mir die ganze Stube übel zurichtet? Ich wollte doch, du kämest gar nicht wieder.“ „Knüppelchen mein, schlagt zu, aber nicht zu stark,“ sprach der Maurer, und die Knüppelchen prügelten die Frau, bis sie wieder zur Besinnung kam, und der Mann ihnen gebot einzuhalten. Die Frau aber deckte still den Tisch, wie ihr Mann sie es thun hieß, und dann schlug er mit der Gerte auf den Tisch. „Befiehl,“ antwortete die Gerte. Da wünschte sich der Mann ein schönes Mittagessen für sich und seine Familie, und alsbald stand Alles da, und sie aßen vergnügt miteinander. Nach dem Essen

*) Mazzareddi mei, mazziati.

sprach der Maurer: „Nun breite ein Betttuch aus, liebe Frau.“ Das that sie, und als er den Esel darauf stellte, spie das Thier so viel Geld als sie nur wollten. Da lebte der Maurer mit seiner Familie herrlich und in Freuden, und es mangelte ihnen nichts.

Die Nachbarn aber, als sie das Glück des Maurers sahen, wurden sie neidisch, und kamen zum König und sprachen: „Königliche Majestät, da ist ein Maurer, der ist bisher immer Hungers gestorben, und jetzt ist er auf einmal ein reicher Mann geworden, das geht nicht mit rechten Dingen zu.“ Da schickte der König seine Diener hin, die sollten den Maurer zu ihm bringen, der aber sprach: „Knüppelchen mein, schlagt zu!“ und ließ sie alle durchprügeln. Die Diener liefen zum König zurück, und klagten ihm, der Maurer habe sie alle durchprügeln lassen, und der König wurde zornig, versammelte seine Soldaten, und zog mit ihnen vor das Haus des Maurers. Der war unterdessen ein wenig spazieren gegangen, und hatte einen Mann angetroffen, der trug ein dreieckiges Hütlein, das war gar sonderbar anzuschauen. „Was du für ein sonderbares Hütlein hast,“ rief der Maurer. „Ja,“ sagte der Mann, „mein Hütlein hat aber eine eigene Tugend. Wenn ich dran drehe, so schießt es aus allen drei Ecken, und niemand kann mir dann widerstehen.“ Da sprach der Maurer: „Und ich habe ein Paar Knüppelchen. Wenn ich zu denen sage: „„Knüppelchen mein, schlagt zu,““ so prügeln sie die Leute durch, bis ich sie zurückrufe und spreche: „„Knüppelchen mein, nun ist's genug.““ Weißt du was? Wir wollen um meine Knüppelchen und um dein Hütchen spielen, und wer gewinnt, soll Beides haben.“ Da spielten sie drum, und der Maurer gewann, nahm das Hütlein und ging vergnügt heim.

Kaum war er nach Haus gegangen, so langte der König mit seinen Soldaten an, die wollten ihn gefangen nehmen. Er aber drehte sein Hütlein herum, daß es aus allen drei Ecken schoß, und die Soldaten alle todt machte. Da der König sah, wie unbezwingbar der Maurer war, versprach er ihn in Ruhe zu lassen, und der Maurer setzte sein Hütlein fest, und sprach: „Wenn ihr mich ungestört lasset, so verspreche ich euch auch, daß ich euch jedesmal mit meinem Hütlein und meinen Knüppelchen

zu Hülfe kommen will, wenn ihr in den Krieg müßt." Von da an lebte der Maurer ungestört ein herrliches Leben, und wenn ein Krieg ausbrach, kam er dem König zu Hülfe, also daß der König immer siegte. So blieben sie reich und getröstet, wir aber sind hier sitzen geblieben.

---

53. Von der schönen Angiola.

Es waren einmal sieben Nachbarinnen, die waren alle sieben zu gleicher Zeit guter Hoffnung. Da sie nun eines Tages beisammen saßen, sagte die Eine: „Ach, Gevatterinnen, ich habe ein solches Gelüste nach Brustbeeren*) und es sind doch nirgends welche zu haben." „Ich sehne mich auch nach Brustbeeren," sprach eine Zweite. „Ich auch, ich auch," riefen sie Alle. Die Eine aber sagte: „Wisset ihr, wo die schönsten Brustbeeren wachsen? Dort gegenüber in dem Garten, welcher der Hexe gehört. Aber wir können dort keine nehmen, denn wenn sie uns ertappt, so frißt sie uns, und sie hat überdieß einen Esel, der bewacht den Garten und wird uns gleich verrathen." Da rief die Erste wieder: „Ich habe aber ein solches Verlangen darnach; kommt nur mit, die Hexe ist jetzt nicht zu Haus und wird es nicht gleich merken wenn wir auch einige Brustbeeren nehmen; und dem Esel wollen wir so saftiges Gras vorwerfen, daß er nicht weiter auf uns achtet." Die Andern ließen sich bereden, und so schlichen sie alle sieben in den Garten der Hexe, warfen dem Esel schönes, saftiges Gras vor, und pflückten sich ihre Schürzen voll Brustbeeren. Sie entkamen auch glücklich, ehe die Hexe erschien.

Am andern Abend aber, da die sieben Nachbarinnen wieder bei einander saßen, erwachte von Neuem in ihnen das Gelüste nach den schönen Brustbeeren, und ob sie sich gleich vor der Hexe fürchteten, so konnten sie doch nicht dem Verlangen widerstehen und schlichen sich zum zweiten Mal in den Garten. Sie warfen dem Esel frisches Gras vor, pflückten sich

---

*) Zinzuli. Italienisch: giuggiola.

die Schürzen voll Brustbeeren und entwischten glücklich, ehe die Hexe zurückkam.

Die Hexe aber merkte wohl, daß Jemand im Garten gewesen war, denn es fehlten ihr viele Brustbeeren. Da frug sie den Esel, der aber hatte das schöne, saftige Gras gefressen und hatte auf Nichts geachtet. Also beschloß sie, am dritten Tag selbst im Garten zu bleiben. In der Mitte des Gartens war aber eine Grube, da hinein versteckte sie sich und deckte sich mit Blättern und Zweigen zu, und nur ein langes Ohr schaute heraus.

Die sieben Nachbarinnen saßen wieder bei einander und als sie an die schönen Brustbeeren dachten, erwachte von Neuem das Gelüste darnach. Die Eine aber sagte: „Wir wollen lieber heute nicht hingehen, die Hexe könnte uns doch einmal ertappen und dann geht es uns schlecht." Die Andern aber lachten und sagten: „Es ist uns ja zweimal geglückt, warum sollte uns heute ein Unglück begegnen? Komm nur mit." Also ließ sie sich bereden und sie schlichen sich wieder alle Sieben in den Garten. Da sie nun die Brustbeeren pflückten, bemerkte die Eine das lange Ohr der Hexe, das aus den Blättern hervorschaute. Sie glaubte aber, es wäre ein Pilz, ging hin und wollte ihn pflücken. Da sprang die Hexe aus der Grube hervor, und die sieben Frauen liefen schreiend davon. Die Eine aber konnte nicht so schnell entwischen, und die Hexe fing sie und wollte sie fressen. „Ach," bat sie, „freßt mich nicht; ich hatte ein solches Gelüste nach einigen Brustbeeren und konnte sonst nirgends welche bekommen. Ich will auch gewiß nie wieder in euren Garten dringen." „Nun gut," sagte endlich die Hexe, „für diesesmal will ich dir verzeihen, aber nur unter der Bedingung, daß du mir das Kind versprichst, welches zur Welt kommen soll. Sei es ein Knabe oder ein Mädchen, wenn es sieben Jahre alt ist, mußt du es mir abgeben." Da versprach es die Frau in ihrer Herzensangst und die Hexe ließ sie los.

Zu Hause warteten die sechs Nachbarinnen auf sie und frugen, wie es ihr ergangen sei. „Ach," antwortete sie, „ich habe ihr das Kind versprechen müssen, das ich zur Welt bringen werde, sonst hätte sie mich

gefressen.“ Als nun ihre Stunde kam, gebar die Frau ein wunderschönes Mädchen und nannte es Angiola. Das Kind wuchs und gedieh und wurde mit jedem Tage schöner.

Als Angiola sechs Jahre alt geworden war, sandte ihre Mutter sie in die Schule, zu einer Lehrerin, bei der sie nähen und stricken lernte. Wenn Angiola in die Schule ging, mußte sie aber an dem Garten der Hexe vorbei. Als sie nun beinahe sieben Jahr alt war, stand eines Tages die Hexe vor dem Garten, winkte ihr und schenkte ihr schöne Früchte und sprach: „Weißt du, schöne Angiola, ich bin deine Tante. Sage deiner Mutter, du hättest die Tante gesehen, und sie solle ihr Versprechen nicht vergessen.“ Angiola ging hin und sagte das der Mutter. Die war sehr erschrocken und sprach: „Ach, jetzt ist die Zeit gekommen, wo ich mein armes Kind von mir geben muß! Weißt du was, Angiola? Wenn die Tante dich morgen nach der Antwort fragt, so sage ihr nur, du habest vergessen den Auftrag auszurichten.“ Als nun Angiola am andern Tag in die Schule ging, war die Hexe auch schon da und frug sie: „Nun, was hat deine Mutter gesagt?“ „Ach, liebe Tante,“ antwortete das Kind, „ich habe vergessen es ihr zu sagen.“ „Nun gut, so sage es ihr heute,“ sprach die Hexe, „aber vergiß es nicht.“ So vergingen einige Tage. Die Hexe lauerte der schönen Angiola immer auf, wenn sie zur Schule ging, und wollte wissen, welche Antwort die Mutter gegeben habe. Angiola jedoch behauptete immer, sie habe vergessen, den Auftrag auszurichten. Eines Tages aber wurde die Hexe böse, und sprach: „Wenn du so vergeßlich bist, so muß ich dir eben ein Zeichen mitgeben, das dich an meinen Auftrag erinnert.“ Da packte sie ihren kleinen Finger und biß tief hinein, so daß sie ein ganzes Stück abbiß und sagte dann: „So, jetzt geh nach Haus und vergiß nicht, es deiner Mutter zu sagen.“ Weinend ging Angiola nach Hause und zeigte der Mutter das verwundete Fingerlein. „Ach,“ dachte die Mutter, „jetzt hilft Nichts, jetzt muß ich mein armes Kind der Hexe geben, sonst frißt sie es noch in ihrem Zorn.“ Als nun Angiola am nächsten Morgen zur Schule ging, sprach die Mutter zu ihr: „Sage der Tante, sie solle mit dir machen, was ihr gut dünke.“

Das that Angiola, und die Hexe sprach: „Gut, so komm mit mir, denn du gehörst mir an."

Also nahm die Hexe die schöne Angiola mit und führte sie weit weg in einen Thurm, der hatte keine Thüren und nur ein einziges Fenster. Da lebte Angiola mit der Hexe und hatte es gut bei ihr, denn die Hexe liebte sie wie ihr eigenes Kind. Wenn nun die Hexe von ihren Ausgängen nach Hause kam, so stellte sie sich unter das Fenster und rief: „Angiola, schöne Angiola, laß deine schönen Flechten herunter und nimm mich hinauf." *) Angiola aber hatte wunderschöne, lange Flechten, die ließ sie herunter und zog die Hexe daran hinauf.

Nun begab es sich eines Tages, als Angiola ein großes, schönes Mädchen geworden war, daß der Königssohn auf die Jagd ging und dabei in die Gegend gerieth, wo der Thurm stand. Er verwunderte sich über das Haus ohne Thür und dachte: „Wie kommen denn die Leute da hinein?" Da kam eben die alte Hexe von einem Ausgang zurück, stellte sich unter das Fenster und rief: „Angiola, schöne Angiola, laß deine schönen Flechten herunter und nimm mich hinauf." Sogleich fielen die langen Flechten herunter und die Hexe kletterte daran hinauf. Das gefiel dem Königssohn gar wohl und er blieb in der Nähe versteckt, bis die Hexe wieder fort ging. Dann stellte er sich unter das Fenster und rief: „Angiola, schöne Angiola, laß deine schönen Flechten herunter und nimm mich hinauf." Da warf Angiola ihre schönen Flechten hinunter und zog den Königssohn herauf, denn sie glaubte, es wäre die Hexe. Als sie nun den Königssohn sah, war sie anfangs sehr erschrocken, er aber redete ihr mit freundlichen Worten zu und bat sie, mit ihm zu entfliehen und seine Gemahlin zu werden. Da ließ sie sich überreden, damit aber die Hexe nicht erfahren sollte, wohin sie gegangen wäre, so gab sie allen Stühlen und Tischen und Schränken im Hause zu essen, denn das waren alles lebendige Wesen und konnten sie verrathen. Der Besen aber stand hinter der Thüre, den beachtete sie nicht und gab ihm Nichts zu essen. Dann

*) Angiola, bedd' Angiola, cala sti beddi trizzi e pigghia a mia.

nahm sie aus der Kammer der Hexe drei Zauberknäuel fort und entfloh mit dem Königssohn. Die Hexe aber hatte ein Hündlein, das hatte die schöne Angiola so lieb, daß es ihr folgte.

Nicht lange, so kam die Hexe nach Haus und rief: „Angiola, schöne Angiola, laß deine schönen Flechten herunter und nimm mich herauf," aber die Flechten fielen nicht herunter, so viel sie auch rufen mochte, und sie mußte endlich eine lange Leiter herbeiholen und durch das Fenster hineinsteigen. Als sie nun die schöne Angiola nirgends fand, frug sie die Tische und die Stühle und die Schränke: „Wo ist sie hingeflohen?" Die antworteten: „Wir wissen es nicht." Nur der Besen rief aus seiner Ecke hervor: „Die schöne Angiola ist mit dem Königssohn entflohen, der will sie zu seiner Gemahlin erheben." Da machte die Hexe sich auf, sie zu verfolgen, und hatte sie auch beinahe eingeholt. Angiola aber warf ein Zauberknäuel hinter sich, und es entstand ein großer Berg von Seife. Wie nun die Hexe darüber klettern wollte, glitt sie immer wieder zurück. Sie arbeitete aber doch so lange, bis sie glücklich darüber kam und eilte ihnen wieder nach. Da warf die schöne Angiola auch das zweite Zauberknäuel hinter sich und es entstand ein großer Berg, der war mit großen und kleinen Nägeln gespickt. Da mußte die Hexe wieder lange arbeiten, bis sie endlich ganz zerschunden darüber kam. Als nun Angiola sah, daß die Hexe sie schon wieder beinahe eingeholt hatte, warf sie auch das dritte Knäuel hinter sich, aus dem entstand ein reißender Strom. Die Hexe wollte hinüberschwimmen, aber der Strom wurde immer reißender, also daß sie endlich umkehren mußte. Da rief sie im Zorn der schönen Angiola noch eine Verwünschung nach und sprach: „So möge denn dein schönes Gesicht in ein Hundegesicht verwandelt werden!" In demselben Augenblick wurde Angiola's schönes Gesicht in ein Hundegesicht verwandelt. Der Königssohn aber war sehr betrübt und sprach: „Wie soll ich dich nun zu meinen Eltern bringen? Die werden niemals erlauben, daß ich ein Mädchen mit einem Hundegesicht heirathe." Also führte er sie in ein kleines Häuschen, darin sollte sie wohnen, bis der böse Zauber von ihr genommen wäre. Er selbst kehrte zu seinen Eltern zurück und

wohnte bei ihnen, wenn er aber auf die Jagd ging, dann kam er und besuchte die arme Angiola. Die weinte oft bitterlich über ihr Unglück, bis eines Tages das Hündlein zu ihr sprach: „Weine nicht, schöne Angiola. Ich will mich aufmachen und zur Hexe gehen und sie bitten, daß sie den Zauber von dir nimmt." Also machte sich das Hündlein auf den Weg und kehrte zur Hexe zurück, sprang an ihr hinauf und schmeichelte ihr. „Bist du wieder da, undankbares Thier?" rief die Hexe und stieß das Hündlein von sich. „Hast mich verlassen, um der undankbaren Angiola zu folgen." Da schmeichelte ihr das Hündlein, bis sie wieder freundlich wurde und es auf ihren Schoß nahm. „Mutter," sprach nun das Hündlein, „die arme Angiola läßt euch die Hände küssen; sie ist sehr traurig, denn sie darf mit dem Hundegesicht nicht in das Schloß, und kann nicht den Königssohn heirathen." „Das geschieht ihr Recht," sprach die Hexe, „warum hat sie mich betrogen. Nun kann sie auch ihr Hundegesicht behalten." Da bat aber das Hündlein so freundlich und meinte, die arme Angiola sei genug gestraft, bis ihm die Hexe endlich ein Fläschchen mit Wasser gab und sprach: „Bringe ihr das, so wird sie wieder die schöne Angiola werden." Das Hündlein dankte, sprang mit dem Fläschchen davon und brachte es glücklich zur armen Angiola. Als die sich mit dem Wasser wusch, verschwand das Hundegesicht, und sie wurde wieder schön, noch schöner als sie bis dahin gewesen war. Der Königssohn aber brachte sie voll Freuden auf sein Schloß, und der König und die Königin waren so entzückt von ihrer Schönheit, daß sie sie mit Freuden willkommen hießen und eine glänzende Hochzeit veranstalteten. Da blieben sie glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachsehen.

54. Von Autumunti und Paccaredda.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten ein schönes großes Reich. Sie hatten aber keine Kinder, und hätten doch so gerne einen Sohn gehabt, um ihm das Reich zu lassen. Da wandte sich die

Königin an die Mutter Gottes von Autumunti *), und sprach: „Heilige Mutter, wenn ihr mir einen Sohn gewährt, so will ich ihn Autumunti heißen, und euch sein Gewicht in Gold schenken."

Ein Jahr war noch nicht vergangen, als die Königin einen wunderschönen Knaben gebar, und ihn Autumunti nannte. Das Gold aber schickte sie der Mutter Gottes nicht, sondern dachte: „Das hat immer noch Zeit, ich kann es ja auch einen andern Tag schicken." Autumunti wuchs heran, und wurde mit jedem Tage schöner und stärker. Da er nun sieben Jahr alt geworden war, erschien ihm einmal die Mutter Gottes im Traum und sprach zu ihm: „Autumunti, sage deiner Mutter, sie solle ihres Gelübdes gedenken." Am andern Morgen erzählte Autumunti seiner Mutter, es sei ihm eine schöne liebliche Frau im Traume erschienen, und habe ihm das und das gesagt. „Ach, Kind," sprach die Königin, „das war die Mutter Gottes, die mahnt mich daran, daß ich gelobt habe, ihr dein Gewicht in Gold zu schenken, wenn du mir bescheert würdest." Da ließ die Königin aus der Schatzkammer einen Klumpen Goldes holen, der war so schwer als Autumunti, und sprach: „Mache dich auf, mein Kind, und bringe selbst das Gold zur Mutter Gottes von Autumunti."

Also machte sich der Knabe auf, und brachte der Mutter Gottes das Gold, weil er aber noch so klein war, verirrte er sich auf dem Heimwege, und konnte den Weg nicht zurück finden. Endlich kam er an ein Haus, und weil er hungrig und durstig war, klopfte er an; in dem Hause aber wohnten der Menschenfresser und seine Frau. Zu denen war einige Zeit vorher ein wunderhübsches kleines Mädchen gekommen, das hieß Paccaredda und hatte sich auch verirrt. Als der Menschenfresser die kleine Paccaredda sah, wollte er sie fressen, seine Frau aber fand Gefallen an dem schönen Kinde, und sagte, sie wollten es bei sich behalten, als ihre kleine Magd. Also blieb Paccaredda bei dem Menschenfresser und seiner Frau, und diente ihnen, und die Hexe hatte sie sehr lieb, und

*) Vom hohen Berg.

hielt sie wie ihr eigenes Kind. Als nun Autumunti an die Thür klopfte, machte ihm die Hexe auf, und dachte: „Nein, was für ein schönes Kind, das gibt einen herrlichen Braten.“ Der Menschenfresser aber erbarmte sich des schönen Knaben, und sprach: „Als Paccaredda kam, hast du mir nicht erlaubt, sie zu fressen. Jetzt will ich auch nicht, daß du den Autumunti frissest, sondern er soll bei uns bleiben und uns dienen.“ Also blieb auch Autumunti bei dem Menschenfresser und seiner Frau, und diente ihnen.

Die alte Hexe aber konnte ihn nicht recht leiden, und trug ihm immer schwere Arbeiten auf.

Eines Tages ging sie in den Wald, und band ein großes Bündel Holz zusammen, und ließ es liegen, und als sie nach Hause kam, schickte sie den armen kleinen Autumunti hin, er solle das Holz holen. Paccaredda aber sprach zu ihm: „Wenn dir das Bündel zu schwer ist, so sprich nur: „„Holz, mache dich leicht, aus Liebe zu meiner Schwester Paccaredda. *)““ Da ging Autumunti in den Wald, und als er das große Holzbündel sah, erschrak er, denn er konnte es nicht einmal aufheben, geschweige denn nach Hause tragen. Er sprach aber: „Holz, mache dich leicht, um meiner Schwester Paccaredda willen,“ und siehe da, das Holz wurde so leicht, daß er es ohne Mühe nach Hause tragen konnte. Wenn ihm die alte Hexe nun eine schwere Last zu tragen gab, so sprach er seinen Spruch, und alsbald wurde sie leicht. So wuchsen Autumunti und Paccaredda heran, und kamen nach und nach in das Alter der Vernunft. **)

Da sie nun Gefallen an einander fanden, sprach eines Tages Autumunti: „Weißt du, Paccaredda, ich bin eines großen Königs Sohn. Wir wollen entfliehen, und zu meinem Vater gehen, und uns dann heirathen.“ Paccaredda war es zufrieden, und in der Nacht, als der Menschenfresser und seine Frau fest schliefen, entflohen die Beiden

---

*) Ligna, facitivi leggi, pri l' amuri di me soru Paccaredda.
**) A l' età di ragiuni.

mit einander. Als die Hexe am Morgen erwachte, war Paccaredda ihr erster Gedanke, sie mochte sie aber rufen, so viel sie wollte, Paccaredda kam nicht. Da sie nun gewahr wurde, daß Beide fehlten, gerieth sie in einen heftigen Zorn, weckte den Menschenfresser und rief: „Dieser Autumunti, den du wie einen Sohn behandelt hast, ist mit meiner armen Paccaredda fortgelaufen. Schnell, mache dich auf und verfolge die Beiden." Da machte sich der Menschenfresser auf, und weil er viel schneller laufen konnte, als die beiden Flüchtlinge, so hatte er sie bald eingeholt. „Ach, Paccaredda," rief Autumunti, „der Menschenfresser ist ganz dicht hinter uns!" „Sei nur ruhig," antwortete sie, „ich werde zum Garten und du zum Gärtner darin." Da wurde sie in einen Garten verwandelt, und Autumunti in den Gärtner, und als der Menschenfresser herbei kam, frug er ihn: „Sagt mir, guter Freund, habt ihr vielleicht einen Jüngling und ein Mädchen gesehen, die hier vorbeiliefen?" „Was wollt ihr? Kohlrabi? Die sind noch nicht reif!" antwortete Autumunti. „Nein, ich spreche ja nicht von Kohlrabi," sagte der Andre, „ich meine, ob ihr Zwei gesehen habt, die hier vorbeigelaufen sind?" „Ach so, ihr verlangt Lattich; da müßt ihr in einigen Wochen wiederkommen." Der Menschenfresser verlor die Geduld und rief ärgerlich: „So geh, und laß dich segnen!" *) Weil er aber nicht wußte, auf welche Seite hinaus die Beiden gelaufen waren, so kehrte er nach Hause zu seiner Frau zurück; die frug ihn: „Nun, hast du sie nicht mitgebracht?" „Ach was," sprach er, „ich traf einen Gärtner, den frug ich, ob er sie hätte vorbeikommen sehen, er aber sprach nur von Kohlrabi und Lattich, da ließ ich ihn stehen und kehrte um." „Was fällt dir ein!" rief die Frau, „gleich geh hin und laufe ihnen wieder nach."

Also mußte sich der arme Mann aufmachen, und zum zweitenmal den Beiden nachlaufen. Unterdessen hatten Autumunti und Paccaredda ihre natürliche Gestalt wieder angenommen, und waren weiter geflohen. Da sie nun den Menschenfresser abermals dicht hinter sich sahen, sprach

---

*) Va, fatti benedire! d. h.: Geh zum Kuckuck!

Paccaredda: „Ich werde zur Kirche und du zum Sakristan,“ und alsobald wurde sie zur Kirche, und Autumunti zum Sakristan. „Guter Freund,“ sprach der Menschenfresser, „habt ihr einen Jüngling und ein Mädchen hier vorbeilaufen sehen?“ „Jawohl,“ antwortete der Sakristan, „die Messe wird bald anfangen.“ „Wer spricht denn von der Messe!“ rief der Menschenfresser, „ich frage euch, ob Zwei hier vorbeigelaufen sind?“ „Wenn ihr beichten wollt, so müßt ihr morgen wiederkommen,“ erwiederte Autumunti. Da verlor der Menschenfresser die Geduld und rief: „Geh, laß dich segnen!“ und kehrte nach Hause zurück. Als nun seine Frau ihn frug, was er ausgerichtet habe, brummte er: „Laß mich in Ruhe; ich habe einen Sakristan gefragt, ob er sie nicht habe vorbeilaufen sehen, er sprach aber von der Messe und vom Beichten, da habe ich ihn stehen lassen, und bin wieder umgekehrt.“ „Nein, seht doch die Dummheit!“ rief die Frau, „gleich gehst du noch einmal zurück und holst die Beiden ein.“ „Nein, jetzt habe ich es satt,“ sprach der Mann, „jetzt kannst du selbst deiner Paccaredda nachlaufen.“

Da machte sich die Frau auf den Weg, und verfolgte die Beiden, und hatte sie beinahe eingeholt. Als Paccaredda sie kommen sah, rief sie: „Werde du zum Strom, und ich zum Fischlein darin!“ Da wurde Autumunti zum Strom und Paccaredda wurde zum muntern Fischlein, das schwamm lustig hin und her. Die Hexe aber wußte wohl, was es mit diesem Fischlein für eine Bewandniß habe, und wollte es fangen. So oft sie es aber auch ergriff, sprang ihr das Fischlein doch gleich wieder aus der Hand, daß sie endlich die Geduld verlor, und rief: „Ja, geh nur, wenn aber die Zeit kommt, wo du ein Kind gebären sollst, dann will ich mich an dir rächen. Nicht eher sollst du deines Kindes genesen, als bis ich die Hände von meinem Kopf genommen habe.“ Damit faltete sie die Hände über dem Kopf und ging nach Haus

Autumunti und Paccaredda aber setzten ihren Weg fort, und kamen bald in die Stadt, wo der König wohnte. Autumunti aber schämte sich, seine schöne Braut in ihren zerrissenen Kleidern vor seine Eltern zu führen, deßhalb sprach er zu ihr: „Bleibe hier vor der Stadt, derweil

ich gehe, und dir im Schloß schöne Kleider hole." „Ach nein, thu das nicht," bat sie, „denn wenn du dich von deiner Mutter küssen lässest, so vergissest du mich, und kommst nicht wieder zu mir." Er aber versprach ihr, sie nicht zu vergessen, und ging allein aufs Schloß. Denket euch nun, welche Freude der König und die Königin empfanden, als ihr lieber Sohn wiederkam, den sie so viele Jahre als todt beweint hatten, und der nun ein schöner Jüngling geworden war. Seine Mutter warf sich ihm an den Hals, und wollte ihn küssen, er aber ließ es nicht geschehen, sondern sprach: „Nein, liebe Mutter, ihr dürft mich nicht küssen, sonst macht ihr mich unglücklich." Weil er aber hungrig und müde war, wollte er erst schlafen, ehe er zu seiner Paccaredda zurückkehrte. Als er nun schlief, gedachte die Königin ihre große Sehnsucht zu stillen und ihn zu küssen. Da schlich sie hinzu und küßte ihn, und in demselben Augenblick hatte er seine Paccaredda vergessen, blieb bei seinen Eltern und führte ein fröhliches Leben.

Die arme Paccaredda aber saß und wartete auf ihn, und als er immer nicht kam, so dachte sie endlich: „Gewiß hat er sich von seiner Mutter küssen lassen, und hat meiner vergessen." Da weinte sie bitterlich und war sehr betrübt, sie verlor aber dennoch nicht den Muth, sondern ging hin, kaufte zwei Tauben, und sprach einen Zauberspruch über dieselben aus. Mit den Tauben ging sie aufs Schloß, und bot sie dem Königssohn zum Verkauf an, und der Königssohn, dem sie gar wohl gefielen, kaufte sie. Aber ob er gleich mit Paccaredda sprach, erkannte er sie doch nicht. Als er nun den Tauben ihr Futter vorstreute, fing die eine von ihnen an, und sprach zur andern: „Soll ich dir eine schöne Geschichte erzählen?" „Ja, thu das," antwortete die zweite Taube. Da erzählte die erste die ganze Lebensgeschichte des Autumunti, und wie er zusammen mit der armen Paccaredda bei dem Menschenfresser gelebt hatte. Als aber der Königssohn den Namen Paccaredda hörte, da erinnerte er sich seiner schönen Braut, und er machte sich eilends auf, mit schönen Kleidern und einem prächtigen Wagen, fuhr zu Paccaredda hinaus und führte sie im Triumph aufs Schloß. Sie war aber nahe an

der Zeit, wo sie gebären sollte, und die Königin pflegte sie, als ob sie ihre eigene Tochter gewesen wäre. Als aber ihre Stunde kam, konnte sie das Kind nicht zur Welt bringen, denn die Verwünschung der alten Hexe ruhte noch auf ihr.

Da rief der Königssohn einen treuen Diener seines Vaters herbei, und schickte ihn in die Gegend, wo die Hexe wohnte, und befahl ihm, alle Todtenglocken läuten zu lassen, und wenn die Alte frage, wer gestorben sei, so solle er sagen: „Eure Tochter Paccaredda." — „Wenn sie nun die Hände vom Kopf nimmt," fuhr er fort, „dann lasse mit allen Glocken Gloria läuten, und wenn sie dich fragt, was nun geschehen sei, so antworte: „„Eure Tochter Paccaredda hat ein Kind zur Welt gebracht."" Der Diener that, wie ihm befohlen war, und kam in die Gegend, wo die alte Hexe wohnte. Da nun alle die Todtenglocken läuteten, stand er unter ihrem Fenster, und sie rief ihn an und sprach: „Sagt mir doch, für wen ist das Todtengeläute?" „Eure Tochter Paccaredda ist gestorben," antwortete der Diener. „O meine Tochter, meine liebe Paccaredda," jammerte die Frau und zerschlug sich mit den Händen die Brust. In demselben Augenblick genas Paccaredda eines wunderschönen Knaben. Da ließ der Diener mit allen Glocken Gloria läuten, und die Hexe horchte verwundert auf und frug, warum denn nun Gloria geläutet werde? „Eure Tochter Paccaredda hat ein Kind zur Welt gebracht," sprach der der Diener. Da merkte sie, daß sie betrogen worden war, und platzte vor Wuth. Autumunti aber heirathete die schöne Paccaredda, und sie blieben reich und getröstet, wir aber sind hier sitzen geblieben.

---

55. Die Geschichte von Feledico*) und Epomata.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, und hätten doch so gerne einen Sohn oder eine Tochter gehabt. Eines Tages, als sie am Balkon standen, ging eben ein Wahrsager

*) Federico.

vorbei. Da rief ihn der König herauf, daß er der Königin wahrsage, ob ihr Wunsch sich erfüllen werde. Der Wahrsager schaute die Königin lange an, und dabei machte er ein so trauriges Gesicht, daß ihn der König erschrocken fragte: „Nun? Was seht ihr?" „Königliche Majestät!" antwortete der Wahrsager, „lasset mich ziehen, denn ich kann es euch nicht sagen, was geschehen wird." Der König aber befahl ihm, sogleich zu sprechen, sonst werde er ihm den Kopf abhauen lassen, und so mußte denn der Wahrsager endlich antworten: „Die Königin wird einen Sohn bekommen, wenn er aber achtzehn Jahre alt ist, muß der Jüngling sterben." Als der König und die Königin das hörten, wurden sie tief betrübt, und sprachen: „Was hilft es uns, einen Sohn zu haben, wenn wir ihn bloß aufziehen müssen, um ihn nach achtzehn Jahren zu verlieren!" „Wenn ihr meinen Rath annehmen wollt," sagte der Wahrsager, „so laßt einen festen Thurm bauen, und schließt euer Kind mit der Amme darin ein, bis es achtzehn Jahre alt ist, denn sobald die Stunde vergangen ist, in der es achtzehn Jahre alt wird, so hat das Schicksal keine Macht mehr über dasselbe." Nach diesen Worten verließ der Wahrsager den Palast.

Nach einigen Monaten aber wurde die Königin guter Hoffnung. Da ließ der König sogleich einen festen Thurm bauen, und bestellte eine Hofdame, die sollte an dem Königssohn Mutterstelle vertreten. Als nun ihre Stunde kam, gebar die Königin einen wunderschönen Sohn, den nannte sie Feledico. Der König aber schickte das Kind mit der Hofdame und der Amme in den Thurm, und sperrte sie dort ein. Jeden Morgen mußte die Hofdame ins Schloß kommen, und berichten, wie es dem Kinde gehe, und jeden Abend spät, wenn der Königssohn schlief, kamen der König und die Königin in den Thurm, und besuchten ihr liebes Kind.

So vergingen viele Jahre, und der Knabe wuchs an einem Tage für zwei, und wurde täglich schöner und stärker. Er meinte aber, die Hofdame wäre seine Mutter, und kannte Niemanden als sie und die Amme.

Nun begab es sich eines Morgens, als er noch fest schlief, daß die

Hofdame wieder wie gewöhnlich zur Königin ging. Auf einmal rief eine Stimme: „Feledico! Feledico!“ Und als der Knabe erwachte, fuhr die Stimme fort: „Feledico, was bleibst du immer hier im Thurm eingesperrt? Die Frau, die du Mutter nennst, ist gar nicht deine Mutter, sondern deine Eltern sind ein mächtiger König und eine schöne Königin, die wohnen in einem herrlichen Schloß und genießen ihr Leben; du aber bist immer hier so ganz allein eingesperrt.“ Es war aber das Schicksal des Knaben, das so sprach. Als nun Feledico diese Worte hörte, fing er an zu weinen, und die Hofdame, die eben nach Hause kam, hörte es, und lief voll Schrecken zu ihm und sprach: „Mein Sohn, mein lieber Sohn, was weinst du so? Deine Mutter ist ja wieder bei dir.“ Feledico aber antwortete: „Warum nennt ihr mich euren Sohn? Ihr seid ja gar nicht meine Mutter, denn meine Mutter ist eine schöne Königin, und mein Vater ist ein mächtiger König, und sie wohnen in einem herrlichen Schloß.“ „Ach nein, Feledico,“ rief die Hofdame, „was hast du für Gedanken? Ich bin ja deine Mutter, und du bist mein lieber Sohn.“ So beruhigte sie ihn endlich mit vielen guten Worten, nachher aber ging sie mit großer Herzensangst zur Königin, und erzählte ihr Alles. „Ach, mein armes Kind,“ sprach die Königin, „nun wird ihn dennoch sein Schicksal ereilen.“

Nun vergingen wieder einige Tage, aber eines Morgens, als Feledico noch schlief, und die Hofdame zur Königin gegangen war, ertönte dieselbe Stimme und rief: „Feledico! Feledico!“ Der Königssohn erwachte und die Stimme fuhr fort: „Feledico, willst du meinen Worten nicht glauben? Sieh, wie bist du hier so allein, und bei deinen Eltern könntest du dein Leben genießen. Sage doch der Frau, die du Mutter nennst, sie solle dich zu deiner wahren Mutter führen.“ Feledico fing wieder an zu weinen, und als die Hofdame herbeilief, rief er: „Warum nennt ihr mich euren Sohn? Ihr seid ja meine Mutter nicht, und ich will zu meinen Eltern ins Schloß, und mit ihnen mein Leben genießen.“ Die Hofdame gab ihm wieder viele gute Worte, und endlich gelang es ihr, ihn zu beruhigen.

Als aber wieder einige Tage verstrichen waren, ertönte die Stimme des Schicksals zum drittenmal, und sprach dieselbigen Worte, und diesmal ließ er sich nicht beruhigen, sondern antwortete auf alles Zureden: „Ich will nicht länger hier bleiben, und will zu meiner Mutter." Da ging die Hofdame voll Trauer zur Königin, und klagte ihr Alles, und die Königin erwiderte: „Das Schicksal verfolgt meinen armen Sohn. Was hilft es, daß wir ihn davor bewahren wollen? Bringt ihn also ins Schloß." Da wurde Feledico ins Schloß gebracht, und blieb bei seinen Eltern, und wuchs heran, und wurde mit jedem Tage schöner. Seine Eltern aber ließen ihn auf Schritt und Tritt bewachen, und ließen ihn niemals auf die Jagd gehen, damit er nicht zu Schaden käme.

Eines Tages aber, als Feledico schon siebzehn Jahre alt war, sprach er zum Könige: „Lieber Vater, ach laßt mich doch heute auf die Jagd gehen, ich möchte so gern einige Vögel schießen." Der Vater wollte es ihm ausreden, aber Feledico bat immer wieder, und weil er sein einziger Sohn war, so konnte der König ihm nichts abschlagen, und ließ ihn mit zwei Ministern auf die Jagd gehen. Vorher aber rief er die beiden Minister zu sich, und sprach zu ihnen: „Ihr müßt mir versprechen, daß ihr dem Königssohn stets zur Seite bleiben wollt, und ihn keinen Augenblick verlassen." Das versprachen sie, und gingen mit dem Königssohn auf die Jagd. Als sie nun im Walde waren, sprach Feledico: „Was wollen wir Alle zusammen gehen? Jeder gehe auf eine Seite hinaus, und nachher wollen wir sehen, wer die meisten Vögel getroffen hat." „Ach nein, königliche Hoheit, das kann nicht sein, denn wir haben dem König versprochen, euch keinen Augenblick aus den Augen zu lassen." „Ach was, ich entferne mich ja nicht weit, und wenn mir etwas zustoßen sollte, werde ich sogleich in mein Jagdhorn blasen, daß ihr mir zu Hülfe eilen könnt." Da willigten die Minister ein, und gingen auf die eine Seite hinaus, und Feledico ging auf die andre Seite. Als er ein Weilchen gegangen war, sah er einen Vogel auf einem Zweige sitzen. „Ei!" dachte er, „der hübsche Vogel! Den will ich schießen." Da legte er die Büchse an, zielte und schoß. Kaum aber hatte er geschossen, so

ward er aus dem Walde entrückt, und befand sich in einem schönen großen Schlosse. Die Minister warteten eine Zeitlang, als aber Feledico nicht wiederkam, ward ihnen bange, sie suchten und riefen ihn, Feledico war aber nirgends zu finden. Da kehrten sie endlich ins Schloß zurück, fielen dem Könige zu Füßen, und erzählten ihm Alles, und der König und die Königin legten Trauerkleider an um ihren verlorenen Sohn, und sprachen: „Sein Schicksal hat ihn dennoch ereilt." — Doch lassen wir nun den König und die Königin, und sehen wir, was aus Feledico geworden ist.

Das Schloß, in dem er sich befand, gehörte einer mächtigen Zauberin; ihr Mann aber war ein König der Heiden*), und litt seit vielen Jahren an einem schrecklichen Aussatz. Es war ihm aber prophezeit worden, er könne genesen, wenn er seine Wunden bestreiche mit dem Blute eines Königssohnes, der in derselben Stunde hingerichtet werde, in welcher er achtzehn Jahre alt werde. Darum hatte die Zauberin den armen Feledico durch ihre Macht entführt, und wollte ihn an dem Tage, da er achtzehn Jahr alt sein würde, hinrichten lassen.

Die Zauberin aber hatte eine wunderschöne Tochter, die hieß Epomata. Da sie nun den unglücklichen Feledico erblickte, entbrannte sie in heftiger Liebe zu ihm, und es that ihr Leid um den schönen Jüngling, der so elendiglich hingerichtet werden sollte. Weil sie sich aber vor ihrer Mutter fürchtete, so wagte sie es nicht, bei Tage mit ihm zu sprechen, sondern kam nur des Nachts leise in sein Zimmer, und rieth ihm, was er thun solle.

So blieb denn Feledico fast ein ganzes Jahr im Schloß bei der Zauberin, und hatte Alles, was er wollte, nur aus dem Schlosse durfte er nicht hinaus.

Eines Abends aber kam Epomata zu ihm und sprach: „In drei Tagen wirst du achtzehn Jahre alt sein, dann will dich meine grausame Mutter hinrichten lassen. Aber fürchte dich nicht, denn ich will dich

*) Turchi.

erretten, wenn du genau thust, was ich dir sage. Stehe morgen früh nicht auf, und wenn der erste Minister kommt, dir dein Frühstück zu bringen, so sage ihm, du habest starke Kopfschmerzen, und wollest zu Bette liegen bleiben. Uebermorgen stelle dich noch kränker, und bleibe abermals im Bette liegen. In der Nacht aber werde ich kommen, und dann wollen wir fliehen."

Feledico that Alles, wie Epomata ihm befohlen hatte; als der Minister am Morgen kam, um ihm sein Frühstück zu bringen, lag Feledico noch im Bett und klagte, er sei krank, und wollte nicht aufstehen. Da der Minister dies der Zauberin hinterbrachte, antwortete sie: „Lasset ihn gewähren, wenn er nur noch die zwei Tage lebt, daß wir ihn lebendig zum Richtplatz bringen." Am andern Morgen, als der Minister wieder zu Feledico kam, frug er ihn: „Nun, königliche Hoheit, wie fühlt ihr euch heute?" „Ach, schlecht," antwortete Feledico, „ich will auch heute zu Bette liegen bleiben." Da ließen sie ihn ruhig liegen, und dachten: „Bis morgen wird er schon noch am Leben bleiben." Epomata aber rief eine vertraute Hofdame, und ließ sich durch sie einen großen Korb mit Kuchen und Süßigkeiten verschaffen, und mehre Flaschen mit feinem Wein, den vermischte sie mit einem starken Schlaftrunk.

Nun hatte die Zauberin zwei Zauberbücher, aus denen sie ihre Macht entnahm, das eine war schwarz, das andre weiß; das weiße war aber mächtiger als das schwarze. Diese Bücher hatte sie immer unter ihrem Kopfkissen versteckt; das wußte Epomata, und da es dunkel war, schlich sie hinzu, und nahm das weiße Zauberbuch hervor.

Als nun Alle schliefen, schlich sie in das Zimmer des Feledico und brachte ihm ärmliche Kleidung, die mußte er anlegen. Auf den Kopf mußte er den Korb mit Süßigkeiten und die Flaschen mit dem Schlaftrunk nehmen, und nun hinter Epomata drein gehen. Das Schloß aber wurde von sieben Wachen bewacht, an denen mußten sie vorbei, um zu entfliehen. Als sie nun an die erste Wache kamen, sprach Epomata: „Morgen ist ein Freudentag, weil da der Königssohn hingerichtet werden soll, und durch sein Blut der König von seinem Aussatz geheilt werden

wird. Deßhalb schicket euch die Königin hier etwas süßen Kuchen und guten Wein, auf daß auch ihr vergnügt seiet." Als aber die Soldaten von dem Schlaftrunk genommen hatten, fielen sie alsbald in einen tiefen Schlaf. So machte es Epomata bei allen Wachen, und als sie alle eingeschlafen waren, gingen die Beiden in den Stall, sattelten die zwei schnellsten Pferde und entflohen.

Am andern Morgen früh schickte die Zauberin ihre Soldaten, um den armen Feledico zum Richtplatz abzuholen. Als sie aber in seine Kammer drangen, war Feledico verschwunden. Da liefen sie hin, und sagten es der Königin, die rief: „Ist Feledico entflohen, so kann nur meine Tochter ihm geholfen haben." Also lief sie in das Zimmer ihrer Tochter, aber das Zimmer war leer, und so viel sie auch Epomata suchen mochte, sie fand sie nirgends. „Diese ungerathene Tochter!" rief sie in ihrem Zorn, „aber ich will mich an ihr rächen. Und ist auch meine Gewalt über den Königssohn nun zu Ende, so soll Epomata mir doch nicht entwischen." Da wollte sie ihre Zauberbücher mit sich nehmen, aber sie fand nur das schwarze, denn das weiße hatte Epomata mitgenommen. Die Zauberin wurde nur noch viel zorniger, ließ sogleich die Pferde satteln, und ritt mit ihren Ministern den Flüchtlingen nach. Unterdessen ritten Feledico und Epomata so schnell als ihre Pferde zu laufen vermochten, und Epomata sprach: „Feledico, siehe dich um, und sage mir, was du siehst." Da er sich nun umsah, erblickte er die Zauberin, die ihnen nahe gekommen war, und rief voll Schrecken: „Epomata! Epomata! Deine Mutter ist dicht hinter uns." Sogleich schlug Epomata das Zauberbuch auf, und sprach: „Ich werde zum Garten und du zum Gärtner darin!" Kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, so ward sie in einen Garten verwandelt, und Feledico war der Gärtner darin. Als nun die Zauberin herzu kam, frug sie ihn: „Saget mir, schöner Bursche, habt ihr nicht einen Mann und eine Frau gesehen, die hier vorbeiritten?" „Was wollt ihr? Fenchel?" antwortete Feledico, „der ist noch nicht an der Zeit." „Ach nein! Darnach frage ich nicht; ich frage euch, ob ihr einen Mann und eine Frau gesehen habt, die hier vorbeigeritten sind?"

„Was, was? Spargeln? Die werden wir nächstens in Bündelchen binden.“ „Seht ihr, königliche Majestät,“ sprach der eine Minister, „dieser Mann versteht euch nicht, und die Flüchtlinge können wir doch nicht mehr einholen, die sind schon über alle Berge.“ Da kehrten sie um; Epomata und Feledico aber nahmen ihre menschliche Gestalt wieder an, und flohen weiter.

Während nun die Zauberin zurückritt, schlug sie ihr schwarzes Zauberbuch auf, und als sie darin las, der Garten und der Gärtner seien Epomata und Feledico gewesen, gerieth sie in einen großen Zorn und sprach: „Ich muß mich doch an meiner ungerathenen Tochter rächen; wir wollen ihnen wieder nachreiten.“ Feledico aber schaute immer hinter sich, und als er die Zauberin in der Ferne erblickte, rief er: „Epomata! Epomata! Deine Mutter ist dicht hinter uns.“ Da schlug Epomata ihr Buch auf, und sprach: „Ich werde zur Kirche und du zum Sakristan darin!“ und sogleich verwandelte sie sich in eine Kirche, und Feledico war der Sakristan. Als die Zauberin an die Kirche kam, frug sie: „Guter Mann habt ihr vielleicht einen Mann und eine Frau gesehen, die hier vorbeigeritten sind?“ „Der Pater ist noch nicht gekommen, deßhalb hat die Messe noch nicht angefangen,“ antwortete Feledico. „Ach was! von der Messe spreche ich nicht, ich frage euch, ob ihr einen Mann und eine Frau habt vorbeireiten sehen?“ „Wenn der Pater kommt, könnet ihr zur Beichte gehen,“ antwortete Feledico. So trieb er es so lange, bis die Zauberin endlich die Geduld verlor, und umkehrte. Die Beiden nahmen nun ihre menschliche Gestalt wieder an und ritten weiter.

Die Zauberin aber las in ihrem Buche, daß die Kirche und der Sakristan die beiden Flüchtlinge gewesen waren. Da ward sie sehr zornig und sprach: „Wir wollen noch einmal umkehren, und diesmal sollen sie mir nicht entwischen.

Also ritten sie ihnen nach, Feledico aber hatte sich schon lange nicht umgesehen. Da er nun einmal hinter sich sah, war die Zauberin schon ganz dicht bei ihnen. „Epomata! Epomata!“ rief er, „wir sind verloren!“ „So werde du zum Teich und ich zum Aal darin!“ sprach

Epomata schnell, und sogleich wurde Feledico zum Teich, Epomata aber ward zum Aal, der lustig im Wasser umherschwamm. Die Zauberin aber hatte es wohl gemerkt, neigte sich über den Teich und wollte den Aal fangen. So oft sie ihn aber gefaßt hatte, entschlüpfte der Aal ihrer Hand, und sie mühte sich vergebens ab. Da verlor sie endlich die Geduld und rief: „So möge Feledico deiner vergessen bei dem ersten Kusse, den er im Hause seines Vaters erhält.“ Als sie diesen Fluch ausgesprochen hatte, bestieg sie ihr Pferd und ritt zurück.

Feledico und Epomata aber nahmen ihre menschliche Gestalt wieder an, und nachdem sie noch eine lange Zeit geritten waren, kamen sie endlich in das Reich des Königssohnes. Da sprach Feledico: „Ich bin ein Herrscher, und du sollst meine Frau sein, darum geziemt es dir auch nicht, in diesen schlechten Kleidern vor meinen Eltern zu erscheinen. Deßhalb will ich dich in ein Wirthshaus führen, da sollst du bleiben, derweil ich zu meinen Eltern gehe, und dort Alles hole, was nöthig ist, damit du im Triumph einziehen könnest.“ „Ach, Feledico,“ antwortete Epomata, „erinnerst du dich aber auch an den Fluch, den meine Mutter gegen mich ausgesprochen hat? Ich bitte dich, gedenke daran, daß du dich nicht küssen lassest, denn bei dem ersten Kuß, den du empfängst, wirst du meiner vergessen.“ „Sei nur ruhig,“ antwortete Feledico, „ich will daran denken.“ Da führte er sie in ein Wirthshaus, und empfahl sie der Wirthin. Dann eilte er in das königliche Schloß zu seinen Eltern. Als ihn nun der König und die Königin erblickten, und in ihm ihren lieben Sohn erkannten, den sie für todt beweint hatten, stürzten sie ihm entgegen, und wollten ihn in ihrer Herzensfreude küssen. Er aber rief: „Liebe Eltern, küßt mich nicht, denn sonst vergesse ich meine liebe Braut.“ Darüber waren nun seine Eltern sehr betrübt, und sprachen: „So lange haben wir dich als todt beweint, und nun wir dich wieder haben, sollen wir dich nicht einmal küssen?“ Er aber wehrte es ihnen und sprach: „Bereitet mir einen schönen goldnen Wagen mit sechs Pferden bespannt, und rufet mein ganzes Gefolge zusammen, daß ich gehe, und meine liebe Braut abhole. Unterdessen will ich aber ein wenig schlafen, denn ich bin

müde. Da legte er sich hin und schlief bald ein. Nun war aber die Hofdame, die Mutterstelle bei ihm vertreten hatte, die dachte: „Wie? so viele Jahre habe ich für seine Mutter gegolten, und ihn in meinen Armen getragen, und habe ihn aufgezogen, und sollte ihn nicht einmal küssen dürfen?" Und weil sie es nicht länger aushalten konnte, schlich sie in sein Zimmer, neigte sich über ihn, und küßte ihn, während er schlief. In demselben Augenblick erwachte er, aber Epomata war aus seinem Gedächtniß verschwunden. „Lieber Sohn," sprach die Königin, „der Wagen ist bereit; willst du nun gehen, deine Braut abzuholen?" „Meine Braut? Ich habe ja keine Braut," antwortete Feledico, und wollte nun nichts mehr von ihr wissen.

Unterdessen wartete die arme Epomata auf ihn, und da er nicht kam, dachte sie endlich: „Ach, gewiß hat er sich küssen lassen, und hat nun meiner vergessen." Da rief sie die Wirthin, und sprach zu ihr: „Frau Wirthin, ich muß nun einige Zeit bei euch bleiben. Verschaffet mir eine ältliche, ordentliche Frau, die mir diene, und mich begleite." „Ja," antwortete die Wirthin, „ich kenne eine solche Frau, die eben einen Dienst sucht, und die euch gewiß gefallen wird." Da brachte sie eine ältliche Frau, die hieß Donna Maria. Diese blieb bei Epomata, und diente ihr.

Nun lag dem Wirthshaus gegenüber ein Kaffeehaus, in welchem sich immer viele junge, vornehme Leute versammelten; unter ihnen auch ein junger Fürst. Als dieser die schöne Epomata erblickte, und erfuhr, sie sei so allein, entbrannte er in heftiger Liebe zu ihr, und sprach eines Tages zu Donna Maria: „Donna Maria, wollet ihr mir einen Gefallen thun, so bringet eurer Herrin eine Botschaft von mir." „Ich bringe gar keine Botschaften," erwiderte Donna Maria kurz, und ging ins Haus. Epomata aber frug sie: „Mit wem sprachet ihr, Donna Maria?" Die Frau wollte es erst nicht sagen, denn sie dachte: „Meine Herrin ist schön und noch sehr jung." Epomata aber drängte sie, bis sie endlich antwortete: „Edle Frau, es war ein junger Fürst, der wollte mir eine Botschaft an euch auftragen, ich habe sie aber gar nicht anhören wollen." „Ei! warum nicht?" antwortete Epomata, „überbringet mir nur so viele

Botschaften, als er euch gibt." Als nun Donna Maria wieder ausging, stand auch schon der junge Fürst vor der Thür, und redete sie an: „Ach, Donna Maria, seid doch so gut, und höret an, was ich eurer Herrin zu sagen wünsche." „Nun denn, so saget mir, was ich meiner Herrin für eine Botschaft überbringen soll." „Saget eurer Herrin, ich würde ihr hundert Unzen verehren, und euch zwanzig, wenn sie mir erlaubt, heute Abend bei ihr zu essen, und die Nacht bei ihr zuzubringen." Diese Botschaft überbrachte Donna Maria der schönen Epomata, die antwortete: „Ohne Zweifel; sage ihm nur, ich erwarte ihn."

Als es Abend wurde, kam der Fürst, und brachte gleich einen großen Beutel voll Goldstücke mit für Epomata, und zwanzig Unzen für die Magd. Das Abendessen war bereit, und nachdem sie gegessen und getrunken hatten, sprach Epomata: „Ich werde zuerst in meine Kammer gehen; über ein Weilchen könnet ihr auch kommen." Als sie aber in der Kammer war, stellte sie ein Becken mit Wasser in die Mitte der Stube, schlug ihr Zauberbuch auf, und sprach einen Zauber über das Becken aus: „Einer soll herein und Einer heraus!" Dann stellte sie einen Stuhl neben das Becken, und sprach auch darüber einen Zauber aus, daß er Jeden festhielt, der sich darauf setzte, und legte sich zu Bette. Um das Bette aber hielten Zauberinnen mit entblößten Schwertern Wache.

Nach einer Weile kam der junge Fürst auch herein, und Epomata sprach zu ihm: „Edler Fürst, in meinem Vaterlande ist es Sitte, sich die Füße zu waschen, ehe man sich niederlegt; darum wollet euch dieser Sitte fügen, und euch in dem Becken die Füße waschen." Der Fürst setzte sich auf den Stuhl, den Epomata verzaubert hatte, und steckte den einen Fuß ins Wasser, das war aber so kochend heiß, daß er den Fuß mit einem leisen Schrei herauszog, und den andern hineinsteckte. Aber er verbrannte sich wieder, und als er aufstehen wollte, hielt ihn der Stuhl fest. Er mochte wollen oder nicht, er mußte die ganze Nacht bald den einen, bald den andern Fuß ins heiße Wasser stecken, bis sie beide dick geschwollen waren. Unterdessen schlief Epomata ruhig die ganze Nacht, und am Morgen, als sie aufwachte, sprach sie: „Was! Ihr seid

noch da? Schnell, verlasset mein Zimmer, daß man euch nicht in diesem Zustande sehe, und es mir zur Unehre gereiche." Da schalt der Fürst, und schimpfte über sie, und verließ das Zimmer voll Zorn.

Als aber seine Freunde ihn frugen, wie es ihm ergangen, dachte er: „Habe ich gelitten, so könnet ihr es auch probiren, und antwortete: „O, recht gut; sie ist ein herrliches Weib."

Das hörte ein andrer junger Mann, ein Edelmann, der kam zu Donna Maria und sprach: „Saget eurer Herrin, ich wolle ihr achtzig Unzen schenken, und euch zwanzig, wenn sie mir erlaubt, heute Abend bei ihr zu essen, und die Nacht bei ihr zuzubringen." Als Donna Maria der schönen Epomata diese Botschaft überbrachte, antwortete sie: „Sage ihm, er könne kommen, wenn er wolle." Am Abend kam der Edelmann und brachte das Geld mit. Da aßen sie, und Epomata sprach gar freundlich und höflich mit ihm Nach dem Essen aber sprach sie: „Ich werde zuerst in mein Zimmer gehen, über ein Weilchen könnt ihr kommen." Da ging sie in ihre Kammer, stellte zwei angezündete Lichter auf den Tisch, schlug das Zauberbuch auf, und sprach einen Zauber über die Lichter: „Eines verlöscht, Eines wird angezündet!" Dann sprach sie auch einen Zauber über den Boden, daß sich Keiner von seiner Stelle fortbewegen konnte. Nun ging sie zu Bette, und die Zauberinnen hielten unsichtbare Wache um ihr Lager.

Nach einem Weilchen kam auch der Edelmann in die Kammer, und Epomata sprach: „Edler Herr, die Lichter thun mir an den Augen weh, wollet sie auslöschen, ehe ihr euch niederleget." Da löschte der Edelmann das eine Licht aus, und dann das andre, unterdessen aber entzündete sich das erste wieder, und so brachte er die ganze Nacht zu, denn so oft er ein Licht ausblies, entzündete sich das andre sogleich wieder von selbst. Und als er im Zorne fortgehen wollte, konnte er sich nicht von seinem Platze bewegen, und mußte blasen, bis er einen ganz dicken Mund bekommen hatte. Am Morgen erwachte Epomata und rief: „Wie? Ihr steht noch immer da? Schnell, verlasset mein Zimmer, denn wenn euch Jemand sieht, gereicht es mir zur Unehre." Da verließ er

das Zimmer mit vielen Schmähungen gegen Epomata, die ihm so übel mitgespielt hatte.

Als er aber ins Kaffeehaus kam, und ihn seine Gefährten frugen, wie es ihm ergangen sei, antwortete er eben so wie der Fürst: „O, recht gut."

Nun war auch der Sohn eines Kaufmanns, der kam auch zu Donna Maria, und sprach: „Saget eurer Herrin, ich werde ihr funfzig Unzen geben, und euch zehn, wenn sie mir erlaubt, heute Abend bei ihr zu essen, und die Nacht bei ihr zuzubringen." Donna Maria überbrachte diese Botschaft der schönen Epomata, die antwortete: „Sage ihm nur, er könne kommen, wann er wolle." Am Abend kam der Kaufmannssohn, und Epomata empfing ihn freundlich, und sie aßen mit einander. Nach dem Essen sagte sie: „Ich werde zuerst in meine Kammer gehen; über ein Weilchen könnet ihr kommen." In der Kammer aber schlug sie ihr Zauberbuch auf, und sprach einen Zauber über das Fenster aus: „Einer soll auf, und Einer zu!" Dann sprach sie auch über den Boden einen Zauber aus, daß sich Keiner von seinem Platze bewegen konnte. Darauf ging sie ruhig zu Bett, denn sie wußte, daß die Zauberinnen Wache um sie hielten.

Nach einem Weilchen kam der Kaufmannssohn herein, und Epomata sprach zu ihm: „Edler Herr, das Fenster steht noch offen; wollet es schließen, ehe ihr euch niederleget." So oft er nun den einen Fensterflügel schloß, fuhr der andre auf, und versetzte ihm einen starken Schlag gegen die Brust; und das ging die ganze Nacht so fort, denn er konnte sich nicht von seinem Platze bewegen, bis ihm die Brust ganz aufgeschwollen war. Am Morgen erwachte Epomata, und rief ihm zu: „Was? Ihr steht noch da? Verlasset sogleich meine Kammer, daß man euch nicht bei mir sehe, und es mir zur Unehre gereiche." Da verließ er die Kammer mit vielen Schmähungen gegen Epomata, und schlich mühsam die Treppe hinunter, denn er konnte nicht einmal grade gehen. Als ihn seine Freunde in diesem Zustande sahen, gestanden auch sie, was ihnen begegnet war, und alle drei schimpften und schmähten die arme Epomata.

Nun war eine geraume Zeit verflossen, seit Feledico die arme Epomata verlassen hatte; da hörte sie eines Tages, er werde nun eine reiche Königstochter heirathen, und nächstens solle die Hochzeit sein. Da schlug sie ihr Zauberbuch auf, und wünschte sich zwei Puppen, einen Knaben, der auf der Geige spielte, und ein Mädchen, das sang, und sogleich standen die beiden Puppen vor ihr, und waren gar fein und zierlich anzusehen. Da rief sie Donna Maria und sprach zu ihr: „Nimm diese beiden Puppen, und trage sie vor des Königs Schloß. Dort rufe laut aus: „Wer kauft schöne Puppen! Ei was habe ich für schöne Puppen! Einen Knaben der spielt und ein Mädchen das singt!“ und thue das so lange, bis der König oder sein Sohn dich anrufen. Dann verkaufe ihnen die beiden Puppen.“

Donna Maria that, wie Epomata ihr befohlen hatte, trug die Puppen vor das königliche Schloß, und rief mit lauter Stimme: „Ei was habe ich für schöne Puppen! Einen Knaben, der geigt, und ein Mädchen, das singt!“

Nun standen der König und sein Sohn gerade am Fenster, und Feledico sprach: „Lieber Vater, sehet doch die schönen Puppen, die die Frau zum Verkauf ausbietet; ich möchte sie wohl gerne kaufen.“ Da riefen sie die Frau herauf, wurden mit ihr Handels einig und kauften ihr die beiden Puppen ab. Als sie nun bei Tische saßen, sprach der König: „Feledico, du hast heute zwei hübsche Puppen gekauft, bringe sie einmal her, daß sie vor der ganzen Gesellschaft ihre Künste zeigen.“ Feledico holte die Puppen, und stellte sie auf den Tisch, und sogleich fing der Knabe an zu geigen, und nachher sang das Mädchen und sprach: „Weißt du noch, wie du in einem Thurm eingesperrt warst, und in der Nacht dein Schicksal dich rief, und dir sagte, du wärest eines reichen Königs Sohn, und dasselbe so oft wiederholte, bis deine Eltern dich zu sich nehmen mußten? Weißt du das noch?“ „Nein!“ antwortete der Knabe, und „paff!“ bekam er von dem Mädchen eine tüchtige Ohrfeige. Diese Ohrfeige aber mußte Feledico fühlen, als ob er sie bekommen hätte, also daß er einen lauten Schrei ausstieß. Das Mädchen fuhr fort: „Weißt

du noch, wie du auf die Jagd gingest, und einen Vogel schießen wolltest, und plötzlich aus dem Walde in das Schloß der Zauberin versetzt wurdest? Wie du dort die schöne Epomata sahest, und sie dich vom Tode errettete, als ihre Mutter dich hinrichten lassen wollte, und wie sie endlich mit dir entfloh? Weißt du das noch?" „Nein!" antwortete der Knabe, und „paff!" bekam er wieder eine schallende Ohrfeige, Feledico aber fühlte sie, so daß er laut aufschrie. „Weißt du noch, wie du mit Epomata flohest, und ihre Mutter euch verfolgte, und Epomata in einen Garten verwandelt wurde, und du in einen Gärtner? Wie sie dich frug, ob du einen Mann und eine Frau habest vorbeireiten sehen, und du antwortetest von Fenchel und Spargel? Weißt du das noch?" „Nein!" Und wieder fühlte Feledico eine tüchtige Ohrfeige, daß er schrie. „Weißt du noch, wie die Zauberin uns wieder verfolgte, und ich in eine Kirche verwandelt wurde, und du in den Sakristan? Wie sie dich wieder nach uns frug, und du von der Beichte und vom Pater sprachest?" „Nein!" „Paff!" fühlte Feledico wieder eine Ohrfeige. „Weißt du noch, wie die Zauberin uns wieder einholte, und du zum Teich wurdest, und ich zum Aal darin? Weißt du noch, wie meine Mutter mich fangen wollte, und ich ihr immer wieder entschlüpfte, bis sie im Zorn einen Fluch wider mich aussprach: „„So möge er denn deiner vergessen, sobald er zu Hause den ersten Kuß bekommt!"" Wie du mir schwurest, du wollest dich von Niemand küssen lassen, und meiner nicht vergessen? Weißt du das noch?" Als aber Feledico diese Worte hörte, erinnerte er sich auf einmal der armen Epomata, und fuhr auf von seinem Stuhl, und stürzte aus dem Haus, und lief eilend zum Wirthshaus, wo Epomata noch immer auf ihn wartete. Da er sie nun sah, fiel er ihr zu Füßen, und bat sie um Verzeihung und sprach: „Ja, du hast Recht, mir Vorwürfe zu machen, weil du so lange hast leiden müssen; doch nun bin ich gekommen, und will dich zu meinen Eltern bringen, und du allein sollst meine Gemahlin sein."

Während sie noch so sprachen, kam ein schöner goldner Wagen, den schickte die Königin, um ihre Schwiegertochter abzuholen, und Epomata legte königliche Kleider an, und fuhr mit Feledico aufs Schloß, und da

der König und die Königin sie sahen, waren sie hocherfreut über ihre Schönheit, und sprachen: „Nun soll auch Alles zur Hochzeit hergerichtet werden.“ Der andern Braut aber ließen sie sagen, Feledico könne sie nun nicht mehr heirathen, denn er habe schon eine Braut. Epomata war aber noch eine Heidin, darum mußte sie erst getauft werden, und erhielt einen christlichen Namen.

Als nun die Hochzeit sein sollte, schickte Epomata einen Boten zu ihrer Mutter und ließ ihr sagen: „Liebe Mutter, verzeihet mir das Unrecht, das ich euch gethan habe, denn ich habe viel gelitten darum. Wollet mir verzeihen, und zu meiner Hochzeit kommen.“ Da nun so lange Zeit verflossen war, war auch der Zorn der Zauberin verraucht und sie erfüllte den Wunsch ihrer Tochter, und kam zur Hochzeit, die mit großer Pracht gefeiert wurde.

Nach einigen Tagen sprach die Zauberin zu Feledico: „Lieber Schwiegersohn, ich werde euch nun verlassen, erfüllet meinen Befehl, so wird es euch zu Gute kommen. Heute Abend, wenn ich von meiner Tochter Abschied genommen habe, werde ich in diese Kammer kommen; da müßt ihr mir den Kopf abschneiden, und ihn oben an die Decke hängen. Meine Glieder müßt ihr auch abschneiden, und in die vier Ecken legen; meinen Rumpf aber zerhauet in kleine Stücke, und streut sie im Zimmer umher.“ Da ging Feledico zu Epomata und sprach: „Das und das hat deine Mutter mir befohlen zu thun, ich werde es aber nicht thun, denn wie könnte ich Hand an deine Mutter legen?“ „Ach was!“ antwortete sie, „du kannst es nur getrost thun, wenn meine Mutter es dich geheißen hat, denn sie ist eine so mächtige Zauberin, daß ihr nichts zu schaden vermag.“

Am Abend nahm die Zauberin Abschied von ihrer Tochter, und ging dann in ihre Kammer, Feledico folgte ihr, und zerschnitt sie ganz so, wie sie ihm befohlen hatte. Als er aber am andern Morgen wieder in die Kammer trat, sah er eine solche Pracht, daß er verwundert stehen blieb. Wo der Kopf gehangen hatte, hing nun eine prächtige goldne Krone; die Glieder aber und der Rumpf waren zu großen Haufen

lauteren Goldes und edler Steine geworden. Das Alles war das Hochzeitsgeschenk der Zauberin an ihre Tochter.

Feledico aber lebte glücklich und zufrieden mit seiner jungen Frau, und wir haben das Nachsehen.

---

56. Vom Grafen und seiner Schwester.

Es war einmal ein Graf, der hatte eine Schwester, die war sehr schön, schöner als die Sonne. Diese Schwester wollte der Graf niemals verheirathen, denn es war ihm Keiner gut genug für sie. Als er sich nun selbst verheirathete, behielt er seine Schwester im Haus, und so oft er seiner Frau ein schönes Kleid schenkte, schenkte er seiner Schwester ein gleiches. Gegenüber aber wohnte der König. Da sprach eines Abends die schöne Schwester des Grafen zu ihrer Lampe:

„Goldne Lampe mein,
Silberdocht so fein,
Sagt mir, was der König macht?
Ob er schläft wohl? ob er wacht?“ *)

Die Lampe aber war eine Zauberlampe, und antwortete:

„Tritt, o Herrin, leise herzu,
Zur Stund liegt der König in tiefer Ruh.“ **)

Da eilte die Schöne über die Straße und kam in die Kammer des Königs. Mit dem Tagesgrauen aber eilte sie wieder zurück, und Niemand wußte, woher sie gekommen war. Am zweiten Abend ging es eben so und der König war in großer Verzweiflung, weil er nicht erfahren konnte wer die Schöne war, die schon zweimal bei ihm geruht hatte. Er erzählte

---

*) »Lampa mia d' oru,
Micciu miu d' argentu,
Chi fa lu re? Dormi o vigghia?«

**) »Ntrasiti, Signura,
Chi lu re dormi a st' ura.«

es aber dem Grafen, der rieth ihm und sprach: „Wenn die Schöne heute Abend ihr Kleid abwirft, so versteckt es. Auf diese Weise können wir morgen erfahren, wer es ist."

Das that der König, und als die Schöne wieder in seine Kammer trat und ihr Kleid abwarf, nahm er es fort und versteckte es, und als sie beim ersten Morgengrauen entfliehen wollte, fand sie ihr Kleid nicht und mußte ohne dasselbe fort. Der König aber zeigte das Kleid dem Grafen, der erschrak und dachte: „Ein solches Kleid habe ich ja meiner Frau und meiner Schwester vor kurzem noch geschenkt. Sollte es eine von ihnen sein!" Da ging er nach Hause und sprach zu seiner Frau: „Zeige mir einmal das letzte Kleid, das ich dir geschenkt habe." Die Frau zeigte es ihm sogleich und er ging zu seiner Schwester und sagte auch ihr, sie solle ihm ihr Kleid zeigen." Sie aber antwortete: „Ich will es gleich holen, ich habe es in einen Schrank verwahrt." Sie ging aber zur Frau ihres Bruders und bat: „Liebe Schwägerin, leihet mir doch auf einen Augenblick euer Kleid," und brachte es ihrem Bruder. Weil aber ihre Kleider ganz gleich waren, so merkte der Graf den Betrug nicht. Das schöne Mädchen aber kam nicht mehr zum König.

Bald merkte die Schwester des Grafen, daß sie Aussicht habe ein Kind zu bekommen. Sie verbarg sich aber vor ihrem Bruder, und als ihre Stunde kam, gebar sie einen wunderschönen Knaben. Den legte sie in einen Korb und bedeckte ihn mit den schönsten, wohlriechenden Blumen und schickte ihn dem König. Als nun der König die Blumen abdeckte und das wunderschöne Kind erblickte, dachte er wohl, es wäre sein Sohn, und ließ den Grafen rufen und sprach zu ihm: „Da hat mir eine Unbekannte diesen wunderschönen Knaben geschickt. Das ist gewiß meine Schöne gewesen, wüßte ich doch nur, wo sie zu finden wäre." „Königliche Majestät," antwortete der Graf, „veranstaltet eine große Festlichkeit und ladet dazu alle Damen der Stadt. Dann lasset ein großes Feuer anmachen, weiset das Kind vor und thut, als ob ihr es ins Feuer werfen wolltet, so wird sich die Mutter des Kindes schon verrathen."

Also veranstaltete der König eine große Festlichkeit, und alle Damen

der Stadt kamen zusammen, und darunter auch die Schwester des Grafen. Mitten im Fest aber ließ der König ein großes Becken mit einem brennenden Feuer hereinbringen. Dann zeigte er das Kind in seinem Korbe und sprach: „Seht das schöne Kind, das eine Unbekannte mir geschickt hat. Was soll ich aber damit machen? Ich denke, ich will es lieber verbrennen." Da rief eine jammernde Stimme: „O mein Sohn, mein Sohn," und die Schwester des Grafen stürzte sich auf den Knaben. Als der Graf das hörte, zog er im Zorn sein Schwert und wollte seine Schwester ermorden. Der König aber fiel ihm in den Arm und rief:

„Halt ein, o Graf! es trägt kein Schandmal,
Des Grafen Schwester, des Königs Gemahl." *)

Da wurde nun eine schöne Hochzeit gefeiert und die Schwester des Grafen wurde Königin, und sie lebten glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachsehen.

---

*) »Fermati Conti, vergogna non è!
Soru di Conti e mugghieri di rè!«

Ende des ersten Theiles.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

